Geschichte eines Mohammedaners der Christ wurde

von

JOHANNES AWETARANIAN



Hb 6701/1

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Bibliothek der
Deutschen
Morgenländischen
Gesellschaft

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13



Geschichte eines Mohammedaners der Christ wurde

1938/135

Die Geschichte des Johannes Awetaranian)

Von ihm selbst erzählt.
Nach seinem Tode ergänzt von

Richard Schäfer

Zweite Auflage. 3.—5. Tausend
Mit 26 Abbildungen und einem
farbigen Titelbild



1930
Potsdam
Missionshandlung und Verlag
(Lepsius, Fleischmann und Grauer)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

[Tveteranian, Johannes]+

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1930 by Missionshandlung und Verlag, Potsdam.

Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft

Vorwort

Der Christ gewordene Mohammedaner, von dem dieses Buch berichtet, starb 1919.

Bis zum Jahre 1900 hat er seine Lebensgeschichte in der ersten, 1905 erschienenen Auflage selbst erzählt. Sie schloß mit dem Bericht über seinen Anschluß an die Deutsche Orient-Mission, in deren Veröffentlichungen seine späteren Erfahrungen erschienen sind.

1918 schied Missionar Johannes Awetaranian aus der Deutschen Orient-Mission aus und schloß sich der Dr. Lepsius Deutschen Orient-Mission, Potsdam, an. Mit Awetaranian ging auch dessen Lebensarbeit an die Lepsius-Mission über.

Nach Awetaranians Tode wollte Johannes Lepsius, der hierzu berufenste Mann, die Lebensgeschichte neu und vervollständigt herausgeben. Er wurde durch Krankheit und Tod daran gehindert. Die Aufgabe verblieb seiner Missionsgesellschaft. Als deren Generalsekretär, der unter Johannes Lepsius 33 Jahre und mit Johannes Awetaranian von 1900 an in der gemeinsamen Arbeit gestanden hat, fiel sie mir zu. Ich erfülle eine Pflicht gegen zwei hochverdiente Männer, wenn ich mich der Aufgabe nicht entziehe: festzuhalten, was deutsch-evangelisches Glaubensleben, vereint mit der sich selbst hingebenden Liebe des Christ gewordenen Mohammedaners, in der Vergangenheit zu tun vermochte. Wenn die müden Schnitter ihre Sensen aus den Händen legten, warfen sie sie nicht weg, sondern gaben sie weiter, denn die Ernte war das Ziel, für das allein sie arbeiteten.

Herr der Ernte, sende Arbeiter in deine Ernte!

Potsdam, den 31. März 1930.

Richard Schäfer,

i. A. der Dr. Lepsius Deutschen Orient-Mission Potsdam.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Buchdruckerei A. W. Zickfeldt, Osterwieck am Harz.

Erstes Kapitel.

Kindheit und Jugendjahre.

Ich, Johannes, bin aufgewachsen im Glauben und in der Lehre des Islams und gedenke, die folgende Geschichte zu schreiben, um die Gnade dessen zu preisen, der mich durch sein Evangelium berufen und durch den heiligen Geist überzeugt hat um des vergossenen Blutes seines Sohnes willen. Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!

In Erserum in Kleinasien lebte ein Muslim mit Namen Suleiman Efendi, der Siegelbewahrer des Vali Assad Pascha war. Er hatte zwei Töchter, Chadidsché und Münifé. Münifé, die jüngere von beiden, verlor im Alter von zwölf Jahren Gehör und Sprache, später nahm auch ihr Augenlicht so ab, daß sie fast nichts mehr sehen konnte. Der bekümmerte Vater wandte sich an viele Ärzte; sie wußten aber keinen Rat. Auch die berühmtesten, deren Bemühungen Suleiman Efendi dank seines beträchtlichen Vermögens in Anspruch nehmen konnte, vermochten dem unglücklichen Kinde nicht zu helfen. Chadidsché war gesund und wurde von ihrem Vater an den Stadtsekretär Zehni aus Baiburt, einen unter den Mohammedanern bekannten Dichter, verheiratet. Suleiman Efendi wünschte sich sehr einen Enkel, da ihm selbst ein Sohn versagt geblieben war. Groß war daher die Freude, als Chadidsché einen Sohn gebar. Als aber dieses Kind den Eltern schon nach drei Jahren durch den Tod entrissen wurde, da hielt es den Großvater nicht mehr in der Heimat. Er verließ sein Haus und seine Töchter und zog fort, um nie zurückzukehren. Wenige Jahre später verlor Chadidsché auch ihren Mann und blieb nun mit der taubstummen Schwester allein. Jedoch nach kurzer Zeit verheiratete sie sich zum zweiten Male mit einem geistlichen Scheich Rädschäb-Baba aus dem Dorfe Haidari in der Nähe von Erserum. Ein paar Jahre blieben sie in Erserum. Dann zog der Scheich mit Frau und Schwägerin nach Haidari.

Während sie dort wohnten, kam eines Tages ein Mann namens Ghanizade Ali aus dem Dorfe Ewrenli zu dem Scheich, um als Mürid, d. h. als sein Anhänger, die Weihe von ihm zu erhalten. Zu diesem Zwecke mußte er ihm der Sitte und Ordnung der Derwische gemäß einige Jahre dienen. Während dieser Zeit erwachte in dem Scheich der Gedanke, diesen seinen Schüler mit der unglücklichen Münifé zu verheiraten. Ali kam dem Wunsche seines Lehrers und Herrn nach, um so mehr, da dieser ihm prophezeit hatte, er werde einen Sohn haben, dessen Geburt die ganze Familie glücklich machen werde. Diese Voraussagung ging in Erfüllung. Am 30. Juni 1861 bekam Münifé einen Sohn, der Muhammed Schükri genannt wurde.

Aber nach einiger Zeit starb der Scheich, und Chadidsché kehrte nun mit ihrer Schwester und dem Knaben, der vollkommen ihrer Pflege überlassen war, in die Stadt zurück. Als Schükri etwa drei Jahre alt war, ging die Tante eines Tages mit ihm und seiner Mutter ins Badehaus. Da er-

eignete sich etwas Wunderbares. Münifé, die auf dem Stein in der Mitte saß, begann plötzlich zu sprechen und erkannte alle Gegenstände um sich her. Sie rief ihren Knaben zu sich, nahm ihn auf den Schoß, herzte und küßte ihn und versprach, ihm Süßigkeiten zu geben, sobald sie daheim sein würden. Nach beendetem Bade legten alle sich auf die Polster, um zu rauchen. Als aber Chadidschés, die durch die plötzliche Heilung der Schwester aufs äußerste erregt war, nach einiger Zeit die Schlummernde wecken wollte, da öffnete diese ihre Augen nicht mehr. Sie war tot.

Am folgenden Tage war das Begräbnis. Schükri blieb in Chadidschés Pflege. Der Vater ließ es ruhig geschehen, hatte doch die Tante immer gut für den Knaben gesorgt. Nach einiger Zeit aber kam er, um seinen Sohn abzuholen. Jedoch Chadidschés weigerte sich aufs entschiedenste, ihm das Kind, das sie liebte, als wäre es ihr eigen, zu überlassen. Wieder und wieder kam der Vater, um seinen Sohn zu verlangen, vergebens; die Tante verschloß schließlich ihr Haus, um ihm den Eintritt zu wehren. Da schien er seine Bemühungen aufzugeben; er hielt sich dem Hause, ja selbst der Stadt fern, und Chadidschés begann, in ihren Vorsichtsmaßregeln nachzulassen. Eines Tages spielte Schükri auf der Straße — da erschien Ali plötzlich, rief ihn zu sich und nahm ihn mit ins Dorf, wohin das Kind dem Vater auch ohne Widerstreben folgte. Aber kaum hatte Chadidschés das Verschwinden des Knaben bemerkt, da schickte sie einen Gendarmen aus, der auch wirklich nach kurzer Zeit den Kleinen zurückbrachte. Nun aber wandte sich der Vater an den Müfti, um mit Hilfe des Gesetzes sein Recht zu erlangen. Jedoch Chadidschés, die mit der Frau des Müfti befreundet war, wußte es einzurichten, daß die Sache wieder und wieder hinausgeschoben wurde. Als aber der Müfti sah, daß er auf die Dauer das Gesetz nicht werde umgehen können, gab er den beiden den Rat, sich zu heiraten. Auf diese Weise wurde der Streit beigelegt.

Ali war ein merkwürdiger Mann. Eine unbegrenzte Sehnsucht nach Wahrheit erfüllte ihn, und daß sie nicht gestillt wurde, machte sein Leben ruhelos und unglücklich. Die Ideen der Derwische trieben ihn hin und her. Heute war er bei diesem Scheich, morgen bei jenem, bald zog er Handel treibend durchs Land, bald beschäftigte er sich damit, Amulette zu schreiben, nahm auch hin und wieder etwas Geld dafür ein; zeitweise auch diente er im Heere. So kam es, daß oft Monate und Jahre vergingen, ohne daß er sich um seinen Sohn kümmerte. Hätte nicht Chadidschés liebevolle Sorgfalt über dem Knaben gewacht, so wäre er wohl in ein Dorf geschickt worden und bei Verwandten des Vaters ohne Erziehung aufgewachsen. Bis in sein sechzehntes Jahr blieb er im Hause der Tante, die durch den Verkauf seines Erbteils, der von Suleiman Efendi, ihrem Vater, hinterlassenen Häuser, die Mittel gewann, sich und ihren Schützling zu erhalten.

Von seinem sechsten Jahre an besuchte Schükri die Schule eines Mollahs, der ihn bis zu seinem zwölften Jahre in der Lehre des Islams unterrichtete. In dieser Zeit schlug der mohammedanische Glaube tief in dem empfänglichen Gemüt des Knaben Wurzeln, die durch Menschen wohl später nie hätten ausgerottet werden können. Mit sieben Jahren lernte er nach Vorschrift des Islams das Gebet verrichten. Täglich mußte er daheim der Tante

wiederholen, was der Mollah ihn gelehrt hatte, denn Chadidschê wollte dem Knaben die religiösen Vorschriften und Grundsätze tief in Herz und Gedächtnis prägen.

Als Schükri sein zwölftes Jahr vollendet hatte, schickte die Pflegemutter ihn, da seine Gesundheit das viele Lernen nicht vertrug, zu einem armenischen Schneider namens Garabed in die Lehre. Sie haßte zwar die Christen grenzenlos und verabscheute ihre Religion; da sie aber wußte, daß manche bei den Mohammedanern übliche Sünden bei ihnen nicht vorkommen, vertraute sie den Knaben dem Christen an, freilich unter der Bedingung, daß er fünfmal am Tage seine Gebete in der Moschee verrichten dürfe. So erlernte Schükri zwei Jahre lang das Schneiderhandwerk und begann dann wieder zu lernen.

Inzwischen wurde Ali während des Krieges mit Montenegro zum Militärdienst einberufen und zwar infolge seiner Wahrheitsliebe. Mehrere Jahre früher, während des Krieges mit Rußland, hatte er nämlich im Heere gedient, war aber nach einem Siege der Russen mit der Truppe, bei der er stand, entflohen. Jetzt sammelte man alle, die an jenem Kriege teilgenommen hatten, und vor einem Kriegsgericht wurde Ali gefragt, aus welchem Grunde er damals den Kampf verlassen habe. Er antwortete der Wahrheit gemäß, er sei entflohen. Sein früherer Hauptmann dagegen erklärte, er sei im Lazarett zur Hilfe herangezogen worden, und bedeutete ihm später allein, man werde ihn freilassen, wenn er diese Aussage bestätige. Ali jedoch blieb bei der Wahrheit und wurde infolgedessen in den Krieg geschickt. Übrigens ging es ihm im Heere sehr gut. Man hielt ihn allgemein für einen heiligen Mann wegen seines stillen Wesens und seiner Verbindung mit den Derwischen und hielt ihn meist vom Kampfe fern, damit er bete.

Chadidschê war nun daheim einsam und verlassen. Da rief sie Schükri zu sich und sagte ihm: „Wir müssen fort von hier. Gewiß werden die Russen nach Erserum kommen und Jammer und Elend bringen. Wir wollen nach Baiburt, in die Heimat meines verstorbenen Mannes Zehni, damit dir kein Leid geschieht.“ Zehni hatte einen Sohn aus erster Ehe hinterlassen, der seine Stiefmutter häufig besuchte. Im Hause dieses Mannes, der ein tüchtiger Schriftsteller geworden war, fand Chadidschê jetzt eine Heimat; von ihm lernte Schükri manches. Aber nur ein Jahr hatten sie sich in Baiburt aufgehalten, da starb Chadidschê, von ihrem Pflegesohn tief betrauert.

Hier muß der Schreiber dieser Zeilen einflechten, daß er selbst der Knabe Schükri, der Sohn des Ali und der Münifé, ist und daß er noch während seines ganzen späteren Lebens mit großer Liebe seiner Tante und Pflegemutter gedacht hat.

Nachdem die Russen Erserum eingenommen hatten, erhielt ich die Nachricht, daß mein Vater in Ersingian sei und mich zu sehen wünsche. So machte ich mich auf den Weg nach der Stadt. Als ich aber in Ersingian ankam, war mein Vater nicht dort. Erst in seinem Heimatsdorfe Ewrenli fand ich ihn und erzählte ihm, daß Chadidschê gestorben sei. Da teilte er mir seine Pläne für die Zukunft mit. „Hier“, sagte er, „ist unsres Bleibens nicht, denn die Russen haben unsre Stadt eingenommen.“ Ich stimmte ihm

von Herzen zu, da ich die Russen damals so haßte, daß es mir schrecklich war, ein russisches Gesicht zu sehen. „Wir wollen alles, was wir haben, verkaufen," fuhr er fort, „und nach Bagdad ziehen; dort gibt es viele Imamgräber, auch leben viele Derwische in der Stadt." Ich widerstrebte nicht, war ich doch jung und unerfahren und wußte nicht, welch einem Leben der Vater mich entgegenführte.

So zogen wir denn zunächst in die Stadt, um unser Haus zu verkaufen und unsre Kleider mit dem Derwischgewande zu vertauschen. Wir setzten den grünen Turban auf, wozu nur die Sejids, die leiblichen Nachkommen des Propheten, berechtigt sind. Nur einmal in meinem Leben hatte ich ihn bisher getragen; Chadidschê hatte ihn mir eines Tages aufgesetzt, als ich in die Schule ging. Als aber der Mollah mich sah, fragte er erstaunt, wie ich zu dem grünen Turban gekommen sei. Ich erklärte, die Tante habe ihn mir gegeben. Da sagte er sehr ernst: „Weiß denn deine Tante nicht, daß nur die Nachkommen des Propheten einen grünen Turban tragen dürfen? Geh und erzähle ihr, was ich dir gesagt habe!" Als ich nach Hause kam, berichtete ich Chadidschê, was geschehen war. Sie wunderte sich, daß der Lehrer nichts von der Abstammung unsrer Familie wußte. Denn in ihrer Heimat werden die Nachkommen Mohammeds schon an dem Namen erkannt, den niemand außer den Gliedern ihrer Familie trägt. In der Fremde nur machen sie Gebrauch von den Dokumenten, die ihre Abkunft nachweisen. Am nächsten Morgen begleitete die Tante mich zum Mollah, und sobald sie ihm den Namen ihres Vaters genannt hatte, wurde sein Benehmen zuvorkommend, ja demütig. Seit jenem Tage erhob er sich stets, wenn ich kam, ließ mich auch an seiner Seite sitzen; doch erklärte er mir nachdrücklich, daß nicht mir diese Aufmerksamkeit und Ehre gelte, sondern nur meinem erhabenen Vorfahren. Diese Dinge verdienen es meiner Ansicht nach eigentlich nicht, erwähnt zu werden, denn sie sind nichts. Sie zeigen aber, in welchem Aberglauben und in was für Vorurteilen die Völker des Islams befangen sind. Ich war es nicht weniger; ich setzte mein Vertrauen auf nichtige Dinge, solange ich ohne Christus war, und gerade diese meine Abstammung wurde in der Hand des Satans ein Mittel, mich lange Zeit von Christo fernzuhalten. Aber gelobt sei der Name des Erlösers, der mich freigemacht hat!

Mein Vater hatte sich zuletzt der Sekte der Bektaschi-Derwische angeschlossen und zog auch mich zu ihnen. Diese Leute sehen, wie alle Derwische, ihren Leib als ihren größten Feind an und versuchten auf verschiedene Weise denselben zu schwächen und seine Bedürfnisse zu beschränken. Sie machen weite Reisen zu Fuß, fasten oft und ergeben sich dem Esrarrauchen. Durch den Esrar wird nämlich der Geist in Ekstase versetzt und erlangt nach Ansicht der Derwische eine ganz besondere Fähigkeit, sich in die Betrachtung göttlicher Dinge zu versenken, welche die Derwische als Zweck und Ziel des Lebens ansehen, während sie Formen und Zeremonien wie Namaz (das regelmäßige Gebet) und Waschungen geringschätzen.

Mein Vater rauchte Esrar, und ich begann es ebenfalls; ohne zu wissen oder zu bedenken, daß ich mein Leben und meine Jugend der allergrößten Gefahr aussetzte.

Wir verließen Erserum nach kurzer Zeit und kamen nach Ahsanqala, wo wir, wie überall auf unsrer Wanderschaft, bei einem Derwisch einkehrten, um uns mit ihm zu unterhalten. Viel Wunderbares hörte ich dort. Der Gottesdienst, wie ich ihn bisher in meinem Leben treu geübt hatte, sollte nicht gelten; manches, wovor ich mich gehütet hatte, sollte Gott wohlgefällig sein. Zweifel und Fragen erwachten in mir, aber wenn ich Esrar rauchte, verstummten sie bald; dann hielt ich das neue Leben für recht und gut. Meine blasse Gesichtsfarbe, das Sausen und die Schmerzen, die ich bald in meinen Lungen verspürte, sah ich als eine Gnade an. An meine Zukunft, an das, was ich tun und werden sollte, dachte ich nicht, nahm vielmehr völlig die Lebensweise der Derwische an.

Von Ahsanqala kamen wir nach der Festung Chinis, dann nach Musch, von dort ging es weiter nach Bitlis, von dort nach Sert und Djesireh. Nachdem wir uns noch in dem Städtchen Zacho einige Tage aufgehalten hatten, gelangten wir nach Mosul, wo wir viele Gesinnungsgenossen fanden. Besonders in den umliegenden Dörfern wohnen viele Bektaschi-Derwische, die, obwohl sie verschiedenen Richtungen, meist den Jologhli, angehören, in der Lehre nur wenig voneinander abweichen. Auch in Ärwil, wohin wir dann kamen, fanden wir viele dieser Charabati (weltflüchtigen Menschen). In Altun-köpri kehrten wir bei einem Charabati ein, der mir als der bedeutendste und würdigste von allen erschien. Er war ein alter Mann und bekleidete in seinem Städtchen das Amt eines Sunnipriesters; freilich kannte seine Gemeinde seinen Lebenswandel und seine Ansichten nicht, die ja mit allem, was den Sunniten heilig ist, in Widerspruch standen. Ihm vertraute ich meine Zweifel über die Richtigkeit meines jetzigen Lebens an; aber er beruhigte mich völlig, indem er mir erklärte, daß die Lebensweise der Derwische die höhere Stufe der Erkenntnis zeige. Auf meine Frage, warum er denn seine Gemeindeglieder nicht zu solchem Wandel anhalte, antwortete er, sie seien nicht reif dafür.

In Altun-köpri erkrankte mein Vater, und wir kehrten nach Mosul zurück. Nach seiner Genesung hielten wir uns zwei Monate in den Felsenhöhlen des durch sein gutes Brunnenwasser bekannten Wallfahrtsortes Tez-Charab auf. Dort aber ging uns das Geld aus, und nun begannen unsre Schwierigkeiten; überdies wurde mein Vater wieder sehr krank und kam dem Tode nahe. Ich hatte inzwischen für die Bewohner des Ortes verschiedene religiöse Bücher abgeschrieben, und sie versuchten nun, mich in ihrem Dorfe zu behalten. „Dein Vater stirbt", sagten sie, „bleibe du hier! Wir wollen dir ein Haus geben und alles, was du sonst brauchst. Unterrichte unsre Kinder im Lesen, dann werden wir dich noch besonders belohnen." Wenige unter ihnen konnten nämlich lesen und auch diese wenigen nur sehr mangelhaft.

Mein Vater erholte sich nach einigen Tagen, und obwohl die Leute mir ihre Bitte wiederholten, zog ich nun mit ihm nach Erserum zurück, da das Klima jener Gegend sehr heiß und für meinen Vater ungesund war.

Auch in Erserum war unsres Bleibens nur kurze Zeit; bald ging es weiter in das Heimatdorf meines Vaters. Als aber der Winter kam, zog mein Vater allein weiter zu einem 120jährigen Derwisch, den er als seinen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

geistlichen Bruder ansah. Da die Wege durch den Schnee bald unpassierbar wurden, kehrte er erst im Frühjahr zurück; ich aber blieb im Hause einer Verwandten namens Behdschet Chanum, der Schwester des Scheichs, mit dem Chadidschê verheiratet gewesen war. Diese Frau konnte lesen und schreiben und hatte durch ihre Beredsamkeit großen Einfluß in ihrem Kreise. Sie zog, nachdem sie sich zur Sekte der Jologhli bekehrt hatte, ihren Mann, ihre Söhne und Schwiegertöchter, einen Onkel von mir und einige ihrer Nachbarn zu dieser Lehre hinüber. Durch ihre große Freundlichkeit zwang sie mich, bei ihr zu bleiben, obwohl ich nähere Verwandte in dem Dorfe hatte. Sie liebte mich bald wie einen Sohn, und wir lasen und unterhielten uns oft miteinander.

Auch mein Vater huldigte der Lehre der Jologhli, und ich bin jetzt der Ansicht, daß das ganze Wanderleben mit seinen Genüssen und Entbehrungen seinerseits nur zu dem Zweck geführt worden war, mich in der Lehre der Jologhli den Frieden finden zu lassen.

Zweites Kapitel.

Eine Sekte des Islams.

Im folgenden denke ich, einiges über Gottesdienst und Lehre der Jologhlis zu erzählen, die im Mohammedanismus ein verborgenes Dasein führen, während die verschiedenen Derwischorden, wie die Kadiri, Nekschibendi, Rüfai, Tariki-Nazänin und die den Jologhli nahe verwandten Bektaschi, die sich alle nur wenig voneinander unterscheiden, allgemein bekannt sind. Bestimmtes über Sitten und Gebräuche der Jologhli weiß unter den Mohammedanern eigentlich niemand, da sie nicht schriftlich niedergelegt sind, sondern sich nur auf dem Wege der Überlieferung erhalten. Es finden sich wohl hin und wieder Schriften bei ihnen, welche ihre Lehre behandeln, doch werden diese nie gedruckt, und ein Sunni-Mohammedaner wird nie glauben, daß sie solche besitzen, wenn er sie nicht mit eigenen Augen sieht. Darum nennt man die Jologhli auch Kitabsis, „die Buchlosen".

Die Sunniten geben den Anhängern dieser Sekte die verschiedensten Namen, wie Tschiraşöndüren = Lichtauslöscher, Kisilbasch = Rotköpfe, Rafizi = Ketzer; ferner Türk = Barbar, Türkmen, Schebeck, Schahseven, Alallahi, Zairekli, die außerhalb der 72 Religionen Stehenden. Sie selbst nennen sich Jologhli oder Joluschaghi = Söhne des Weges oder Kinder des Weges, d. h. Pilgrime oder Fremdlinge, Erenler = die tapferen Männer, Gertschekler = die Wahrhaftigen usw. Einige Gemeinschaften der Jologhli, die sich aber in Lehre und Zeremonien nicht von den übrigen unterscheiden, tragen besondere Namen wie die Urjanchyşyrli, die Aghu-itschendi, die Babamansuri und die Kureischi. Eine Richtung, die auch, was den Gottesdienst betrifft, von den genannten abweicht, sind die Indj-Jolli = die den schmalen Weg Gehenden.

Meiner Überzeugung nach ist die Lehre der Jologhli aus christlichen Gemeinden hervorgegangen. Vielleicht waren es Galater, die zur Werk-

gerechtigkeit zurückkehrten und dann, von den Mohammedanern bedroht, ihren Glauben in einer dem Islam angepaßten Form bekannten. Man kann sich manche Eigentümlichkeiten ihrer Sitten und Zeremonien, ja selbst eine Art von Dreieinigkeitsbegriff, der zuweilen beim Anrufen des göttlichen Namens hervortritt, kaum anders erklären.

Die Jologhli nennen sich untereinander Brüder. Sie erkennen sich an kleinen Zeichen und Gewohnheiten, die dem Auge des Uneingeweihten ganz unauffällig sind. Die Männer schneiden ihre Schnurrbärte nicht, wodurch sie sich von den meisten Sunniten unterscheiden. Bei der Begrüßung zeigen ihre Augen ein freudiges Aufleuchten, das wieder nur von den „Brüdern" verstanden und erwidert wird. Beim Tischgebet legen sie den Zeigefinger der rechten Hand auf den Tisch.

Gegen die Anhänger ihrer Sekte erweisen die Jologhli eine ausgedehnte Gastfreundschaft. Kommt ein Fremder ins Dorf,— von den Städten halten die Gemeinden sich meist fern — so wird er in dem Hause, in welchem er einkehrt, zunächst von der Hausfrau begrüßt. Sie oder ihre Tochter wäscht dem Gast die Füße und geleitet ihn zu einem Lager, auf dem er einige Stunden ruht. Inzwischen wird der Hausherr benachrichtigt, die Dorfbewohner versammeln sich, und wenn der Fremde erwacht, beginnt rege Unterhaltung, Musik, zuweilen auch Tanz. Bis zum Abend dauert die Festlichkeit; erst wenn der Gast sie entläßt, kehren die Dorfbewohner in ihre Häuser zurück. Bleibt der Fremde länger, so muß der Hausherr jeden Morgen von ihm die Erlaubnis einholen, seinem Tagewerk nachgehen zu dürfen. Jeden Abend aber wiederholt sich die Geselligkeit, mit der der Gast am ersten Tage geehrt wurde. Zum Abschied begleitet der Hausherr den Gast etwa eine englische Meile zum Dorfe hinaus.

So entgegenkommend aber die Jologhli gegen ihresgleichen sind, so zurückhaltend, ja abweisend verhalten sie sich gegen Andersgläubige.

Ehescheidung kommt unter den Anhängern dieser Sekte fast niemals, Vielweiberei sehr selten vor. Auch ist es verboten, die Frauen zu entlassen, wie es bei den Mohammedanern so häufig geschieht. Sie werden vielmehr geehrt und stehen in den Versammlungen den Männern gleich.

Was ihre Stellung zu Hab und Gut betrifft, so streben die Jologhli darnach, alles Eigentum zum Gemeingut zu machen.

Die gottesdienstlichen Versammlungen, die von einem Ältesten, Dädä oder Pir genannt, geleitet werden, finden am Donnerstag abend statt und bestehen aus einer Reihe von 12 Zeremonien.

1. Den Anfang bildet das Segnen des Brotes. Die Gemeinde stellt sich nach Familien auf. Jedes Glied einer Familie legt die Hand auf Arm oder Schulter eines seiner Angehörigen, so daß alle gleichsam einen Leib bilden. Der Familienvater hält das mitgebrachte Brot, über das nun vom Pir ein Segen gesprochen wird. Dann werden alle Brote neben dem Leiter der Versammlung niedergelegt.

2. Es folgt nun die Aussonderung der Gözdji, der Wächter. Aus der Versammlung werden zwei Männer gewählt. Der eine von ihnen erhält einen kurzen, dicken Stock und wird vor die Tür des Versammlungsraumes geschickt, um jedem Fremden den Eintritt zu wehren. Dem andern gibt man

einen langen, dünnen Stecken; er hat seinen Platz an der inneren Tür und hat über die Teilnehmer des Gottesdienstes zu wachen. Wenn jemand unaufmerksam ist oder schläft, so wird er durch eine Berührung mit dem Stock an seine Pflicht erinnert.

3. Wenn diese beiden Männer ihr Amt angetreten haben, stellen andre sich neben den in dem Raum angebrachten Lichtern auf und berühren diese mit einer Hand, während der Pir einen Segen spricht.

4. Nun setzen sich alle im Kreise nieder, ist die Versammlung groß, in doppelter Reihe. Dann folgt die Fußwaschung. Jeder darf sie übernehmen. Wenn der Älteste selbst es tut, so bezeigt er damit seine große Demut und Hingabe. Für gewöhnlich wird aber diese Handlung von drei Frauen ausgeführt. Diese entblößen zunächst den Anwesenden die Füße. Dann treten sie der Reihe nach an jeden heran und waschen ihm nicht die Füße, sondern die Hände. Eine der Frauen hält hierbei die Schale, die andre gießt aus einem Kruge Wasser über die hingestreckten Hände, und die dritte trocknet sie mit einem Tuche.

5. Nachdem in dieser Weise an allen die Waschung vollzogen worden ist, spricht der Älteste im Namen der Gemeinde ein Bußgebet. Er spricht es frei, doch wiederholen sich die Worte meist.

6. Dann wird zum Klange der Guitarre ein Lobgesang angestimmt, den fortwährendes Händeklatschen begleitet. Aus diesen Liedern, die zum Teil einen schönen geistlichen Inhalt haben, erhält die Gemeinde Glaubenslehren und Gebote und Vorschriften für ihren Lebenswandel.

7. Ist der Gesang beendet, so dürfen die Ältesten der Gemeinde Esrar rauchen, während ihnen sonst beim Gottesdienst jedes Rauchen streng verboten ist. Dann erheben sich 5 Männer und beginnen den Sema, den heiligen Tanz, der wieder von der Guitarre begleitet wird. Sie stellen sich einzeln innerhalb des Kreises der Gemeinde auf, einer in der Mitte, und fangen an, sich langsam zu wiegen und zu drehen, indem sie die Arme bewegen. Immer schneller, immer begeisterter wird die Begleitung und reißt die Männer mit fort, bis schließlich der Älteste dem neben ihm Sitzenden einen Wink gibt. Dieser berührt nun einen der Tanzenden, die andern kommen sofort heran, fassen einander an und verneigen sich tief vor dem Pir. Dann folgt in gleicher Weise der Tanz der Frauen.

8. Haben alle ihre Plätze wieder eingenommen, so läßt der Pir die Brote herbeibringen, bricht sie und gibt jedem seinen Anteil. Die Stücke werden mit solcher Freude in Empfang genommen, als hätten die Anwesenden seit Tagen nichts gegessen. Nachdem auch die beiden Gözdji ihr Brot erhalten haben, wird das Mahl unter lebhafter, jedoch rein geistlicher Unterhaltung eingenommen.

9. Dann erheben sich alle, umgürten sich wie Pilger, die eine weite Reise machen wollen, und nun folgt

10. eine der wichtigsten Zeremonien, das Sterben für die Sünde. Zwei verheiratete Männer umschlingen einander und legen sich nach einer tiefen Verneigung vor dem Pir auf ihr Angesicht nieder, wobei ein dritter ihnen behilflich ist, indem er dafür sorgt, daß beider Rücken eine Fläche bilden, so daß sie also wieder gleichsam ein Leib sind. Die beiden

Frauen knieen nun zu Füßen ihrer Männer nieder und bedecken sie mit ihren Gewändern, während sie selbst ihre Gesichter verhüllen. Dann nimmt der Älteste aus einem Kasten einen in vielen Umhüllungen sorgsam aufbewahrten Stock, „Tarik" oder „Ärkan", hervor, der schon seit Jahrhunderten dem gleichen Zwecke dient. Mit diesem schlägt er dreimal auf die wie tot Daliegenden, indem er ruft: „Gott, Mohammed, Ali!" Danach stehen die Toten wieder auf, d. h. die beiden Männer erheben sich, der eine erfaßt mit der Rechten, der andre mit der Linken das Gewand des Ältesten, was ein um-Hilfe-Anrufen bedeutet. Unter dem Arm des Pir hindurchgehend, begeben sie sich dann zur Versammlung zurück, ihnen folgen in gleicher Weise die Frauen, nachdem der Pir dreimal mit dem Stocke ihre hingestreckten Hände berührt hat.

11. An das Sterben für die Sünde schließt sich der Saki, der Trunk. Während die Totenklage um Hussëin gesungen wird, taucht der Älteste den Stab, den er soeben benutzt hat, ins Wasser und gibt dieses dann den Anwesenden zu trinken.

12. Darauf wird noch ein letzter Lobgesang angestimmt, der die Versammlung schließt. Alle verneigen sich nun vor dem Pir und verlassen das Haus.

Was die Lehre der Jologhli betrifft, so ist zunächst zu betonen, daß alle an einen einigen Gott glauben, jedoch in dem Sinne, daß Gott alles in allem sei, d. h. daß die Gesamtheit aller bestehenden Dinge Gott sei und alles andre nichts. Dieses Bekenntnis hat der Dichter Selim Divane in seinem Buche auf folgende Weise erklärt: „Gott, oder was dasselbe ist, der Geist, geht weder irgendwohin, noch kommt er irgendwoher. Den sollst du vielmehr so verstehen: Denke dir ein Meer, an dessen Ufer eine Menge Fässer ohne Boden aufgestellt sind. Legst du eins derselben ins Meer, so füllt es sich mit Wasser; ziehst du es aber heraus, so fließt das Wasser ab. So ist es auch mit dem Leben und Sterben des Menschen. Denn der Spruch des Korans (Sure 15, 29): „Und wir bliesen von unserm Geist in ihn hinein", bedeutet nichts andres als eben nur dies. An andrer Stelle sagt Selim Divane: „Kann denn aus nichts auch je etwas werden? Niemals. Was da ist, ist von Anfang an gewesen, und das Wort „Gott schuf", will nur besagen, daß er die Dinge in eine andre Form brachte."

Wie sich aber in der ganzen Lehre der Jologhli viel Gegensätze finden, so widerspricht dieser Auffassung von der Erschaffung der Welt der Gedanke, daß die Welt überhaupt nicht erschaffen worden sei, auch kein Ende haben werde, wie aus folgender Tradition hervorgeht: „Als Salomo einst auf dem Felde spazieren ging, sah er zwei große Sandberge und zwischen ihnen ein schönes Weib, das ihm den Weg versperrte mit den Worten: „Du bist mein, ich lasse dich nicht!" Salomo versprach ihr, sie zu heiraten, bat sie aber, ihn jetzt weitergehen zu lassen. Das Weib sprach: „Wenn du mir ein Pfand gibst, daß du zurückkommst, so lasse ich dich gehen." Salomo gab ihr seinen Siegelring und ging. Als er zurückkehrte, sah er an derselben Stelle ein sehr häßliches Weib, das er kaum ansehen mochte. Salomo suchte jenes schöne Weib, um sein Pfand zurückzuerhalten. Da rief die Häßliche: „Salomo, Sohn Davids, komm und nimm den Siegelring, den du mir als Pfand gegeben!" Salomo sprach: „Dir habe ich keinen Ring gegeben. Was

soll ich von dir nehmen? Wer bist du denn?" Sie antwortete: „Ich bin die Welt. Ich erscheine den Menschen zuerst entzückend schön, obwohl ich es nicht bin; so verführe ich sie. Komm doch und empfange deinen Ring, wenn du ihn kennst." Dabei zog sie ihre Hand aus der Tasche, voll von Siegelringen, in welche alle „König Salomo, der Sohn Davids," eingraviert war. Ganz verwundert fragte Salomo: „Was soll das bedeuten?" Das Weib antwortete: „Glaube nicht, daß es außer dir nicht noch andre Salomos gegeben habe. Hier habe ich noch Tausende von Siegelringen, die ich alle von solchen, die „Salomo, Sohn Davids," hießen, zum Pfande genommen wie von dir. — Siehst du diese Sandberge? Jedesmal, wenn 100 000 Jahre vergangen sind, nehme ich ein Sandkörnlein von dem einen und werfe es auf den andern Berg. Ich erinnere mich nicht, wie viele Millionen Male diese Berge hin- und herversetzt worden sind. Sie werden noch ohne Ende hin- und herversetzt werden."

Die Jologhli glauben, daß ein gerechter Mensch nach dem Tode als Mensch in diese Welt zurückkehrt zu einem neuen Leben, das sie Paradies nennen. Die Bösen aber erwartet die Hölle, ein neues Leben der Qual in Tiergestalt. Die größte Strafe aber ist es, wenn ein Mensch nach seinem Tode in Staub, dann in Stein, dann in Metall z. B. in Eisen verwandelt wird. Er muß dann die ganze Reihe der Metalle durchmachen, um schließlich wieder Mensch zu werden und den Kreislauf Tier, Mensch oder Staub aufs neue zu beginnen. — Diese Gedanken finden sich klar ausgesprochen in den Schriften von Kaighusyz-Abdal, Adschizi und anderen.

Die Jologhli erkennen alle Propheten an, mit Adam beginnend; auch Mohammed und Ali, Mohammeds Vetter, achten sie hoch und meinen, daß ihre Seligkeit in der Hand der Nachkommen dieser beiden Propheten liege. Dem Äußern nach stehen sie beide gleich, jedoch an innerem Werte überragt ihrer Ansicht nach Ali den Mohammed. Letzteren vergleichen sie mit dem Tage, ersteren mit der geheimnisvollen Nacht. Den Beleg für diese Anschauungen bietet das Buch Jemini, in dem es heißt: „Eines Tages saß Mohammed auf seinem Platze, während Ali und das Volk bei ihm standen. Da kam der Engel Gabriel mit einer Offenbarung zu Mohammed. Als er Ali zur Rechten bemerkte, grüßte er ihn mit einer Verbeugung. Mohammed, dem eine solche Ehre noch nie widerfahren war, verwunderte sich darüber und sprach: „Was ist das, Bruder Gabriel?" — „O Mohammed, Ali ist mein Führer", antwortete der Engel. „Als Gott mich schuf," fuhr er fort, „da hatte er noch nichts andres geschaffen. Ich aber hatte keine Ahnung von meiner Existenz; ich hatte Flügel und schwebte in einem unermeßlichen Raume. 300 Jahre war ich so geflogen und hatte nicht gefunden, wohin ich meinen Fuß setzen konnte. Endlich gewahrte ich eine grüne Kuppel und flog darauf zu, um dort eine Weile auszuruhen. Doch da vernahm ich eine Stimme, welche fragte: „Wer bin ich? Wer bist du?" Ich antwortete: „Ich bin ich, du bist du." Kaum hatte ich es ausgesprochen, da verbrannten meine Flügel, und ich fiel tief in die Leere. Ich weiß nicht, wie lange ich fiel, bis mir wieder neue Flügel wuchsen. Nachdem ich wieder 300 Jahre geflogen war, kam ich an dieselbe Kuppel. Da hörte ich dieselben Fragen und gab dieselben Antworten. Wieder verbrannten meine Flügel, und ich

fiel in den leeren Abgrund. Als meine Flügel gewachsen waren und ich wieder durch die Unendlichkeit flog, war ich in Erinnerung an die früheren Erfahrungen tief betrübt. Da erschien mir ein alter Mann mit weißem Barte und sprach: „Wie lange willst du unverständig sein und gequält werden? Komm, ich will dich lehren, was du sagen sollst, wenn du wieder an die Kuppel kommst und gefragt wirst. Antworte: „Ich bin ein Geschöpf, Du bist der Schöpfer." So tat ich das nächste Mal und wurde gerettet. Danach schaute ich in das Innere der Kuppel und sah eine strahlende Lampe. Ihr Licht leuchtete in drei Farben: weiß, das ist die Farbe Gottes, rot, das ist das Licht (d. h. der Geist) Alis, und grün, das ist das Licht Mohammeds. — O Mohammed," so schloß Gabriel, „Ali war es, der mir jenen weisen Rat gab, er leitete mich, als noch nichts geschaffen war; darum ehrte ich meinen Lehrer, als ich ihn jetzt neben dir stehen sah."

Aus dieser Erzählung folgern die Jologhli, daß Ali von Ewigkeit her gewesen sei. Weiter berichtet ihre Lehre, daß der in der Bibel genannte Elias Ali sei, daß er im Neuen Testament als Johannes der Täufer erschienen, ja, daß er der Maria in Gestalt eines Jünglings begegnet sei (die Sunniten behaupten, dieser Jüngling sei Gabriel gewesen). Er habe die Jungfrau mit so eindrucksvollem Blick angesehen, daß sie sogleich empfing. Im Koran wurde er dann als Ali genannt. Später sei er als Hadji-Bektasch-i-Veli erschienen; er sei immer auf der Welt, auch der Mahdi (siehe unten) sei kein andrer als er (die Sunniten glauben, daß der Mahdi erst geboren werden wird).

Alle diese Lehren finden sich in dem Buche Nirani Sultan, das als einzige Schrift der Jologhli vor einer Reihe von Jahren in Konstantinopel gedruckt wurde.

Auch an die zwölf Apostel glauben die Jologhli, doch halten sie sie für die zwölf Imame, die von Mohammed und Ali abstammen. Ihre Reihe beginnt mit Ali selbst, dann folgen die beiden Söhne Hassan und Hussein, die ihm seine Gemahlin Fatime, die Tochter Mohammeds, schenkte. Ihnen folgt Husseins Sohn Zein-el-Abidin, weiter Mohammed-Bakir, Musa-i-Kazim, Hasan-el-Askeri, Mohammed Taki, Ali-en-Naki, Ali-Riza, Dschafer-i-Sadyk und Mahdi-el-Hadi. Dieser letztgenannte verschwand in einer Höhle, aber in der letzten Zeit wird er wiederkehren, um den Kampf mit dem Antichrist aufzunehmen.

Eine andere Überlieferung berichtet, daß die Seelen der zwölf Imame vor allen erschaffenen Wesen ins Dasein gerufen wurden oder daß sie von jeher existierten. Andre schreiben nur den Seelen von Fatime, Hassan und Hussein ein Dasein von Ewigkeit her zu, und wieder andre erklären, daß sie alle nur eine Seele seien, daß auch Hadji-Bektasch eins mit ihnen sei. Auch die Nachkommen Mohammeds sollen jene Seele haben, und jene Seele ist Gott.

Fünf Offenbarungen hat Gott nach der Lehre der Jologhli den Menschen gesandt: das Gesetz Mosis, die Psalmen, das Evangelium, den Koran und das Buch des Imam Djafer-i-Sadyk. Diesem letzteren zu folgen, hält die Sekte sich verpflichtet. Außerdem besitzen sie aber noch andre Schriften, „die Befehle der Heiligen" genannt. Aus einer derselben weist die Sekte ihre heilige Abstammung nach und zwar aus folgendem Bericht:

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

„Als Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben wurden und auf der Erde lebten, wurden ihnen Kain und Abel geboren. Da stritten sie miteinander: Adam sagte, die Kinder seien von ihm, Eva behauptete, sie seien von ihr. Um die Frage zu entscheiden, wollten sie es auf einen Versuch ankommen lassen, und jeder von ihnen stellte einen Krug hin. — Adam beschäftigte sich mit Ackerbau, Eva bereitete zu Hause das Essen und trug es aufs Feld. Sie bediente aber ihren Mann nicht gut, und Adam war sehr unzufrieden mit ihr. Da sandte Gott eine himmlische Jungfrau, genannt „die Erlöste", in Adams Haus. Diese sagte zu Eva: „Weil dein Mann mit dir unzufrieden ist, hat Gott mich gesandt, daß ich seine Frau sein soll. Wo ist dein Mann?" Eva sprach: „Setze dich ein wenig; ich will ihn rufen." Sie nahm die Speise, eilte zu Adam aufs Feld und war äußerst liebenswürdig gegen ihn, so daß er froh und dankbar war. Da sprach Eva zu ihm: „Schwöre mir, daß du, während ich lebe, keine andre heiratest." Adam schwor. Als er aber am Abend nach Hause kam und die Erlöste sah, wurde er sehr betrübt über seinen Eid. Aber siehe da, aus seinem Kruge kam Seth hervor. Da aber der Krug zu eng gewesen war und Eva ihn aus Zorn darüber, daß der ihre leer geblieben war, stark geschüttelt hatte, war Seth hinkend. Adam verheiratete später Seth mit der Erlösten, und von diesen beiden stammen alle Propheten ab, denn in ihm ist kein Teil von der Sünderin und Betrügerin."

Die Jologhli nun behaupten, daß sie das „erlöste Volk", die Nachkommen Seths und der Erlösten, sind. Sie gehören nicht zu den 72 Religionsgemeinschaften und werden „halb" genannt, weil ihr Stammvater halb war, d. h. von Adam allein abstammte.

Zum Schluß will ich noch zwei Stellen aus der Schrift Quaighusys-Abdals anführen, da diese in besonderem Maße den eigenartigen Stil und die merkwürdige Denkweise der Jologhli zeigt.

Sie beginnt folgendermaßen: „Ich saß unter einem Baume, da sah ich, wie Moses die Kinder Israel aus Ägypten führte. Pharao rüstete sein Heer, aber sein Eifer hatte etwas nachgelassen. Da kam der Teufel und stachelte die Ägypter gegen Israel auf. Als ich sah, daß der Satan Moses schaden wollte, machte ich mich auf, ihn zu verfolgen. Ich holte ihn ein und kämpfte mit ihm. Aber er entkam, und ich behielt nur seinen Mantel, seine Mütze und seinen Stock. Da kehrte ich unter meinen Baum zurück. Darauf kam Moses zu mir und sprach zu mir: „Gib doch dem Satan seinen Mantel, seinen Stock und seine Mütze wieder!" Ich antwortete: „Nein." Da fragte er: „Was willst du denn damit?" Ich erwiderte: „Ich werde sie ihm nur zurückgeben, wenn er Buße tut und verspricht, den Propheten keine Schwierigkeiten mehr zu bereiten." Da kam der Satan zu mir, tat Buße und versprach, die Menschen nicht mehr gegen die Propheten zu verführen. — Ich weiß, wer ich bin. Ich bekehrte Satan, daß er nicht mehr meine Menschen gegen meinen Moses verführt."

An andrer Stelle heißt es in dieser Schrift: „Ich sah den Derwisch, der bis zu der Stelle gegangen ist, wo der Satan und die Dämonen den Salomo haben verführen wollen. Aber Salomo, aus dessen Augen Ali herausgeschaut, hat sie sogleich erkannt. — Ich weiß", fährt der Schreiber fort, „wer ich bin, d. h. ich weiß, daß ich der Derwisch, der Salomo, bin

und daß aus meinen Augen Ali herausschaut. Ich sah es in meinem Leibe, darum werden die Dämonen mich nicht verführen können. Das ganze Universum liegt in mir. Nichts von allem, was von Ewigkeit ist und in Ewigkeit sein wird — sei es Paradies oder Hölle, sei es Engel oder Teufel, sei es Gläubiger oder Ungläubiger — nichts von dem allen fehlt in mir. Alles ist in mir, wenn ich es nur sehen will; auch das letzte Gericht ist in mir."

Drittes Kapitel.

In der Irre wie Schafe.

Wie bereits am Schlusse des ersten Kapitels erzählt wurde, verlebte ich den Winter des Jahres 1879 in Ewrenli, dem Heimatsdorfe meines Vaters, sechs Stunden von Erserum entfernt, im Hause der Frau Behdschet, „Behdschet Chanum". Dieser Aufenthalt war von größter Bedeutung für mich. Hier sollte ich zum ersten Male die Stimme Gottes vernehmen, die mich zu einem neuen Leben rief.

Das Werkzeug, mich zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen, war ein Neues Testament in türkischer Sprache. Seit mehreren Jahrzehnten ist die Heilige Schrift durch Bibelgesellschaften in die osmanisch-türkische und persische Sprache übersetzt worden und wird in mohammedanischen Ländern verbreitet, doch sieht man sie selten, weil sie geheim gehalten wird aus Furcht vor den mohammedanischen Geistlichen.

Das Dorf Ewrenli lag an der Hauptstraße, welche nach Erzerum, der Hauptstadt unserer Provinz, führte; Behdschet Chanum übte Gastfreundschaft an vielen, die des Weges zogen. So kam es, daß die Obersten der Jologhli sowie gelehrte Sunniten sie besuchten und die wichtigsten Fragen und Angelegenheiten mit ihr besprachen. Sie war eine merkwürdige Frau und besaß seltene Geistesgaben. Über sechzig Jahre alt, war sie noch eine stattliche Erscheinung. Sie trug keinen Schleier, was ihr von den Frauen meiner Familie sehr verdacht wurde. Wenn Gäste zu ihr kamen, so schickte sie ihnen zuerst Speisen und Getränke, und nach einiger Zeit erschien sie selbst. Zu Beginn der Unterhaltung war sie stets sehr abweisend und kritisch; aber wenn die Gäste ihr der Beachtung wert erschienen, so wurde sie bald lebhaft und liebenswürdig. Sie hatte eine wunderbare poetische Begabung, und viele der Gäste kamen nur, um sie zu hören. Oft bat man sie um ein Lied, ohne daß sie diesem Wunsche nachkommen konnte, aber wenn sie durch geistreiche Unterhaltungen oder durch die Poesien andrer angeregt war, so kam eine merkwürdige Begeisterung über sie. Sie konnte stundenlang Lieder improvisieren, die nach Gedanken, Reim und Melodie ihrem lebhaften Geiste entsprangen und die Bewunderung ihrer gelehrten Gäste erregten. Oft versuchten wir, ihre Lieder aufzuschreiben, doch es war unmöglich, weil unsre Feder dem Fluß ihrer Gedanken nicht zu folgen vermochte und jede Störung sie sofort zum Schweigen brachte. Sie konnte lesen und schreiben und besaß viele Bücher.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Eines Tages bemerkte ich unter denselben eins, das ich noch nie gesehen hatte. Ich blickte hinein und las den Anfang — es war das Evangelium in türkischer Sprache. Ich fragte Behdschet, woher sie das Buch habe, und sie erzählte mir, daß ihr Sohn während des russisch-türkischen Krieges als Gefangener in Rußland gewesen sei, dort habe ihm ein fremder Mann dies Buch geschenkt. Da er selbst nicht lesen konnte, habe er es seiner Mutter als Geschenk mitgebracht.

Als ich den Titel des Buches las, verstand ich soviel davon, daß es das im Koran erwähnte Indjil d. h. Evangelium sein müsse. Im Koran steht: „Gott sandte Gesetz und Evangelium, um die Menschen zu leiten." (Sure 3, 2.)

Für die Mohammedaner sind sowohl das Alte als auch das Neue Testament heilige Bücher, indessen sind beide ihrem Inhalte nach völlig unbekannt.

Der Anfang des Evangeliums Matthäus mit seinem Geschlechtsregister hatte auf mich so wenig Eindruck gemacht, daß ich das Buch unbefriedigt weglegte. Nach einigen Tagen jedoch nahm ich es wieder zur Hand und las im Evangelium Johannes Kapitel 10.

Es heißt dort: „Jesus antwortete ihnen: „Steht nicht geschrieben in eurem Gesetz, ich habe gesagt, ihr seid Götter? So ihr die Götter nennt, zu welchen das Wort Gottes geschah — und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden — sprecht ihr denn zu dem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat: Du lästerst Gott! darum daß ich sage, ich bin Gottes Sohn?"

Diese Worte setzten mich aufs höchste in Erstaunen, denn sie widersprachen entschieden der mohammedanischen Anschauung. Die Mohammedaner lehnen aufs schärfste ab, daß Jesus Gottes Sohn sei; andrerseits lehrt der Koran ganz klar, daß Jesus einer der allergrößten Propheten war, und nach mohammedanischer Anschauung sind alle Propheten frei von Sünde.

Ich dachte wiederum darüber nach. Wenn Jesus in der Tat ein Prophet war und von sich selbst sagt, daß er Gottes Sohn sei, so mußte es wahr sein, denn eine Lüge konnte er als Prophet nicht sagen. Unabweisbar drängte sich mir der Gedanke auf: Ist das wahr, was hier steht, dann ist unsre mohammedanische Religion nicht wahr; ist es nicht wahr, was hier steht, dann ist Jesus kein Prophet. Der Koran aber lehrt es, und jeder Mohammedaner weiß es von Kindesbeinen an: „Jesus war ein Prophet!"

Als ich zum ersten Male die Worte „Gottes Sohn" las, war ich wie betäubt, und mein Herz war von Grund aus aufgewiegelt. Ich sagte mir: „Was für eine Gotteslästerung ist das! Gottes Sohn! Soll ich denn an Vielgötterei glauben? Wie ist es möglich, daß Jesus dies von sich behaupten konnte?" Denn nach mohammedanischer Auffassung versteht man unter „Sohn Gottes" einen Sohn nach dem Fleisch.

Ich bat Gott, mir Klarheit zu geben, und nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, überlegte ich nochmals, wie jene Worte gemeint sein könnten. Als ich die Stelle des Alten Testamentes, welche Jesus anführt, genau durchdachte und mit den Worten: „den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat", die Jesus hinzufügt, verglich, fing es an, mir klar zu werden, daß hier kein Gedanke an fleischliche Zeugung sein könne.

Als die Hausfrau mich in tiefes Sinnen versunken sah und ich ihr auf ihre Fragen meine Bedenken mitteilte, suchte sie mich von meinen Gedanken abzulenken, indem sie mir das Buch aus der Hand nahm und mich zum Essen rief.

Mit Beginn des Frühlings kam mein Vater zurück. Er sagte mir: „Mein Kind, ich habe im Dorfe Perzor dem Ali Beg versprochen, daß du hingehen und seinen Sohn unterrichten werdest!" Ich war damit einverstanden, ging mit meinem Vater zu Ali Beg und begann, seinen Sohn zu unterrichten. Da baten viele von den Dorfbewohnern mich, ihr Lehrer und Priester zu werden. Ich nahm ihren Vorschlag an und blieb in jenem Dorfe im Hause des Ali Beg. Dieser Mann war der Pir der Dorfbewohner, welche der Religion der Jologhli angehörten. Nach einigen Tagen begab ich mich nach Erserum zu dem Obermollah, um von ihm die Einweihung in mein Amt zu erlangen. Die Leute machten sich zwar nichts daraus, aber mein Gewissen trieb mich dazu. Ich ging zu dem Mollah, bei dem ich studiert hatte, und fragte ihn, ob ich tüchtig und würdig sei, das Priesteramt zu verwalten. Er gab mir ein schriftliches Reifezeugnis, unter welches er sein Siegel drückte, und entließ mich mit Gebet und Segen.

Als ich ins Dorf zurückkam, baten die Einwohner mich, doch bald zu heiraten, da sie, wie die meisten Gemeinden einen verheirateten Mollah zu haben wünschten. Der mohammedanischen Sitte gemäß erwiderte ich nichts auf ihr Anliegen. So versammelten sich denn die Ältesten, um zu überlegen, welches Mädchen für mich passen würde. Ihre Wahl fiel auf die Tochter des Pirs Ali Beg, und somit wurde die Verlobung geschlossen. Ich erhielt die Weisung, meiner Braut ein Geschenk zu machen, und sandte ihr ein Goldstück an einer Kette.

Indessen hatte ich die Worte des Evangeliums, welche ich gelesen hatte, nicht vergessen, sondern bewegte sie oft in meinem Herzen. Gelegentlich erzählte ich einigen gebildeten Leuten in meinem Dorfe, ich hätte eine Übersetzung der Evangelien gesehen, aber sie bestritten dies.

Es haben sich nämlich unter den Mohammedanern merkwürdige Anschauungen über das Neue Testament gebildet. Viele sagen, als Gott den Koran auf die Erde gesandt habe, sei das Evangelium von ihm in den Himmel genommen worden. Andre behaupten, die Christen hätten, nachdem Mohammed der Welt den Koran gebracht, das Evangelium so verändert, daß das richtige Evangelium eigentlich nicht mehr existiere. Wieder andere sagen, die Zeit des Alten Testaments sei vorüber gewesen, als Gott das Neue Testament auf die Erde gesandt habe; so sei auch mit der Offenbarung des Korans Zeit und Gültigkeit des Evangeliums vorüber gewesen.

Mehrmals schrieb ich an Behdschet Chanum, sie möge mir das Evangelium schicken; sie tat es aber nicht. Wahrscheinlich hatte sie die geheime Besorgnis, daß ich mich mehr damit beschäftigen würde, als mir gut sei. Ich reiste nun nach der Hauptstadt unsrer Provinz und fragte den armenischen Schneider Garabed, wo ein Neues Testament zu finden sei. Er wies mich an einen armenischen Protestanten, und dieser sagte mir, wo ich es bekommen könne.

Als ich mit jenem Garabed wieder darüber sprach, wurde er ärgerlich, obwohl er mir doch erst selbst den guten Rat gegeben hatte, mich an den

Protestanten zu wenden. Da er ein sehr fanatischer Anhänger der armenischen Nationalkirche war, wollte er nicht, daß die Protestanten mir ein Neues Testament verkauften. Er ging, wie ich später hörte, zu dem Buchhändler und riet ihm, mir das Buch nicht zu überlassen. Ich sei ein Mollah und würde das Buch zur Polizei bringen und ihn anzeigen. Der Buchhändler solle entweder sagen, er habe keins, oder soviel fordern, daß ich es nicht nehmen würde.

Wirklich verlangte er etwa 12 Mark von mir, was für meine damals bescheidenen Mittel eine große Summe war. Ich sagte ihm, ich habe doch gehört, daß das Buch nur 5 Grusch koste. Gott fügte es so, daß in diesem Augenblick ein armenischer Protestant in den Laden trat. Dieser hörte den Schluß unsres Gesprächs und sagte, er wisse genau, daß die vier Evangelien mit der Apostelgeschichte nicht mehr als 5 Grusch kosteten. Außerdem machte er dem Buchhändler Vorwürfe, daß er so viel von mir verlangte. Auf das Zureden dieses Protestanten verkaufte mir der Buchhändler nun das Neue Testament, und ich kehrte hochbeglückt in mein zwei Tagereisen entferntes Dorf zurück.

Auf halbem Wege lag eine armenische Ortschaft. Ich ging in ein Haus, dessen Bewohner ich kannte, und traf dort einen jungen armenischen Lehrer, der bei jenen Leuten zu Besuch war. Er sah das Neue Testament bei mir und fragte, weshalb ich es gekauft habe. Als ich ihm sagte, ich wolle studieren, was im Evangelium stehe, zeigte er mir im ersten Kapitel des Johannesevangeliums den ersten und vierzehnten Vers und bat mich, über diese Stellen nachzudenken. Er kannte die Behauptung der Mohammedaner, es sei unmöglich, daß Gott einen Sohn habe, und wies mich also gleich auf den Punkt hin, der mir den ersten Anlaß zum Nachdenken über die christliche Lehre gegeben hatte. Der junge Mann war ein lebendiger, bekehrter Christ. Noch in derselben Nacht schrieb er mir das christliche Glaubensbekenntnis in türkischer Sprache auf sowie einige andere christliche Lehren, die ihm für mich wichtig erschienen. Er wohnte in einem Raum, der den Bewohnern des Hauses zugleich zum Brotbacken diente. Zu diesem Zweck befand sich in der Mitte eine gemauerte Vertiefung, in welcher noch glühende Kohlen lagen. Auf diese fiel das mühsam beschriebene Blatt, ohne daß der Lehrer es bemerkte, und als er es am nächsten Morgen dort fand, war es halb verkohlt. Es noch einmal zu schreiben, war nicht möglich, da ich fort mußte. So nahm ich es denn, wie es war, und setzte meine Reise fort. Die fehlenden Wörter und Sätze aber waren es, die mich später besonders zum Nachdenken und Kombinieren anregten.

Auf meinem Wege schlossen sich mir zwei junge Männer an, mit denen ich bald ins Gespräch kam. Der eine erzählte, daß er ein armenisches Mädchen geheiratet habe, obwohl er selbst ein Türke sei. „Ich hatte sie lieb gewonnen," sagte er, „und bemerkte bald, daß auch sie willig war, mich zu heiraten. Als ich sie bat, zum Islam überzutreten, erklärte sie sich bereit, vorausgesetzt, daß ich sie aus ihres Vaters Hause entführte, um sie vor ihren Eltern und dem Bischof zu schützen. Ich versprach es ihr, wußte ich doch, daß die Regierung auf unserer Seite sein würde. Aber sie fürchtete sich dennoch. Da ging ich zu einem Freunde, der klüger und erfahrener war als ich, und fragte ihn um Rat. Er erklärte die Sache für sehr einfach und riet mir,

das Mädchen vor den Müfti, einen höheren Priester und Gesetzgeber, zu führen, nachdem ich ihr eingeschärft hätte, ihm folgende Geschichte zu erzählen: „Ich habe in der Nacht ein Gesicht gehabt. Ich sah auf einem grünen Stuhle einen Mann sitzen, dessen Gesicht leuchtete wie die Sonne. Als er mich sah, sprach er zu mir: „O meine Tochter, du gehörst zu meinem Volk, sprich das Wort des Zeugnisses!" Sogleich war meine Zunge gelöst, und ich sagte: „La-ilahä Ilallah, Mohammed-er-Resul-Ullah, d. i. Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Gesandter." Zugleich aber sagte ich ihm, daß ich viel leiden müßte, wenn meine Eltern und unsere Geistlichen dies von mir hörten. Doch der Mann auf dem grünen Stuhle befahl mir, in das Haus des Müfti zu gehen, dieser werde mich beschützen. Als ich vom Schlafe erwacht war, trat ich vor das Haus; da sah ich diesen jungen Mann und bat ihn, mich zu dir zu führen."

„Dieser Rat meines Freundes gefiel mir wohl. Ich brachte das Mädchen zum Müfti, und sie erzählte die Geschichte vor ihm und einigen Zeugen. Der Müfti war sehr zufrieden und verheiratete uns nach wenigen Tagen. Ihren Eltern aber gelang es nicht, sie zurückzuholen."

Dies war mit kurzen Worten der Inhalt der Erzählung.

Als ich mich von meinen Begleitern getrennt hatte, fing ich an, über die Geschichte nachzudenken. Vor mein inneres Auge traten ähnliche Berichte, die ich in unsern Religionsbüchern gelesen hatte und die beweisen sollten, daß Mohammed Wunder tue. Ich sagte mir, daß, wenn diese Sache ein Betrug sei, auch andres erfunden sein könne. Zwar hielt ich es für möglich, daß einiges wahr, andres erdichtet sei. Aber wie sollte man Wahrheit und Lüge unterscheiden! Denn auch diese Geschichte wird der Müfti längst aufgeschrieben haben, und die Muslims werden sich der Begebenheit als eines Wunders freuen. Und welch einen Eindruck wird die Geschichte erst nach hundert Jahren machen! Indessen strafte ich mich im Herzen und sagte mir: „Was sollen diese Gedanken! Wie darf ich an unsern heiligen Büchern zweifeln! Ist das nicht Abfall von Glaube und Religion?"

Einige Tage, nachdem ich in mein Dorf zurückgekehrt war, besuchte mich mein Vater, der inzwischen bei Freunden in Badjawut gewesen war und sich damit beschäftigt hatte, Amulette zu schreiben. Er bat mich, mit ihm in die Stille zu kommen, da er mir viel zu erzählen habe. Ich war gern dazu bereit und nahm das Evangelium mit mir, um mit ihm davon zu reden. Wir gingen aus dem Dorfe und setzten uns unter Bäume am Rande eines Baches, der eine Mühle trieb. Ich gab ihm mein Buch und bat ihn, es zu prüfen. Er nahm es, blätterte darin, legte es nieder und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Mein Sohn, ich bin sehr betrübt!" — „Warum?" fragte ich. „Sieh", war seine Antwort, „ich habe keine Gewissensruhe gefunden bis zu dieser Stunde, und es fehlte nicht viel, so hätte ich auch dich mitgezogen. Wer weiß, ob ich dich nicht schon beeinflußte!" — „Nein, lieber Vater," sprach ich, „ich spüre nichts davon in meinem Gewissen." — „Als ich in deinem Alter war," fuhr er fort, „kamen mir Zweifel über unsre Religion, über Mollahs und Koranauslegung, über allerlei Sitten und Gebräuche. Denn allein die Vorschriften über Waschungen und Gebete sind so mannigfaltig, daß niemand sie erfüllen kann; das Herz kann nie in Frieden

sein in dem Bewußtsein, daß die Pflicht erfüllt ist. Denn es steht geschrieben, daß das Gebet, wenn es einmal versäumt oder nicht ganz nach Vorschrift verrichtet wurde, siebzigmal wiederholt werden muß. Wenn dies nicht geschieht, so muß man 70 Jahre in der Hölle dafür leiden. Nun frage ich dich: Wer kann das alles erfüllen? Und wenn man es nicht erfüllen kann — wie ist es möglich, daß Gott auf die Menschen eine Last legt, die sie nicht tragen können? Als ich jung war, disputierte ich hierüber viel mit Mollahs und suchte Klarheit zu erlangen. Einige sagten mir, daß wir uns einfach nach der Überlieferung richten müßten; andre sagten, daß wir tun müßten, was wir können; in dem, was uns fehle, werde Mohammed uns ein Vermittler sein, oder Gott werde Erbarmen üben. Noch andre sagten, es seien viele Gerechte, die lebenslang nach den Vorschriften des Islams gelebt haben, in die Hölle gekommen, dagegen seien Sünder, die im Sterben das Wort des Zeugnisses „La-ilahä Ilallah, Mohammed-er-Resul-Ullah“ aussprächen, ins Paradies gekommen. So und ähnlich haben wir fünf Jahre lang disputiert, aber niemand half mir zu genügender Klarheit, und die Unruhe meines Herzens ist nur noch gewachsen, obwohl ich glaubte, daß der Koran wahr sei, und Mohammed und seine Nachfolger für heilige Leute hielt. Als ich aber das unwahrhaftige Leben der Mollahs und Koranausleger sah, die Verbote geben und sie selbst übertreten und deren Lehre voller Widersprüche ist, da kamen mir auch hierüber Zweifel.

Damals traf ich den Emrah Chodschah, der dieselben Erfahrungen gemacht hatte, und wir gingen zusammen zu dem Scheich Rädschäb Baba, um ihm unsre Zweifel anzuvertrauen. Er sagte uns: „Was ihr gedacht habt, ist richtig. Der Koran ist wahr, aber die Auslegungen der Mollahs sind falsch, und die Überlieferungen sind meist Erfindungen. Niemand kann durch Waschungen und Gebetsformeln ins Paradies kommen, es sei denn, daß er einen vollkommenen Führer finde. Denn ohne die Hilfe eines solchen kann niemand Gott gefallen.“ Dann wandte er sich an mich: „Willst du Vollkommenheit erreichen, so mußt du mir dienen. Wenn du durch Gehorsam mein Wohlgefallen erringst, so wirst du erkennen, daß meine Worte Wahrheit sind.“ Da beschloß ich, bei ihm zu bleiben, und um ihm zu gefallen, heiratete ich seine taubstumme Schwägerin, von welcher du, mein Sohn, geboren bist. Der Scheich bekam aber eine schwere Krankheit, an der er nach jahrelangem Leiden starb. Mit ihm sank auch unsere Hoffnung ins Grab, denn wir sahen ihn im Zweifel an der Schwelle der Ewigkeit.

Nach seinem Tode lernte ich viele Derwische kennen, bei denen ich jedoch weder Ruhe noch Klarheit fand. Dann traf ich einen Sejid, der zu den Jologhli gehörte. Nach langen Gesprächen sagte mir dieser: „Es ist wirklich wahr, daß niemand Gott gefallen kann ohne die Hilfe eines Führers. Dieser Führer aber muß ein Nachkomme Mohammeds sein, damit man ihn anbeten kann. Alle Auslegungen der Mollahs und alle Traditionen sind Lügen, aber im Koran steht geschrieben, daß man den Menschen anbeten soll.“ (Siehe Koran, Sure 2, 32.)

Da wurde ich ein Jologhli und wünschte, daß auch du einer werdest. Auf unsern Reisen suchte ich dich dafür vorzubereiten. Aber jetzt bin ich gänzlich davon zurückgekommen, denn ich habe viel Böses von den Anhängern dieser

Sekte gehört und selbst schlechte Erfahrungen gemacht. Früher glaubte ich, die Gemeinschaft dieser Leute sei geistlich und heilig, aber nun habe ich erfahren, daß es nicht so ist. — Was soll ich jetzt tun? Die Religion der Sunniten, in welcher wir geboren sind, ist leer und unbefriedigend, die Lehre der Derwische ist falsch und betrüglich, die der Jologhli unrein. Durch das alles ist meine Unruhe nur gewachsen, und jetzt kommen mir Zweifel an Glauben und Religion überhaupt. Ich denke zuweilen: Vielleicht ist der Mensch nicht besser als eine Pflanze und alle Religion Menschenerfindung. Aber dieser Gedanke ängstigt mich sehr, denn ich halte es doch für unmöglich, daß Gott, die Propheten und der Koran Lüge seien.

Nun habe ich noch eine Hoffnung. Ich will meinen Freund Sejid Ismael besuchen, vielleicht kann er mir Klarheit verschaffen. Finde ich sie nicht bei ihm, so will ich alle Menschen fliehen.

Erwarte nichts von mir, brauche deinen Verstand und lebe wohl!"

Es tut mir heute noch weh, daß ich damals die Wahrheit unsres Herrn Jesu Christi noch nicht ergriffen hatte, obwohl ich das Evangelium in Händen hielt; meine Augen waren noch gebunden. Dennoch sagte ich mehrmals: „Vater, laß uns in diesem Buche lesen und sehen, was es lehrt." Aber er war aller Bücher überdrüssig und hörte nicht auf meine Bitte.

Nach einer dreistündigen Unterredung kehrten wir ins Dorf zurück. Er nahm Abschied von mir und machte sich auf den Weg zu Sejid Ismael. Aber nachdem er eine Strecke Weges gegangen war, kehrte er wieder zurück; das wiederholte sich fünf- oder sechsmal, so daß die Dorfleute zu mir kamen und sagten: „Dein Vater ist irre geworden." Ich schämte mich sehr, ging zu ihm und sprach: „Was tust du? Du machst uns zum Gespött der Leute. Entweder geh oder komm zu mir!" Da wurde er zornig, so daß ich schweigen mußte. Jedoch betrübte mich das alles so sehr, daß ich zu weinen begann. Da flossen auch seine Tränen. „Weine nicht, mein Sohn," sagte er, „ich gehe und komme nie wieder. Wundere dich nicht über meine Art. Ich weiß nicht, wohin oder zu wem ich gehen soll."

So verließ er mich. Ich kehrte nach Hause zurück, ohne viel Gewicht auf seine Worte zu legen. Dennoch war ich sehr traurig und beruhigte mich erst nach einigen Stunden. Am andern Morgen brachte ein Bote mir die Nachricht, daß mein Vater in Badjawut krank liege und nach mir verlange. Ich eilte zu ihm. Er aber sprach: „Mein Sohn, ich bin nicht so krank, und ich bedaure, dich in deiner Arbeit gestört zu haben. Aber da du gekommen bist, so nimm meine Bücher und schreibe mir ein Amulett, vielleicht werde ich dadurch gesund. Dein Atem wird mir helfen." Ich nahm die Bücher und tat, was er wünschte. Dann fragte ich ihn, ob er nicht zu mir zurückkommen wolle. „Nein," sagte er, „ich liege hier gut. Komm morgen mit einem Pferde, dann wollen wir zu dir reiten."

Ich wurde aber im Dorfe aufgehalten und kam erst am zweiten Tage zurück. Da erfuhr ich, daß mein Vater, kurz nachdem ich Abschied von ihm genommen hatte, gestorben und nach der Volkssitte am nächsten Tage begraben worden war. So konnte ich nur sein Grab besuchen und mit Tränen zurückkehren.

Viertes Kapitel.

Erstes Ringen.

Nachdem ich vom Grabe meines Vaters heimgekehrt war, schlug ich das Evangelium auf und las bei Johannes. Als die Jologhli, die bei mir waren, das an Nikodemus gerichtete „Wahrlich, wahrlich" Jesu hörten, sagten sie: „Jesus muß einer der Unsrigen gewesen sein", denn sie nennen ihre Lehre die „Wahrheit".

Nun fing ich an, das Evangelium gründlich von Anfang an zu lesen. Als ich im letzten Kapitel zum 22. Verse kam, hätte ich gern gewußt, ob es denn ein Buch der Propheten gebe. Auch verstand ich die Worte nicht: „Es soll vollendet werden, was durch den Propheten gesagt ist" (Luc. 18, 31). In unsern Büchern gibt es keine ähnlichen Weissagungen auf Mohammed; was dort etwa angeführt wird, ist unbestimmt und unklar. So durchdachte ich das, was ich las; vieles gefiel mir sehr gut, manches dagegen ärgerte mich, weil es den Begriffen widersprach, die mir bisher heilig gewesen waren. Als ich den 17. Vers im 5. Kapitel Matthäi las, war ich sehr verwundert, daß es vor dem unsern ein Gesetz gegeben haben solle. Unsere Bücher sagen, daß das Gesetz dem Mohammed gegeben worden ist und daß mit dem Erscheinen des Korans das Evangelium kraftlos wurde, ebenso wie einst durch das Evangelium alle früheren Religionsbücher ihre Gültigkeit verloren. Aber hier sagt Jesus, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Als ich zum 17. Verse des 8. Kapitels kam, wo das 53. Kapitel des Jesaias angeführt ist: „Er nahm auf sich unsre Schwachheiten, und unsre Krankheiten trug er", war ich erstaunt über den Ausdruck „er trug". Ich mußte annehmen, daß der Prophet vor Jesus gelebt hatte. Warum sagte er dann nicht: „Er wird tragen"? Sollte er aber nach Jesus gelebt haben, wie konnte es dann heißen: „— auf daß vollendet werde, was durch den Propheten Jesais gesagt ist"? Dann wieder fiel es mir auf, wie groß Jesus gewesen sein müsse, da der Prophet sagen konnte: „Unsre Schmerzen." Das Wort „unsre" mußte ja alle Propheten einschließen, da der Sprecher selbst ein Prophet war. Ich dachte viel darüber nach und kam zu dem Schlusse, daß dies entweder lautere Wahrheit sein oder daß durch Abschrift ein Fehler hineingekommen sein müsse. Wenn diese Stelle aber wirklich so im Buche der Propheten stand, so mußte man daraus schließen, daß kein Mensch so groß gewesen ist wie dieser Jesus.

Meine Gedanken beschäftigten sich mehr als drei Tage mit dieser Stelle. Wie sollte man diesen Vers verstehen, wenn er richtig geschrieben war? Man mußte doch annehmen, daß der Prophet vor Jesus gestorben war, und selbst wenn er noch zu Jesu Zeiten lebte, so waren doch andre Propheten vor ihm gestorben. Jesus nahm die Schwachheiten derer auf sich, die zu seiner Zeit lebten. Was ging das die vor ihm Verstorbenen an? War denn Jesus schon einmal vorher dagewesen, daß der Prophet sagen konnte: „Er nahm"? Was für ein Geheimnis lag in diesem Verse? „O Gott, gib mir Klarheit darüber, wenn ein wahrhaftiger Weg darin verborgen liegt, und laß mich das Buch dieses Propheten sehen, falls es wirklich vorhanden ist!"

In diesen Tagen kam ein Armenier aus dem Dorfe Qarahasan zu uns, um Büffelochsen zu kaufen. Diesem hatten die Leute erzählt: „Unser Chodscha hat ein Evangelium gekauft." Als ich von seiner Anwesenheit hörte, nahm ich das Buch, ging zu ihm und fragte ihn: „Was bedeuten jene Worte des Propheten Jesaia? Stehen sie in seinem Buche genau so geschrieben, wie hier?" — „Ja", antwortete er, „sie sind richtig. Aber kommen Sie in unser Dorf, mein älterer Bruder ist Priester und wird Ihnen viel über diese Dinge sagen können." Nach einigen Tagen ritt ich zu diesem Priester. Er ehrte mich sehr, und abends begann er, mir viele Geschichten von Adam und den Patriarchen zu erzählen, die ich noch nicht kannte. Als ich ihn nach dem christlichen Gebet und Gottesdienst fragte, antwortete er: „Das können Sie morgen in der Kirche hören; aber natürlich kann unser Gebet nicht türkisch gesagt werden". Da bat ich ihn, es mir vorzusprechen. So hörte ich das Vaterunser in Alt-Armenisch und schrieb es mit türkischen Buchstaben auf. Ich wurde hierdurch daran erinnert, wie auch wir eine so große Wichtigkeit darauf legen, daß unsere Gebete in alt-arabischer Mundart gesprochen werden. Später fragte ich ihn: „Wo stehen die Geschichten geschrieben, die Sie mir erzählt haben? Gibt es eine türkische Übersetzung davon?" Er antwortete: „Gewiß, sie stehen im Alten Testamente geschrieben; Sie werden es in türkischer Sprache bei denen finden, von denen Sie dies türkische Evangelium gekauft haben." Er riet mir auch, doch ein ganzes neues Testament zu kaufen, da meins mit der Apostelgeschichte aufhörte. Nachher fing er an, auf die evangelischen Armenier zu schelten, und es wurde mir klar, daß ich es hier mit zwei Parteien zu tun habe. Dann begann er ein Loblied auf die Bischöfe und ihre Kleider, die Kirchen und Bilder, die Heiligen, Zeremonien usw. Als ich ihn so reden hörte, gefiel mir der Mann immer weniger, und ich verlor alles Vertrauen zu seinen bisherigen Worten.

Am folgenden Tage gingen wir zusammen in die Kirche, und ich sah, wie die Bilder angebetet wurden. Danach fing der Priester wieder an, mir die Kleider und die Pracht der Kirche zu loben. Endlich konnte ich seine Reden nicht länger ertragen und fragte ihn: „Haben Sie mir nichts andres zu erzählen? Welchen Wert hat diese Pracht? Wir haben mehr davon. Warum loben Sie das alles? Ich suche nicht Pracht, sondern Wahrheit." Doch er antwortete: „In dieser Pracht liegt eine Kraft verborgen." Dann gab er mir zwei Stücke der Hostie, auf welchen ein Kreuz abgedrückt war und sagte: „Essen Sie ein Stück, das andre nehmen Sie mit und legen es, wenn Sie beten, vor sich hin; machen Sie das Zeichen des Kreuzes und sagen Sie auf Alt-Armenisch: Hanun Hor jew Worto jew Hokuin Srpo (d. i. im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes). Fasten Sie zweimal in der Woche, dann werden Sie sehen, welche Kraft in diesen Dingen liegt." Obwohl ich einen ungünstigen Eindruck erhalten und fast die Freude am Evangelium verloren hatte, beschloß ich doch, seinem Rate einfältig zu folgen, um zu sehen, ob er recht hatte oder nicht.

Einige Tage, nachdem ich in mein Haus zurückgekehrt war, kam ein evangelisch-armenischer Händler, mit dem ich über Religion zu disputieren begann. Ich fragte ihn: „Warum glauben Sie nicht an den Koran und an Mohammed? Wir glauben doch an den Koran sowie an die Bücher, die vorher ge-

geben sind, und an Mohammed sowie an frühere Propheten." Er antwortete: „Bitte hören Sie mich an. Ich werde Sie einiges fragen und bitte Sie nur, aufrichtig zu antworten: Ein Mann verlangt von einem andern tausend Mark, die er ihm geliehen haben will. Der andere sagt: „Du hast mir nichts gegeben, und ich habe dir nichts zu bezahlen." „Wie wird der Richter urteilen, wenn die Leute ihre Sache vor ihn bringen?" Ich antwortete: „Ein gerechter Richter wird von dem Geber zwei Zeugen oder einen Schuldschein verlangen." – „Gut", sagte der Armenier, „wenn er nun aber keinen Schuldschein und keine Zeugen hat?" – „Dann wird der Richter sagen, daß der Mann ohne Beweise auch nichts verlangen kann und wird beide wegschicken." – „Gut, was aber kann der Richter tun, wenn der Kläger das Geld wirklich gegeben hatte, freilich ohne einen Schuldschein zu verlangen?" – „Was sagen Sie! Erstens kann der Richter nach dem Gesetz gar nicht glauben, daß der Mann ohne Schuldschein und ohne Zeugen etwas zu verlangen hat, und zweitens verdient der Geber, das Geld zu verlieren, wenn er wirklich so unvorsichtig war. In diesem Falle hat der Richter kein Unrecht getan." – „Nun, geradeso steht es auch mit Mohammed und dem Koran einerseits und Jesus und dem Evangelium andrerseits. Mohammed und der Koran erklären ihre Behauptungen für wahr, Jesus und das Evangelium sagen dasselbe von sich. Wenn man von beiden Zeugen oder Schein verlangt, so zeigt Jesus das Evangelium als Schein und als Zeugen Moses und die Propheten. Nehmen Sie die Bücher Moses und der Propheten, lesen Sie sie und vergleichen Sie sie mit dem Evangelium, damit Sie sehen, ob sie von Jesus zeugen oder nicht. Wenn man nun aber vom Koran und von Mohammed Zeugen und Beweisschein verlangt, so bekommt man zur Antwort: Ich hatte sie in den Büchern Moses und der Propheten, aber Juden und Christen haben sie gestohlen. Wem werden wir nun recht geben, wenn wir uns auf den Standpunkt jenes Richters stellen? Müssen wir nicht demjenigen recht geben, der Zeugen und Beweisschein hat? Wie dürfen wir glauben, daß Gott seine eigene Sache ohne Zeugen und Beweise lassen wird? Denken Sie gerecht!"

Als unsre Besprechung zu Ende war, überlegte ich alles gründlich und kam zu dem Schluß: Wirklich, die Christen werden am Tage des Gerichts gerechtfertigt vor Gott stehen. Denn Gottes Urteil ist gerecht, wie er selbst gerecht ist. Diejenigen, welche dem Evangelium folgen, können dann sagen: „O Herr, wir haben in der Welt gesehen, daß nur das Evangelium in den Büchern der Propheten und Mose Zeugnisse für sich hatte, die bewiesen, daß es mit den früheren Büchern zusammenhängt und göttlichen Ursprungs ist; der Koran aber hatte keine Beweise und behauptete, daß sie ihm gestohlen seien. Warum aber, o allmächtiger und gerechter Gott, konnten wir jene Zeugnisse und Beweise für Mohammed nicht sehen, wenn du wirklich solche in deine heiligen Bücher gelegt hattest? Sind sie vernichtet, wie der Koran sagt? Wer aber hätte vermocht, sie gegen deinen Willen fortzunehmen, wenn es wirklich deine Zeugnisse waren? Wenn du es aber zugelassen hast, daß Zeugnisse verlorengingen, die sich auf Mohammed bezogen, was konnten wir dann tun? Wie konnten wir gegen Vernunft und Recht an eine Sache glauben, die keine Beweise hat, da wir selbst bezeugen, daß du weise und ge-

recht bist und von den Menschen verlangst, daß auch sie verständig und gerecht urteilen? Kann deine Gerechtigkeit dir erlauben, uns zu verurteilen, dafür, daß wir nicht glauben konnten, was keinen vernünftigen und gerechten Beweis hatte, da doch du selbst uns die Vernunft gegeben hast?"

Außerdem sagte ich mir, daß, wenn man in solchem Falle unschuldig bestraft würde, diese Leiden besser seien als das Glück, das man dadurch erlangen könnte, daß man eine jeder Vernunft und Gerechtigkeit widerstreitende Lehre annimmt.

Warum also soll ich das Evangelium nicht lesen, warum nicht erforschen, ob und wodurch seine Wahrheit bewiesen ist, warum nicht unsre und die christliche Religion miteinander vergleichen?

Darauf fing ich an, das Evangelium mit neuem Eifer zu lesen. Ich las sowohl in der Stille als auch vor den Augen der Menschen und gewann das Buch so herzlich lieb, daß ich es mit mir nahm, wohin ich ging. Wenn ich in der Umgebung des Dorfes spazierenging, hatte ich es stets bei mir, und indem ich las, wuchs meine Begeisterung für die Sittenlehre und die göttlichen Forderungen Jesu, der unsre vollkommene Liebe verlangt, wie er sich selbst für uns geopfert und die Seinen geliebt hat bis ans Ende. Dann zitterte mein Gewissen, denn ich faßte Jesu Forderungen immer mehr als Befehle auf, die auch an mich ergingen, so Matth. 11, 28: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

Vom Gebet im biblischen Sinne hatte ich noch keine Ahnung. Wenn mein Herz besonders erfüllt war von dem Einfluß des Wortes, so las ich das Vaterunser alt-armenisch, wie ich es nach den Worten des Priesters mit türkischen Lettern aufgeschrieben hatte; denn der Wunsch zu beten, kam mir, sobald ich mich in die Schrift vertiefte. Es konnte mir natürlich keine Befriedigung gewähren, das Vaterunser in einer mir unbekannten Sprache zu lesen. Wenn ich aber im Matthäusevangelium im 6. Kapitel die Worte Jesu: „Also sollt ihr beten", und danach das Vaterunser in türkischer Sprache las, so war ich wiederum nicht befriedigt, denn ich dachte, ein richtiges Gebet dürfe nicht in einer allgemein verständlichen Sprache gesagt werden. Darum erschien es mir so nur wie ein halbes Gebet. Als ich aber später die Barmherzigkeit Gottes verstand, wurde es mir klar, daß zu jener Zeit schon der Heilige Geist mich vertreten hat mit unaussprechlichem Seufzen, wie der Apostel sagt. Denn ich erinnere mich sehr genau, daß aus meinem Herzen Gebet und Bitte emporstiegen, ohne daß die Lippen Worte fanden, da ich gar nicht wußte, wie ich beten sollte; der Heilige Geist trat für mich ein und kam meiner Schwachheit zu Hilfe. Ich seufzte von Herzen: „O Herr, gib mir Geist und Wahrheit, denn ich bin unwissend und blind!"

Fünftes Kapitel.

Licht nach dem Dunkel.

So las ich zum zweitenmal das Evangelium bis zu Ende und fuhr dann mit den Episteln fort. Ich kann nicht beschreiben, welche Freude und Liebe mein Herz erfüllte, als ich die ersten Kapitel des Römerbriefs las,

denn durch sie wurde ich völlig überzeugt, daß Jesus Gottes Sohn ist. Wahrlich, wenn viele kluge und gelehrte Männer versucht hätten, mich zu überzeugen, so hätten sie unmöglich so tief auf mich einwirken können, wie die Worte Röm. 1, 3. 4; denn durch sie hat mir Gott den Glauben geschenkt, und durch sie hat mein Herz die Kraft Gottes vernommen. Als ich die Briefe Pauli zu Ende gelesen hatte, war ich traurig, weil ich gern noch immer mehr davon gehabt hätte. Ich wußte nicht, war ich froh über das Gelesene, oder war ich betrübt, weil ich nichts mehr davon zu lesen hatte. Bald dachte ich: O wie süß war, was ich gelesen habe! — und dann wieder: Ach, daß es zu Ende ist! — So war mein Herz zwischen Freude und Betrübnis geteilt. Ich tröstete mich damit, daß es doch nicht zu Ende sei, da ich ja das Buch in der Hand hielt. Da drückte ich das Buch an die Lippen, küßte es wieder und wieder, schlug es auf, las wieder und wieder darin und sagte: „Was soll ich tun? Soll ich dich essen, o Buch?"

In dieser Freude las ich weiter bis zum Ende der Offenbarung. Durch sie habe ich viel empfangen, denn als ich von Gottes Thron las, traten die Bilder vor mein geistiges Auge, und ich glaubte alles von Herzen, so neu und überraschend es auch war. Es war das erstemal, daß ich einen Eindruck von der Herrlichkeit Gottes bekam, und mein Herz sprach: „O Herr, mein Schöpfer, jetzt glaube ich, daß du mich geliebt hast, denn du hast mir das Buch geschenkt. Ich glaube, daß dies dein wahrhaftiger Weg ist und bitte dich: Mache mich fest auf diesem Wege! Meinem Geist tut es wohl, dies zu glauben. Weshalb also soll ich noch einen andern Weg für mein geistiges Leben suchen? In nichts fand mein Geist bisher einen so vollkommenen Frieden wie in diesem Glauben. Wie hat dieses Buch meine Seele gesättigt, und doch habe ich noch viel geistige Speise zu erwarten! Darum will ich allein dir folgen, o Jesu, Gottes Sohn, es komme, was da will. Ich glaube, daß du mein Mittler bist und mich nicht verlorengehen lässest. Wenn du mich aber in die Hölle schicken solltest, so würde ich dir gehorchen und dich dennoch anbeten. Leib und Geist sollen dir ein Opfer sein. Nur bitte ich dich um Kraft, deine Gebote richtig zu verstehen."

In jenen Tagen las ich das Stück verbrannten Papiers, auf welches der junge Lehrer Petros für mich geschrieben hatte: „Wir glauben an einen Gott — — —" und dann weiter einzelne abgerissene Stücke des Glaubensbekenntnisses. Diese weckten meine Aufmerksamkeit, und ich fragte mich, was sie bedeuten möchten.

Ich schrieb einen Brief an Herrn Sewortian und bat ihn, mir eine vollständige Bibel zu schicken, damit ich das Buch des Propheten Jesaias lesen könne. Ich wollte es mit den Evangelien vergleichen, um mich ganz zu überzeugen, daß sie übereinstimmten. Die halbverbrannten Papierstücke fügte ich bei und bat, mir die Worte zu vervollständigen und meinem Boten mit der Bibel zu übergeben.

Um diese Zeit siedelte ich vom Dorfe Badjawut nach dem zwei englische Meilen entfernten Saribaba über. Obwohl ich für beide Dörfer als Lehrer und Prediger zu sorgen hatte, war es besser für mich, in Saribaba zu wohnen, da ich dort mehr Schüler hatte als in Badjawut. Auch Ali Beg, der Pir, war mit dieser Veränderung einverstanden. Kaum war ich in

meinem neuen Wohnort, so kamen Steuerbeamte in das Dorf. Als sie in meinem Zimmer das Evangelium sahen, fingen sie an, mit mir zu zanken: „Ist es recht für dich, dies Buch zu lesen?" Als ich nach dem Grund ihres Vorwurfs fragte, antworteten sie: „In dem Buch steht geschrieben: „Sohn Gottes," und das ist eine Gotteslästerung." Ich erklärte ihnen, das sei nicht so gemeint, wie wir es verstanden hätten, und fing an, ihnen nach Kräften das Wort auszulegen. Es waren von sich eingenommene Leute, die nicht so leicht zu überzeugen waren. Als sie aber sahen, daß sie nicht gegen die Wahrheit streiten konnten, sagten sie, das Evangelium sei griechisch und man könne es nicht übersetzen. Auf meine Behauptung, dies Buch sei aus dem griechischen Text übersetzt, antworteten sie: „Niemand versteht Alt-Griechisch. Das Evangelium kann unmöglich mit diesem Buch übereinstimmen." Mit höhnischen Worten verließen sie mich.

Ich wartete nun sehr auf meine Bibel, bekam aber statt ihrer die Antwort, es sei besser, wenn ich selbst nach der Stadt komme, um das Buch zu holen. Da der Brief in gutem Türkisch geschrieben war, die Armenier aber das Türkische meist sehr fehlerhaft schreiben, so glaubte ich, daß er von einem mohammedanischen Mollah stamme, der vielleicht wie ich selbst die Bücher der Evangelien und der Propheten gelesen hatte. Um den Schreiber des Briefes kennenzulernen, beschloß ich, nach der Stadt zu reisen.

Indessen war in diesen Tagen auf dem Wege nach Erzerum ein Mann ermordet worden; deshalb hielten meine Leute mich zurück und baten mich, lieber zu warten, bis einige von ihnen denselben Weg machen würden. Aber mein Herz konnte nicht warten. Noch am selben Abend machte ich mich auf die Reise. Unterwegs überlegte ich, ob ich nicht nach dem Dorfe Qarahasan gehen solle, wo mein Bekannter, der armenische Priester, wohnte. Er hatte mich aufgefordert, ihn wieder zu besuchen, und versprochen, mir eine Empfehlung an den Bischof zu geben, der meine Fragen besser als er selbst beantworten werde. Ich war etwas unentschlossen, setzte mich am Straßenrande nieder, schlug mein Evangelium auf und hoffte, Gott werde mir durch sein Wort zeigen, ob ich zum Priester oder geradeaus in die Stadt gehen solle. Ich erinnere mich nicht mehr der Stelle, die ich las, aber es wurde mir ganz klar, daß ich ohne Aufenthalt in die Stadt müsse. Da ich mich diesmal ein wenig fürchtete, allein zu gehen, bat ich Gott, die Reise gelingen zu lassen, falls sie nach seinem Willen sei. Mein Herz hegte noch einige Zweifel über die Jesaiastellen, und ich hätte gern Klarheit darüber gehabt, bevor ich starb: „Wolle Gott mir einen Reisegefährten zu meiner Sicherheit schicken!" dachte ich. „Um des Glaubens willen zu sterben kann freilich nicht schwer sein; wenn ich denn auf dieser Reise getötet werden soll, so bitte ich, daß es nicht vergebens geschehe."

Mit solchen Gedanken kam ich nach Aschqala und suchte das Haus eines Bekannten auf. Kaum war ich dort, so kamen zwölf mir bekannte Personen, die von einem Gendarmen zur Untersuchung in die Stadt geleitet wurden, da man behauptete, der Mörder sei aus ihrem Dorf. So hatte ich jetzt viele Reisegefährten. Als ich aber auf dem Wege mit ihnen vom Evangelium sprach, zeigten sie die tiefste Verachtung für mich.

In der Stadt angelangt, begab ich mich in den Laden Sevortians und

fragte nach dem Manne, der den Brief an mich geschrieben habe. „Sie werden ihn in der Schule finden, wo er unterrichtet," sagte Sevortian, „ich will Ihnen ein paar Zeilen an ihn mitgeben." Aber indem er so sprach, kam ein reicher Mohammedaner und setzte sich zu ihm. Da sagte er mir: „Kommen Sie etwas später wieder!" Ich kam aber auch zum zweiten- und drittenmal vergebens, weil der Mohammedaner noch da war. Endlich fragte ich Sevortian, ob er geschrieben habe. Der Mohammedaner war neugierig und wollte wissen, um was es sich handle; doch erhielt er keine Antwort. Nachdem er endlich fortgegangen war, schrieb Sevortian ein paar Zeilen und gab sie mir. Ich ging in die protestantische Schule und fand dort einen Lehrer namens Serkis, der sich als der Schreiber des Briefes erwies. Als er erfuhr, wer ich war, freute er sich sehr und führte mich in sein Zimmer, wo wir lange allein miteinander redeten. Er, der von Jesus gelernt hatte, war sehr geduldig mit mir und versuchte, liebevoll durch das Wort Gottes zu beseitigen, was er an Unklarheiten bei mir fand; denn meine ganze Denk- und Ausdrucksweise war wie mein ganzes Benehmen noch mohammedanisch und paßte nicht für einen Christen. Zuletzt las Bruder Serkis ein Kapitel der Schrift in türkischer Sprache, und dann standen wir auf zum Gebet. Aber was für ein Gebet war das! Mein Herz zerschmolz und mein Körper fing an zu beben, aber mein Geist war voll Freude, als er für mich zu Gott betete, warm und voller Glauben: „O Gott, laß diesen jungen Bruder die Kraft des Blutes Jesu Christi erfahren und leite ihn in die Wahrheit durch deinen Heiligen Geist, bis er sein Teil findet, den vollkommenen Frieden!"

Nachdem Serkis aufgehört hatte zu beten, sagte ich mir, daß er ein heiliger Mann sei, und fiel ihm zu Füßen, denn ich wußte nicht, was ich tun sollte. Er aber hob mich auf, ergriff meine Hand und sagte: „Bruder, ich verachte nicht die Liebe, die du in deinem Herzen hast; aber ich will dir etwas zeigen." Nun schlug er die Bibel auf und las mir von Cornelius vor und aus der Offenbarung von dem Engel, der, als Johannes ihn anbeten wollte, ihn zurückwies mit den Worten: „Siehe, unsre Anbetung und Verehrung gehört Gott allein!" Im Laufe des Gesprächs fragte ich den Lehrer dann: „Ich habe im Evangelium nichts von Bilderdienst und Zeremonien gefunden. Warum sehe ich denn Bilder in euren Kirchen? Das macht mir viel Gedanken." Er lächelte ein wenig, obwohl man sah, daß die Frage ihm weh tat. „Das alles sind Irrtümer, wider Gottes Willen," sagte er. „Sieh das Zeugnis der Schrift!" Dann zeigte er mir alles, was die Bibel darüber sagt. Nachher erzählte ich ihm von meinen Gesprächen mit dem gregorianischen Priester, und er erklärte mir verschiedenes. Zum Schluß sprachen wir über die Bücher, und er forderte mich auf, am Abend mit Meister Garabed, bei dem ich wohnte, zu Baron Sevortian zu kommen; dort wolle er mit mir die nötigen Bücher kaufen.

Zur festgesetzten Stunde trafen wir uns in dem Laden. Ich bemerkte, daß Serkis unser Gespräch verheimlichen wollte, darum schwieg auch ich darüber. Als Garabed vernahm, daß ich Bücher im Werte von 30 Piastern wünschte, sagte er: „Gebt sie ihm morgen, ich werde es bezahlen." Er war mir nämlich ein türkisches Pfund schuldig. Als ich am Morgen im Laden erschien, um die Bücher zu holen, baten Serkis und Sevortian mich, ihnen

doch das Geld gleich selbst zu bezahlen; es würde schwer für sie sein, die Schuld später von Garabed zu erhalten.

Als ich aber mit Garabed sprach, versuchte er, mich zu überreden, daß ich die Bücher nicht gleich mitnehme; er wolle sie mir lieber schicken, es sei auch möglich, daß er sie ohne Geld bekäme. Aber ich wurde ärgerlich und sagte: „Es ist doch eine Schande, etwas zu versprechen und nicht zu halten. Gestern haben wir den Leuten gesagt, daß wir kaufen wollen, und heute sprichst du anders." Dann ging ich in den Laden und teilte Serkis und Sevortian Garabeds Worte mit. Serkis fragte mich, wieviel Geld ich bei mir habe. „10 Piaster", antwortete ich. Er meinte, es werde genügen, und nahm mich dann mit zu den amerikanischen Missionaren. Diese begegneten mir sehr liebevoll, und trotz unsres kurzen Beisammenseins empfand ich, daß ich es mit geisterfüllten, liebevollen Christen zu tun hatte. Sie führten mich in einen Raum, an dessen Wänden zahlreiche Bücherregale standen, und suchten mit mir die mir nötigen Bücher aus: eine vollständige Bibel, Erklärungen zu Matthäus und Markus, ein arabisches Psalmbuch, eine Erklärung der Bergpredigt und der zehn Gebote und ein Büchlein über evangelische Glaubenslehre. Ein türkisches Gesangbuch erhielt ich später als Geschenk von Johannes Aga. Serkis gab den Missionaren meine 10 Piaster, und als ich nach dem Rest meiner Schuld fragte, sagten sie, ich möge das übrige als ein Geschenk von ihnen annehmen.

Auf dem Rückwege sagte Serkis: „Wir wollen einige Tage gründlich miteinander reden." Ich sah seine Absicht mich zu überzeugen und dachte: „Er ist ein gelehrter Mann, der mich durch seine Beredsamkeit überwinden könnte, so daß ich ihm nicht zu antworten wüßte, während doch die Wahrheit auf meiner Seite sein könnte. Zwar habe ich das Evangelium lieb und möchte keinen anderen Glauben haben als den, welchen es gibt. Aber ich weiß nicht, was in diesen Büchern steht, und muß erst sehen, ob ihr Inhalt mit seinen Worten übereinstimmt." Für den Fall aber, daß ich den Mann überreden würde, fürchtete ich, daß ich in meiner Religion fester werden würde, während doch die Wahrheit auf seiner Seite sein könnte. — So vermied ich dieses Gespräch.

Ich wußte, daß Garabed mich verhindern würde, die Bücher mitzunehmen. Darum sprach ich noch einmal mit Serkis darüber. Ich hatte die Absicht, auf Garabeds Reden ausweichend zu antworten und die Bücher mitzunehmen. Bisher hatte ich es nämlich mit der Wahrheit nicht sehr genau genommen, da den Mohammedanern die Notlüge erlaubt ist. Serkis aber sagte mir: „Unsre Rede muß zu jeder Zeit so klar sein, daß auch nicht ein Schein von Unwahrhaftigkeit auf uns fallen kann." Da schämte ich mich sehr und faßte den Entschluß, niemals wieder eine Unwahrheit zu sagen.

Am Abend kam ich in das Haus des Meisters Garabed, der sich sehr ärgerte, als er die Bücher sah.

Da der nächste Tag ein Sonnabend war, wollte ich noch den Sonntag in der Stadt zubringen, um eine Predigt in der protestantischen Kapelle zu hören, wie auch Serkis mir geraten hatte. Am Sonntagmorgen forderte Meister Garabed mich auf, mit ihm in die Kirche zu gehen. Ich willigte ein und besuchte mit ihm den gregorianischen Gottesdienst. Nachher gingen wir

zusammen in die protestantische Kirche, wo Prediger Hagop Taschdjian in türkischer Sprache über 1. Mose 3, 21 predigte. Nach dem Gottesdienst blieben wir drei, Serkis, Garabed und ich, zurück und sprachen mit dem Priester. Der Meister, der mich schon vorher hatte überreden wollen, die Bücher zurückzulassen, sprach jetzt auch mit den beiden darüber. Doch redeten sie armenisch, was ich nicht verstand. Schließlich sagte der Prediger mir: „Der Meister hält es nicht für klug, die Bücher mitzunehmen; er will sie Ihnen lieber nachschicken, weil er meint, es könnte gefährlich für Sie sein, wenn man die Bücher bei Ihnen, einem Mollah, fände. Man würde dann weiterforschen, und es möchte nicht nur für Sie, sondern für uns alle Gefahr daraus entstehen. Auch ich bin der Meinung, daß es besser ist, sie hier zu lassen; und ich denke, daß der Meister in guter Absicht redet." Ich antwortete ihm nicht, sondern fragte Serkis heimlich nach seiner Meinung. Er antwortete: „Nimm die Bücher mit! Wie Gottes Wille ist, so wird es geschehen; wir müssen bereit sein, auch unser Blut um Jesu willen hinzugeben." Da seine Worte mit meinen Wünschen übereinstimmten, tat ich, wie er mir riet, ging in mein Dorf zurück und begann, meine Bücher zu lesen.

Zu jener Zeit hatte ich etwa 20 Schüler und wohnte im Hause Sejid Hassans, der wie mein früherer Wirt, Ali Beg, Pir des Dorfes war. Er zählte damals etwa 30 Jahre.

Ich fing an, mit ihm über die Bücher zu sprechen, die ich las. Er war voll Eifer, davon zu hören und mit mir zu disputieren, und fragte mich unter anderem: „Wir sagen, Ali sei Gott. Meinst du denn, daß Jesus Gott sei?" — „Ja," antwortete ich und fuhr fort: „Woher weißt du denn, daß Ali Gott ist?" Ich kannte nämlich die Lehre der Jologhli besser als die meisten von ihnen. Er erwiderte: „Ali hat Wunder getan und Tote erweckt, wie du es ja selbst aus den Büchern weißt." Ich sagte: „Ich habe freilich gelesen, daß er Tote erweckte, aber er mußte zuvor Gott bitten. Jesus dagegen befahl, und die Toten standen auf." Ich versuchte, ihm dies in verschiedenen Gesprächen klarzumachen, und nach einiger Zeit war er überzeugt.

Zu der Zeit besuchte mich der armenische Priester. Er wußte, daß ich als Mollah und Vertrauensmann der Regierung die Ablieferung der Steuern zu überwachen hatte, die in dem Zehnten aller Feldfrüchte bestanden. Dies benutzte er, um ein oder zwei Wagen Heu von mir zu verlangen. Ich schwieg. — Er war an jenem Tage Gast in unserm Dorfe. Als es Abend wurde, ging ich zu ihm, um mit ihm zu sprechen. Er fing an, von der Sünde Davids an Uria zu reden, von der ich damals auch schon gelesen hatte. Als er erzählte, wie der Prophet Nathan zu David kam, um ihm seine Sünde vorzuhalten, sagte ich: „Käschisch (Priester), ich muß dich etwas fragen. An einem Orte lebt ein Mensch, der die Gebote Gottes und die Pflicht sie zu befolgen sehr gut kennt. An einem andern Orte dagegen lebt ein Mensch, der wenig von den Befehlen Gottes und vom Gehorsam gegen die Gebote weiß. Der Unwissende wünscht, von dem Wissenden zu lernen. Welches ist nun die Pflicht desjenigen, der viel Erkenntnis hat?" Er antwortete: „Er muß den Unwissenden belehren, sowohl durchs Wort als durch die Tat." Ich sagte: „Wenn nun aber derjenige, der viel weiß, den Unwissenden, anstatt ihn vor der Sünde zu warnen und ihn Gerechtigkeit zu lehren, um Gewin-

nes willen zu einer Sünde nötigt?" Schnell antwortete der Priester: „Dann ist er verflucht von Gott." Er verstand nicht, daß ich ihn selbst meinte, weil er mich gebeten hatte, ihm auf unrechtmäßige Weise Heu zu verschaffen. So sagte ich ihm denn: „Bitte, denke ein wenig nach!" Da antwortete er: „Die Geschichte ist ähnlich wie die von David und Nathan."

Als ich sah, daß er mich verstanden hatte, verließ ich ihn und ging nach Hause. Er hat nicht wieder Heu von mir verlangt.

Am andern Tage sah ich denselben gregorianischen Priester wahrsagend im Dorfe von Haus zu Haus wandern. Ich ging ihm nach und fragte ihn: „Priester, fürchtest du dich nicht vor Gott? Zauberei wird in der ganzen Heiligen Schrift eine große Sünde genannt, wie darfst du dann Zauberei treiben?" Er erschrak, faßte sich aber schnell und antwortete mir lächelnd: „Was sollen wir tun? Wir wollen auch leben." Von da an hörte jede Verbindung zwischen uns auf.

Ich las andauernd in der Heiligen Schrift, überlegte jede Stelle, die ich nicht verstand, und flehte Gott an, sie mir zu erklären. Der Herr half mir und öffnete mein Verständnis. Mein Gebet war beständig: „Herr, zeige mir die Wahrheit und gib mir Gnade, sie zu erfassen und in ihr zu bleiben, damit ich dich preisen kann in Ewigkeit. Gib mir, daß ich zu deinem Volke komme. Wie du Abraham riefest, daß er seine Heimat verließ und dir folgte, so weise auch mir den Weg, den ich gehen soll. Ich bin bereit, alles zu verlassen und dir nachzufolgen; nur bitte ich dich, daß du mir Kraft geben wollest auszuharren, wenn die Menschen mich verspotten, verfolgen oder töten um des Evangeliums willen. Ich will gern leiden, nur gib mir Kraft auszuharren, daß ich nicht vor dir zuschanden werde."

Sechstes Kapitel.

Mollah und Christ.

Bald darnach begann ich, meinen Schülern von Jesus zu sagen, d.h. denjenigen, die es verstehen konnten. Ein Knabe von vierzehn Jahren mit Namen Kaja war besonders aufmerksam; ihm schenkte ich das Neue Testament, durch welches ich zuerst zur Erkenntnis gekommen war, sprach und betete viel mit ihm.

Als ich in dieser Weise vorging, nahmen die Dorfleute es übel und fingen an, schlecht von mir zu reden; denn ich hielt den Sonntag heilig und unterließ den Asan (den fünfmaligen Ruf des Mollahs vom Minaret) oder ließ ihn durch meine Schüler verrichten; auch schrieb ich nicht mehr Amulette für Kranke, wie es bei den mohammedanischen Priestern üblich ist. Wo ich auch war, betete ich vor dem Essen mit entblößtem Haupt. Dazu predigte ich den Leuten das Evangelium. Dies alles ärgerte sie; aber sie konnten nicht mit mir disputieren, da sie ungelehrte Leute waren. Sejid Hassan dagegen war ziemlich einig mit mir und glaubte, was ich ihm sagte. Er wollte nicht mehr den Zehnten vom Volke nehmen, wie es den Sejids

unter den Jologhli zusteht, sondern lehrte: „Die Sejids haben keine Macht, Sünden zu vergeben, darum sollt ihr ihnen auch keinen Tribut bringen." Die Sejids behaupten nämlich, daß sie Sünden vergeben können.

In jener Zeit kamen zwei Sejids ins Dorf, um bei den Leuten Geld zu erpressen. Sejid Hassan jedoch sagte ihnen: „Geht! Welches Recht habt ihr, die Leute zu berauben?" und trieb sie mit Schimpfworten aus dem Dorfe; denn das Schimpfen ist die Gewohnheit der Jologhli, und Sejid Hassan hatte noch nicht so viel Klarheit, daß er es als Unrecht erkannt hätte. Bald darauf kamen Gäste aus der Stadt in Sejid Hassans Haus, ein anderer Sejid und ein Mann namens Ismael Efendi, der Sohn eines berühmten Schriftstellers in Erzerum. Bald waren die drei Männer in ein Gespräch über Religion vertieft. Sejid Hassan sagte: „Unser Mollah versteht viel von solchen Dingen; er wird kommen und euch antworten." Man rief mich, und der Efendi, den ich schon durch meinen Vater kannte, fragte mich: „Wie, denkst du, erlangen wir das Heil?"

„Wenn du das wissen willst, so laß uns das Evangelium lesen; dann werden wir sehen, wie es sich damit verhält."

„Das Evangelium ist unrichtig."

„Dein Vater schreibt in seinem großen Werke über das Johannesevangelium und lobt es als richtig und wahr. Willst du jetzt verleugnen, was dein Vater gesagt hat?"

„Nein, ich sage nichts gegen das Johannesevangelium."

Sein Vater stand bei den Jologhli in hohem Ansehen, weil er viele geistliche Lieder für sie gedichtet hatte. Es ist sehr merkwürdig, daß er in seinem Buche den Johannes nennt und sein Evangelium preist.

Später fragte der Efendi mich: „Was lehrt das Evangelium?"

Da fing ich an zu reden: „Das Heil ist in Jesu allein, denn er hat sich selbst zum Opfer gebracht." — Dann sprach ich noch von den zehn Geboten.

Er aber sagte: „Unser Weg ist Äl Älä Äl Hakka, Hand in Hand und Hand zu Gott", d. h.: Unsre Hand muß in den Händen der Sejids sein, damit wir durch sie das Heil erlangen, die Hände der Sejids aber sind in den Händen Gottes.

Ich führte ihnen die Worte des Psalms: „Wenn die Gottlosen auch Hand in Hand gehen, werden sie doch nicht ungestraft bleiben", in arabischer Sprache an und übersetzte sie ins Türkische; da schwiegen sie. Denn in ihrem Aberglauben meinten sie, daß jedes arabische Wort aus dem Munde Gottes komme. Wir sprachen auch von der Seelenwanderungslehre, an welche die Jologhli glauben, wohingegen sie das jüngste Gericht und die Auferstehung der Toten leugnen. Auch hierin half mir der Herr, so daß sie mir nicht antworten konnten; Sejid Hassans Glaube befestigte sich mehr und mehr.

Nach einigen Tagen kam wieder ein Sejid ins Dorf, der mir mit verächtlichen Worten drohte; aber mein Geist war froh.

Nicht weit vom Dorfe war eine Höhle, in die ich jeden Abend ging, um dort in der Stille die Heilige Schrift zu lesen und zu Gott zu beten. „Ich danke dir, himmlischer Vater, daß du dich über mich erbarmt und mir deine heilige Schrift gezeigt hast, damit ich dich vollkommen erkenne und deinen Sohn, den Herrn Jesus Christus, durch dessen Blut allein es Reini-

gung von Sünden gibt. Ich stehe jetzt vor dir allein und bitte dich, daß du meine Sünden versöhnst, o Herr, obwohl ich sehr sündig bin. Wenn ich meine Sünden ansehe, so zweifle ich, ob du mich annehmen wirst oder nicht. Aber dein Wort sagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen." Darum, o Herr, gib mir Gnade, daß ich völlig an dieses Wort glaube, das meine Rettung in sich schließt. Ich glaube, daß das Heil von dir kommt, aber der Satan verwirrt mich durch Zweifel, indem er sagt: Wird Jesus dich annehmen, da du doch einmal Gott verschmäht hast? — Ich bitte dich, Herr, bewahre mich vor dem Bösen, vor allen Sünden und vor den Unreinigkeiten der Jugend. Du weißt, daß mich in diesem Lande viel Versuchungen umgeben und daß man mich verwirren will. Aber o Herr, wie du den Joseph bewahrtest, so bewahre auch mich! Vater, du weißt, wie wenig ich noch von deinem Worte verstehe, wie viele Stellen mir noch unklar sind. Aber ich bitte im Namen deines eingeborenen Sohnes, daß du mir deinen Geist, den Geist der Weisheit, schenkest, damit ich dein Buch, das ich liebe, gut verstehe. — Ich bitte dich, Herr, daß dein Reich bald komme und daß die Gerechtigkeit, die durch den Herrn Jesus erfüllt ist, von allen Menschen anerkannt werde, besonders aber von unserm Volke. Ich danke dir, daß du mir den Geist der Vergebung geschenkt hast, daß ich allen verzeihen kann, die mich verachten und hassen, ja, daß ich sie lieben kann. Ich bitte dich, erbarme dich über sie, damit sie verstehen, was sie tun, und sich zum Herrn Jesum bekehren; denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit! Amen. In diesem allen geschehe dein Wille, Herr, denn vielleicht verstehe ich nicht einmal, was ich bete; aber du weißt am besten, was nötig ist, darum gib mir das in Jesu Namen! Amen." Das war der Inhalt meines täglichen Gebets.

So kam der Herbst heran.

Usta Garabed kam ins Dorf, um dort mit dem Armenier zu reden, der seine Geschäfte besorgte. Er tat dem armen Manne Unrecht, indem er ihm keinen Anteil am Gewinn gab, sondern sagte: „Solche Menschen wie du verdienen nur zwei Grusch (Piaster = türkische Münze) täglich. Du hast so lange Zeit hier gegessen und getrunken, daß du schon mehr verbraucht hast; als du wert bist; trotzdem will ich dir etwas geben." Als der arme Mann sah, daß ihm Unrecht geschah, sagte er: „Ich will nichts von dir haben!" und ging mit Tränen fort.

Ehe er abgereist war, sagte Usta Garabed zu mir: „Jetzt wollen wir deine Hochzeit machen."

Ich meinte, es sei besser, wenn wir es in diesem Jahre noch ließen.

„Warum?" sagte er; „du bist gesund, und wenn du kein Geld bereit haben solltest, so werde ich alle Unkosten auslegen."

Ich schwieg zunächst. Am andern Tage aber sagte ich ihm: „Vielleicht wird durch die Hochzeit meine Liebe zu Jesum erkalten." Er aber antwortete lächelnd: „Das sind kindische Reden. Ich hielt dich für einen klugen Mann. Suche nur, was deinem Fleische bequem ist. Wer hat Nachricht über das Jenseits gebracht?" So fuhr er mit spöttischen Worten fort, die nicht wert sind, hier wiederholt zu werden. Als er sah, daß ich um des Evangeliums willen meine Achtung bei den Leuten verloren hatte, sagte er eines Tages

in Sejid Hassans Hause zu mir: „Wie konntest du so unverständig sein, daß die Leute dich jetzt hassen! Warum lehrst du sie das Evangelium?" Ich antwortete: „Weißt du nicht, wieviel die Apostel um Jesu willen verfolgt wurden? Bin ich mehr als sie?" — „Die Apostel waren dumme Leute. Willst du auch so sein?" Jetzt begriff ich, daß dieser Mann kein Christ, sondern ein Ungläubiger war, und verbot ihm, weiterzureden. „Schweig", sagte ich, „ich will nichts mehr mit dir zu tun haben."

Ich schrieb nun meiner Heirat wegen einen Brief an Serkis und bat um seinen Rat in dieser schwierigen Frage: „Man wünscht hier, daß ich Hochzeit mache; aber ich fürchte, es wird dann mit mir werden wie mit dem Samen, der unter die Dornen fiel."

Er antwortete: „Ich denke auch so. Ist es möglich, so laß dieses Jahr vorübergehen; dann werden wir sehen, was der Herr tun wird."

Allmählich wurde mir klar, daß, solange ich in dem Dorfe bliebe, mein Gewissen mir keine Ruhe lassen würde. Darum beschloß ich, diese Stelle zu verlassen.

Ich gab dem Armenier, den Garabed so schlecht behandelt hatte, meine Bibel und einige andre Bücher und sagte ihm, er solle sie heimlich zu Serkis bringen. Doch schärfte ich ihm ein, nicht mit Garabed davon zu sprechen.

In diesen Tagen machte Garabed sich mit unserm Sejid Hassan zu Pferd auf den Weg nach dem benachbarten Städtchen Aschgala. Sejid Hassan hatte sich anfangs geweigert, doch hatte Garabed ihn zu überreden gewußt. Kaum aber waren sie eine Viertelstunde fort, da kam die Nachricht, Sejid Hassan sei mit dem Pferde gestürzt und tödlich verletzt. Auf einem Wagen brachte man ihn mit gebrochenem Rückgrat ins Dorf zurück. Als ich zu ihm trat, öffnete er die Augen und sah mich an. Ich sagte: „Glaube an Jesus!" Er antwortete: „Ich sterbe jetzt — es tut mir leid, daß mein Wunsch nicht erfüllt worden ist. Aber bete du für mich!"

Als er seine Verwandten sagen hörte, der Usta sei schuld an diesem Unglück, schlug der gute Sejid Hassan die Augen auf, rief die Umstehenden näher zu sich und sagte: „Hört und seid Zeugen meiner Worte! Garabed hat mir nichts getan. Ich galoppierte und fiel. Wenn ihr mich lieb habt, so tut ihm nichts zuleide."

Nachdem ich erkannt hatte, daß nur im Evangelium der rechte Weg sei, hielt ich es bald für unrecht, nach außen hin als Mollah noch immer die Ehre Mohammeds zu verkündigen, während ich in der Stille doch nur für Jesus lebte. Es wurde mir klar, daß ich die mohammedanischen Gebetsübungen nicht mehr mit gutem Gewissen verrichten konnte.

Zuerst half ich mir damit, daß ich meine erwachsenen Schüler die Gebete für mich halten ließ. Bald jedoch sah ich ein, daß auch dies nicht recht sei. Da versammelte ich meine Schüler, erzählte ihnen, wie ich die Bibel gefunden und wie ich erkannt habe, daß Jesus der einzige Heiland sei. Dann legte ich ihnen das Evangelium aus. — Sie erzählten es ihren Eltern, und es entstand eine große Aufregung im Dorfe. Die Leute kamen zu mir und baten mich um eine Erklärung. „Weshalb tust du deine Pflicht nicht? Du bist doch unser Priester." Ich antwortete, sie müßten sich einen andern Priester suchen, denn ich könne ihre Gottesdienste nicht mehr verrichten.



Alter Derwisch



Awetaranian als Derwisch





Junge Derwische


O.M. 389

Persische Derwische

Auf ihre Frage, warum ich mein Amt niederlegen wolle, las ich ihnen aus dem Evangelium vor und erklärte ihnen, daß wir bisher in Blindheit gelebt hätten und daß das Evangelium die einzige Richtschnur unsres Lebens und Handelns sein müsse. Alle wunderten sich darüber; einigen ging es durchs Herz, andre aber wurden sehr zornig und versuchten, mir Schwierigkeiten zu machen. Ich erwartete damals täglich, daß die Regierung Leute senden würde, um mich verhaften zu lassen.

Siebentes Kapitel.

Neue Wege im neuen Licht.

Es war mir nun sehr wichtig zu erforschen, wie es um meine Braut stand, ob ich hoffen durfte, daß sie an Jesum glauben werde. Denn nur so, als Genossin meines Glaubens, konnte ich sie mitnehmen. An mehreren Abenden ging ich zu ihr, denn bei den Jologhli ist es im Gegensatz zu der strengen Absperrung der mohammedanischen Frauen erlaubt, daß Verlobte einander in Gegenwart der Schwiegermutter sehen und sprechen. Ich gab mir viel Mühe, sie zu überzeugen und ihr die Sache so klar zu machen, daß sie sich ein eigenes Urteil bilden konnte. Dann fragte ich sie: „Welches ist nun deine Ansicht?" Sie antwortete: „Willst du mich zum Giaur (Ungläubigen) machen?" — „Nein", sagte ich, „das will ich nicht, die Sache verhält sich umgekehrt", und fuhr mit meinen Erklärungen fort. Sie ging indessen nicht auf meine Worte ein, sondern sagte nur: „Ich kann meines Vaters Weg nicht verlassen." — „Wenn du ihn nicht verlassen kannst, so mußt du dabei bleiben", erwiderte ich; „aber ich kann um der Liebe Jesu willen alles, auch dich verlassen." Als sie das hörte, sagte sie: „Nein, verlaß mich nicht! Welchem Glauben du angehörst, dem will auch ich angehören." Es war mir indessen ganz klar, daß sie nur um meinetwillen so sprach, ohne jegliche eigene Überzeugung.

Ich versuchte, ihr die Sache noch auf andre Weise zu erklären, aber das Resultat war immer dasselbe. Ich war überzeugt, daß, wenn sie nicht um Christi willen, sondern nur meinetwegen käme, sie bald Sehnsucht nach Vater, Mutter und Heimat bekommen würde. Das aber wäre für mich eine Gewissensunruhe geworden. Auch würde ihr Vater uns sofort verfolgen, die Polizei uns stets auf den Fersen sein, ganz abgesehen davon, daß es in Asien überhaupt eine ziemlich schwierige und bedenkliche Sache war, mit einer Frau zu reisen.

Bald gab Gott mir die erwünschte Gelegenheit, mein Dorf zu verlassen. Es gehörte zu den bürgerlichen Pflichten eines Mollah, den Zehnten, welchen die Landbewohner der türkischen Regierung schuldig sind, abzuliefern. In der Regel fahren einige angesehene Leute mit dem Mollah in die Stadt. Dieser übergibt dann das Geld der Regierung und erhält eine Quittung für sein Dorf.

Unterwegs beschloß ich, nicht zurückzukehren, es komme, was da wolle. Ich hoffte, daß die Christen sich meiner annehmen und ich bei ihnen Gelegenheit haben würde, die christliche Lehre weiter zu studieren und dann zu predigen; das wäre eine Gottesgabe für mich gewesen. Sonst aber wollte ich das Wort Gottes nehmen, wie ein Eremit ins Gebirge wandern und in den Dörfern predigen bis an mein Lebensende. Im Winter gedachte ich nach warmen, im Sommer nach kühleren Gegenden zu gehen und mich von Pflanzen und Früchten, die man im Gebirge oder auf dem Felde findet, zu ernähren. Ich hatte einmal als Derwisch vier Tage lang so gelebt, als ich mit meinem Vater von Mosul zurückkam. Damals waren die kurdischen Dorfleute mit ihren Herden aufs Feld gezogen, die andern aber hatten sich vor den Steuerbeamten geflüchtet und versteckt; deshalb fanden wir vier Tagereisen weit keinen Menschen und lebten von Pflanzen.

Einige Tage nach meiner Ankunft in der Stadt hörte ich, daß Sejid Hassan gestorben war. Als ich vor meiner Abfahrt aus dem Dorfe von ihm Abschied nahm, hatte er mir noch einmal gesagt: „Es ist schade, daß ich nicht mehr leben kann, um mit dir für Jesus zu arbeiten. Aber bete du für mich, daß der Herr Jesus Christus mich annimmt!"

In der Stadt fand ich einen Jugendfreund wieder, einen jungen Armenier namens Arschak, welcher in dem Hause eines Nachbarn meiner Eltern geboren war. Als Kinder hatten wir viel zusammen gespielt und uns sehr lieb gehabt. Ich hatte mir damals oft Mühe gegeben, den kleinen Spielgenossen zur mohammedanischen Lehre herüberzuziehen. Eines dieser kindlichen Bekehrungsversuche erinnere ich mich noch sehr wohl. Der kleine Nachbarssohn spielte häufig mit mir in unserm Garten, und ich benutzte jedesmal die Gelegenheit, um mit ihm vom „wahren Glauben" zu sprechen und von der Notwendigkeit ihn anzunehmen. Als ich eines Tages wieder meine ganze Überredungskunst aufgeboten hatte, versprach der kleine Freund mir schließlich, er wolle ein Muselmann werden. Ich war aufs höchste erfreut und erklärte ihm, nun seien wir Brüder. Am Abend ließ ich ihn nicht nach Hause gehen, sondern nahm ihn mit zu uns und erzählte der Tante begeistert, was sich ereignet hatte. Merkwürdigerweise verhielt sie sich ziemlich ablehnend dabei. Als wir miteinander zu Abend gegessen hatten, kam die Nachbarin, um ihr Söhnchen abzuholen. Ich erklärte sehr bestimmt, er gehöre jetzt zu uns und müsse bei uns bleiben. Als man nicht auf mich hörte, begann ich bitterlich zu weinen. Aber das Ende war, daß die Mutter den so freudig begrüßten Bruder mit nach Hause nahm.

Jetzt konnte ich dem Freunde erzählen, daß ich das Evangelium gelesen habe und an Jesum gläubig geworden sei; ich sei jetzt selbst ein Bekenner Jesu Christi.

Der junge Mann war sehr erfreut und sagte: „Das ist ein Wunder Gottes! Du wirst nun für die Mohammedaner sein, was Johannes der Täufer für die Juden war. Du wirst sie für das Christentum vorbereiten."

Seine Mutter kam hinzu und nannte mich bei meinem mohammedanischen Namen Schükri. Da sagte er: „Nenne ihn nicht so! er heißt jetzt Johannes. Er ist Christ geworden, und Johannes soll sein Name sein!"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Der Herr hatte mir eine solche Liebe und Wärme geschenkt, daß ich mich vor nichts fürchtete. Ich war noch in meiner Mollahtracht, und so kam ich auch in die evangelische Versammlung. Als ich sah, daß die Brüder an der Tür ihre Hüte abnahmen, legte auch ich meinen Turban ab, da ich glaubte, es gehöre mit zu den religiösen Pflichten. Wenn ich auf den Bazar ging, besuchte ich die Brüder, die ich in der Versammlung kennengelernt hatte, und sprach laut mit ihnen über geistliche Dinge. Aber es ist nicht erlaubt, dort so laut von der Gottheit Christi zu reden, und von allen Seiten schauten mich die Mohammedaner mit bösen Blicken an. Sobald mich aber jemand von ihnen anredete, benutzte ich die Gelegenheit, das Evangelium zu predigen. Es ging so weit, daß die Brüder mich schließlich baten, nicht so frei mit allen Mohammedanern von Christo zu reden, es könne dadurch viel Gefahr und Schwierigkeit für sie und mich entstehen. Aber ich war so hingenommen, daß ich weder an Leben, noch an Gefahr und Tod dachte, ich sah nichts als Christum und seine Liebe. „Wird Christus mich annehmen?" das war mein einziger Gedanke, meine Zuversicht, seine Verheißung: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen." Vor wem also sollte ich mich fürchten? Mein Leben mochte für ihn in Stücke gehen. Wenn ich ihm mein Leben gab, was tat ich Großes? War er nicht der Herr meines Lebens wie aller Dinge? Er gab sein Leben hin, um mich und andre sündige Menschen gleich mir zu Gott zu bringen. Warum sollte ich mich schonen, mich nicht hingeben für ihn?

Fast täglich ging ich zu dem evangelisch-armenischen Prediger, und er prüfte mich. Einmal fragte er: „Warum glauben Sie nicht an Mohammed und an den Koran? Die Lehre Mohammeds ist doch auch eine gute Religion." „Sie ist aber nicht in der Bibel begründet," antwortete ich; „im Koran steht, daß das Evangelium und die Propheten von Mohammed erzählen, ich habe aber nichts davon gefunden." Dann zeigte ich ihm die Stellen der Bibel, welche ich mit dem Koran verglichen hatte.

Auf seine Frage: „Fürchten Sie nicht, daß die Mohammedaner Sie finden und töten werden?" antwortete ich: „Wenn sie mich meines Glaubens an Jesum wegen töten, dann fürchte ich nichts. In der ersten Zeit sind auch die Apostel von den Juden getötet worden."

Mit Serkis besuchte ich die amerikanischen Missionare, welche mir die Bibel geschenkt hatten, und erklärte ihnen, ich wolle Christ werden. Beide aber konnten kaum glauben, daß ich mich bekehrt hatte.

Auf ihre Frage, weshalb ich zu ihnen gekommen sei, erklärte ich ihnen, daß ich alles zum Verständnis des Christentums Nötige lernen und Theologie studieren wolle, um später den Mohammedanern das Evangelium bringen zu können. Sie meinten, ich werde nicht lange in Erzerum bleiben können, und fragten, ob sie mich vielleicht nach Rußland oder Bulgarien schicken sollten. Ich überließ diese Frage ganz ihrer Entscheidung. Darauf schlugen sie mir vor, ihre Pferde zu füttern und täglich zwei oder drei Stunden bei ihnen Unterricht zu nehmen.

Sehr gern war ich damit einverstanden; den Stolz, welchen ich als Mohammedaner, der von Mohammed selbst abstammt, hatte, nahm Gott sehr bald, nachdem ich die Wahrheit erkannt hatte, aus meinem Herzen.

Serkis dagegen sprach den Missionaren sein Bedenken aus: „Wenn die Mohammedaner entdecken, daß ein Mollah bei euch den Dienst eines Pferdeknechts verrichtet, so wird dadurch die Sache nur noch gefährlicher werden; man wird nicht glauben, daß er einen solchen Dienst ohne Nebenabsichten angenommen habe, und das gerade wird ihn verraten. Wir wissen, mit welchen Augen die Gregorianer uns betrachten, wie sehr sie nach Gründen suchen, um uns bei den Mohammedanern zu verklagen. Dies würde ihnen eine willkommene Veranlassung sein. Dann werden die Mohammedaner sehen, daß es wahr ist, was die Gregorianer sagen: „Die Protestanten sind gekommen, nicht nur um unsere Religion zu verderben, sondern auch, um die eure zunichte zu machen. Man wird unsre Versammlungen überfallen und uns viel Schaden tun". — Da beschlossen sie, mich nach einer andern Stadt zu schicken, und sagten: „Gehen Sie nach dem Dorfe Tschewirme in Chinis und lernen Sie dort Armenisch. Dann werden wir ein gutes College ausfindig machen, wohin wir Sie schicken können." Sie schrieben mir einige Empfehlungsbriefe; als ich aber wünschte, vor meiner Abreise in ihrer Versammlung getauft zu werden, antworteten sie: „Warten Sie, es ist noch nicht Zeit!" und Serkis sagte: „Gehe hin und sei treu in deinem Glauben; wir werden sehen, was der Herr tun wird." Sie rieten mir, bevor ich an meinen Bestimmungsort käme, in einem Dorfe meinen Anzug gegen armenische Kleidung zu vertauschen, und ich tat es.

Glücklich kam ich nach Tschewirme und wurde von den Armeniern freundlich aufgenommen. Die Befürchtung der Missionare, daß man mich als Türken erkennen werde, da ich die armenische Sprache nicht beherrschte, erwies sich als grundlos, weil in Chinis viele Armenier aus Cäsarea sind, die auch nur wenig oder gar nicht armenisch sprechen können.

Man gab mir einen neuen Namen, zu meiner Freude den Namen Johannes, mit dem auch mein Jugendfreund mich genannt hatte.

Ich verlebte in diesem Orte ein halbes Jahr, ging täglich in die Schule und lernte dort sowohl wie im Umgang fleißig die armenische Sprache.

Hier muß ich noch erzählen, daß nach meiner Abreise von Erzerum der Usta Garabed zu den Brüdern in die Stadt gekommen war und nach mir gefragt hatte, jedoch ohne eine Antwort zu erhalten. Da war er mit zwei Türken in die protestantische Schule gegangen und hatte listig gefragt: „Wo ist Schükri? Bitte, sagt es mir. Diese beiden Herren sind ihm Geld schuldig und wollen es gern bezahlen." Aber man hatte ihm wieder keine Antwort gegeben. Da hatte er seinen wahren Charakter gezeigt und ausgerufen: „Ihr Protestanten, ihr habt ihn weggenommen und wollt jetzt nicht sagen, wo er ist. Aber bedenkt, er war ein Mollah. Ihr werdet nicht unbestraft bleiben, wenn man ihn findet. Wenn ich erfahre, wo er ist, so werdet ihr sehen, was über euch kommt!"

Bei meiner Ankunft in Tschewirme hatten sich übrigens sowohl der Prediger als auch die andern Brüder sehr ängstlich ausgesprochen: „Es wird für Sie wie für uns gefährlich sein, wenn Sie hier bleiben. Es wird besser sein, wenn Sie nach Charput gehen, dort haben Sie auch mehr Gelegenheit zu studieren." Ich schlug ihnen vor, deswegen an die Missionare zu

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

schreiben, da ich denselben versprochen hatte, nach ihren Anordnungen zu handeln. Sie taten es, erhielten jedoch abschlägige Antwort.

So blieb ich sechs Monate in Tschewirme als Gast im Hause eines angesehenen Armeniers, Malo Agha, der evangelisch war, und lernte dort mancherlei. Ich sah Brüder voller Glaubenskraft, aber auch solche, die mich durch ihre Schwachheit in Erstaunen setzten; denn ich war mit der Vorstellung gekommen, daß alle diejenigen, welche das Evangelium angenommen haben, gleich treu und voller Glauben sein müßten. Da erinnerte ich mich an ein Wort des Serkis: „Wir wollen nie den Menschen ansehen; alle Menschen sind Lügner, nur Gott ist wahrhaftig. Wir müssen unser Vorbild in Jesu suchen, um nicht Anstoß zu nehmen." — So hatte ich als meinen Führer allein die Heilige Schrift und suchte eifrig so zu wandeln, wie Jesus es von uns verlangt.

In diesen sechs Monaten lernte ich Armenisch lesen und schreiben, nur sprechen mochte ich es nicht, weil ich nicht richtig sprach.

Damals fanden im Dorfe viel Disputationen zwischen gregorianischen und protestantischen Armeniern statt. In dem Hause, in welchem ich wohnte, versammelten sich oft abends viele Leute und disputierten stundenlang miteinander; das war für mich eine gute Gelegenheit, mich in der armenischen Sprache zu vervollkommnen.

Nach einem halben Jahre schrieben die Missionare mir, ich solle nach Alaschgerd, einem andern Dorfe, fahren. Dort wohnte ich bei einem Prediger, der zugleich Lehrer in seinem Dorfe war, einem sehr guten Mann. In seiner Schule studierte ich weiter Armenisch und unterrichtete Türkisch. Im Herbst kam für die dortige armenisch-gregorianische Schule ein Lehrer namens Gegham, der in einem Kloster studiert hatte und in alt-armenischer Sprache sehr tüchtig war. Er wünschte, bei mir Türkisch zu lernen, und so halfen wir uns gegenseitig sieben Monate lang.

Um diese Zeit versuchte der Usta Garabed aufs neue, meinen Aufenthaltsort mit List ausfindig zu machen. Er schickte einen Armenier zu Serkis und ließ ihm sagen, er sei in Geschäften in dem Dorfe Perza gewesen; dort sei ein junges Mädchen zu ihm gekommen und habe ihn gefragt, ob er nichts von ihrem Verlobten wisse; sie sei bereit, ihm zu folgen und seinen Glauben anzunehmen. Aber Serkis gab keine bestimmte Antwort, und als er mir darüber schrieb, wußte ich sofort, daß es nur eine neue Tücke von Garabed war.

Damals lernte ich einen armenischen Kaufmann aus Bitlis kennen, der früher Protestant gewesen war. Da er viel von den Gregorianern zu leiden gehabt hatte, war er zu den Missionaren gegangen und hatte sie gebeten, von der Regierung einen Befehl zu erwirken, der ihn vor den Gregorianern sowie vor den Kurden schützen sollte. Die Missionare konnten nicht auf seine Wünsche eingehen, und das verstimmte ihn so sehr, daß er seine Gemeinschaft mit den Protestanten aufgab und schließlich ihr Gegner wurde. Dieser Mann kaufte in Alaschgerd eine Mühle und bat mich, ihm den Kontrakt aufzusetzen. Ich tat es. Aber nach einigen Tagen wollte der frühere Besitzer der Mühle den Kauf rückgängig machen. Als man die Sache vor den Kadi brachte, sah derselbe nur das Schriftstück an und sagte dann: „Die Sache ist in Ordnung und kann nicht umgestoßen werden." Dann fragte er, wer

jenen Kontrakt geschrieben habe. Man antwortete ihm: „Ein junger Mann namens Johannes." Der Kadi sagte: „Uns fehlt ein tüchtiger Schreiber, der seine Sache versteht. Ruft diesen Mann her, damit wir ihn anstellen können." Ein armenischer Händler überbrachte mir die Botschaft; aber ich erklärte, daß ich nicht gehen werde. Der Herr hatte mich für sein Evangelium berufen. Wie konnte ich ein Mitarbeiter derer werden, die Bestechung üben!

Einige Tage danach kam der Kadi mit seinen Beamten eines anderen Prozesses wegen in mein Dorf. Da mein Gastfreund, der Prediger, das beste Haus im Dorfe hatte, so ließen sie sich dort nieder. Am Abend fragten sie nach mir. „Hier wohnt ein Johannes, der gut schreibt. Wo ist er?" Man rief mich. Ich kam, beantwortete jedoch seine Fragen in vorsichtiger Weise. Dann holte ich meine Bibel und las ihm von der Geburt Christi vor. Ich wollte gern, soviel ich konnte, meine Pflicht tun und die Wahrheit bezeugen. Bei allem, was ich las, sagte er: „Das ist sehr schön!" oder: „So ist es geschehen!" Die andern Beamten sowie die Armenier hörten gespannt zu. So haben wir, der Kadi und ich, wohl zwei Stunden lang über Christus gesprochen.

Am folgenden Tage reiste er wieder zurück.

Eines Tages lud mich der armenische Bischof in Alaschgerd ein und bat mich, im Namen des Volkes eine Bittschrift zu schreiben. Die Regierung hatte nämlich in den armenischen Dörfern Weizen für die Armee eingekauft, jedoch ohne ihn zu bezahlen. Nachdem ich die Schrift beendet hatte, war der Bischof sehr freundlich zu mir und fragte mich, ob ich nicht als Lehrer in der gregorianischen Schule bleiben wolle, um Türkisch zu unterrichten; er wolle mir geben, was ich an Gehalt wünsche. Ich antwortete: Die Missionare geben mir, was ich in dieser Verfolgungszeit brauche, und ich gehe, wohin sie mich senden. Wenn Sie von den Missionaren die Erlaubnis zu dieser Anstellung erlangen, so will ich sie gern annehmen." Er meinte, das sei unmöglich, und ich verabschiedete mich von ihm.

Um diese Zeit schrieb ich den Missionaren und fragte, wann sie mich in eine Schule schicken würden, um mich für den Dienst im Weinberg des Herrn vorzubereiten. Ich erhielt zur Antwort: „Reisen Sie wieder nach Tschewirme; dort ist ein neuer Lehrer, Garekin Tschitdjian. Bei ihm bereiten Sie sich vor, bis wir erfahren, wohin wir Sie am besten schicken können. Unterrichten Sie zugleich ein wenig Türkisch in der Schule. Das ist der Wunsch der Brüder."

So geschah es. Ich kehrte in das Dorf zurück und fand dort den jungen armenischen Lehrer Garekin Tschitdjian. Er war eigentlich Schüler des amerikanischen College in Charput. Da aber seine Gesundheit erschüttert war, hatte man ihn zur Erholung ins Dorf geschickt und ihn angewiesen, dort einige Stunden zu geben. Wir wohnten in einem Zimmer und waren bald innig miteinander befreundet. Er war es auch, der mir meinen jetzigen Namen beilegte. Er sagte mir eines Tages: „Wenn du nicht mehr Mohammedaner sein willst, mußt du auch wie alle Christen einen zweiten Namen annehmen." Ich antwortete ihm: „Dann will ich Abrahamian (d. h. Abrahams Sohn) heißen, denn Abrahams Sohn bin ich durch den Glauben."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

„Nein", meinte er, „Abrahams Sohn bist du nach dem Fleische, dem Geiste nach bist du der Sohn des Evangeliums. Darum sollst du Awetaranian (Evangeliumssohn) heißen!"

Nach sechs Monaten kam ein Bote von den Missionaren und forderte mich auf, sofort nach Alaschgerd zurückzukehren.

So mußten wir Abschied nehmen. Nur selten hörten wir hinfort voneinander, und erst nach Jahren sahen wir uns wieder. Doch möchte ich an dieser Stelle weiter über die Schicksale meines Freundes berichten.

Garekin Tschitdjian besaß einen scharfen Verstand und einen weitschauenden Geist; dabei war er ein tief gegründeter Christ und von inniger Liebe zu seinem unglücklichen Volke erfüllt. Nachdem er seine Studien in Charput beendet hatte, schickte man ihn als Prediger in ein armenisches Dorf. Dort wirkte er einige Jahre im Segen. Da er aber an den politischen Bestrebungen seines Volkes regen Anteil nahm, zog er den Haß und die Verfolgung der Türken auf sich. Sein Leben kam in ernste Gefahr, und um sich seinen Feinden zu entziehen, wanderte er nach Amerika aus, Frau und Kinder in der Heimat zurücklassend.

In Amerika erhielt er das Predigtamt in einer armenischen evangelischen Gemeinde. Von dort aus versuchte er nun, die gleich Israel zerstreuten Kinder seines Volkes zu sammeln, und arbeitete in Wort und Schrift an ihrer Erneuerung. Zu diesem Zweck gab er eine Zeitschrift „Stimme aus der Heimat" heraus, die in Amerika unter den Armeniern allgemein gelesen wurde und ihm die Anerkennung und Verehrung aller gerecht denkenden Volksgenossen verschaffte.

Nachdem er so in Amerika zwölf Jahre lang gewirkt hatte, begab er sich zur Sitzung eines revolutionär-armenischen Komitees nach London, wohin er auch seine Familie kommen ließ. Jenem Komitee gegenüber brachte Tschitdjian seine Ansicht zur Geltung, daß eine Befreiung des armenischen Volkes nur im Frieden auf dem Wege moralischer Reformation, nicht aber durch gewaltsame Maßregeln oder durch List und Verrat erreicht werden könne. Da er an Gaben des Geistes wie des Gemütes den meisten seiner Volksgenossen bei weitem überlegen war, so konnte man ihn nicht widerlegen. Ja, ein großer Teil der Komiteemitglieder trat auf seine Seite, und er wurde nun beauftragt, in dem ausgesprochenen Sinne in allen Ländern der Erde unter den Armeniern zu wirken.

Mit dieser Mission begab sich Tschitdjian zunächst nach dem europäischen Kontinent. In allen Städten, wo Armenier lebten, hielt er Ansprachen, suchte auch die einzelnen in ihren Häusern auf und forderte sie auf, sich zusammenzuschließen und gemeinsam für das Wohl ihres Volkes zu arbeiten.

So gelangte er auch nach Bulgarien. Als er damals hörte, daß ich in Schumla ein Arbeitsfeld gefunden hatte, kam er zu mir, und noch einmal verlebten wir einige Tage miteinander in regem Austausch gegenseitiger Gedanken, Erinnerungen und Interessen. Auch in Schumla sprach er mehrfach für die Armenier, und seine ernsten, eindringlichen und liebewarmen Worte fanden viel begeisterte Zuhörer. Zugleich aber machten sich die Stimmen der Gegner immer entschiedener geltend. Ein revolutionär-armenisches Blatt erklärte ihn für einen Feind des Volkes und sprach Drohungen gegen ihn aus.

Ich erkannte die Gefahr, in der er schwebte, und bat ihn, sich doch aus dem Kampf politischer Parteien zurückzuziehen und als Prediger des Evangeliums in der Stille seinem Volke zu dienen. Er gab meinen Befürchtungen recht und versprach, meinem Rate zu folgen. Die geplante Konferenz in Tiflis wollte er noch zustande bringen, dann, meinte er, sei seine nationale Pflicht erfüllt, dann wolle er, seine öffentliche Wirksamkeit aufgebend, zu mir zurückkehren, um sich ganz der Arbeit an den einzelnen Seelen zu widmen.

So ließ ich ihn schweren Herzens nach Odessa ziehen, wo er einen Mitarbeiter treffen wollte. Diesen, einen kühnen, kraftvollen Mann, wollte das Komitee ihm zum Schutz an die Seite stellen, hatte ihn aber, da man in den Balkanländern noch keine Lebensgefahr für Tschitdjian befürchtete, direkt nach Odessa geschickt.

Gleich nachdem mein Freund mich verlassen hatte, erfuhr ich, daß jener Armenier nicht mehr in Odessa sei. Ein diesbezügliches Telegramm, das ich Tschitdjian nachsandte, erreichte diesen jedoch nicht mehr.

Aus Odessa erhielt ich nach einiger Zeit einen Brief von ihm, in dem er mitteilte, daß sein Gefährte im Kaukasus von der feindlichen Partei ermordet worden und daß auch sein Leben von Gefahren umringt sei. Doch halte er es für seine Pflicht, sich nicht zu schonen, wo er seinem Volke nützen könne.

Nach Eintreffen dieses Briefes verging geraume Zeit, ohne daß ich wieder Nachricht erhielt. Dann aber erfuhr ich, daß er in Odessa auf der Straße von revolutionären Armeniern überfallen und gleichfalls ermordet worden war, ein Märtyrer für die Sache seines Volkes.

Das armenische Volk trauerte tief um ihn; in den Kirchen wurden Trauerfeiern veranstaltet, und in den Tagesblättern beklagte man den frühen Tod des Mannes, der wohl geeignet gewesen wäre, sein Volk einer besseren Zukunft entgegenzuführen. — —

Der Bote, den die Missionare mir schickten, hatte für sich und mich Pferde bereit, und wir ritten über das Gebirge nach Alaschgerd, wo ich einen Missionar und eine Missionarin, Mr. Highgreff und Miß Vandowzy, traf. Mit ihnen fuhr ich über die persische Grenze nach Urmia. Diese Anordnung hatten die Missionare getroffen, da sie gehört hatten, man suche mich zu greifen. Als ich glücklich über die Grenze war, hatte die Regierung meinetwegen telegraphiert, aber zu spät. In Urmia blieb ich vierzig Tage als Gast der Missionare. Ich fand in dieser Stadt eine Gemeinde christgläubiger Mohammedaner. Das war mir eine große Freude, denn ich hatte bis dahin nichts Ähnliches gesehen.

In der Zeit meiner Bekehrung war ein christgläubiger Mohammedaner, Hussein Aga, im Gefängnis ermordet worden, und fast gleichzeitig wurden in Stambul zwölf zum Christentum übergetretene mohammedanische Studenten im Bosporus ertränkt. Ein andrer Muslim, Ahmed Aga, war nach Bulgarien entkommen, wo seine Witwe Fatme noch jetzt lebt; ich habe sie in Philippopel mehrfach besucht.

Ich kam in Urmia häufig mit den Glaubensgenossen zusammen; wir lasen die Heilige Schrift und beteten miteinander. Innige Liebe verband uns. Leider ist jene Gemeinde seitdem durch Verfolgung zerstreut worden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Die amerikanischen Missionare hatten in Urmia ein College, und die Absicht der amerikanischen Missionare in der Türkei war, daß ich dort das Examen machen solle. Aber nachdem die dortigen Missionare miteinander beraten hatten, sagten sie: „Mr. Chambers wünscht, daß Sie hier studieren. Aber die Unterrichtssprache ist hier Syrisch, und Sie haben bisher Armenisch gelernt. Wenn Sie jetzt erst Syrisch anfangen, so wird viel Zeit verlorengehen. Deshalb halten wir es für besser, wenn Sie nach Täbris reisen, da der Unterricht dort in armenischer Sprache stattfindet. Sie werden dort dasselbe lernen, was Sie hier lernen können, und schneller ans Ziel gelangen."

Da nahm ich Abschied von den Brüdern und fuhr mit Mr. Weeple nach Täbris, wo ich von Mr. Wilson in die Schule aufgenommen wurde und ein Jahr lang zusammen mit den armenischen Schülern, die von verschiedenen Orten Aserbeidschans dorthin gekommen waren, studierte.

Achtes Kapitel.

Glaubensprüfungen.

Noch immer war ich nicht durch die Taufe in die äußere Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen worden. Als ich zum ersten Male nach Erserum zu den Missionaren kam, war mein Wunsch, getauft zu werden, wie ich es im Evangelium gelesen hatte, d. h. ich wollte mich durch die Taufe öffentlich zu Jesus bekennen. Hätten die Mohammedaner es gesehen und gehört und mich gegriffen, so wäre es mir recht gewesen. Sie konnten nur den Leib töten, und mein Tod wäre nicht vergeblich gewesen. Vielmehr hätten sie besonders diejenigen, welche mich von Kindheit an kannten, gefragt: „Was für eine Sache ist es, für die er in den Tod gegangen ist?" Im Falle sie mich aber nicht töten würden, hatte ich gehofft, im Weinberg des Herrn arbeiten zu können.

Jedoch ich erreichte meine Absicht nicht, sondern fand, daß die Missionare die Taufe nicht so wichtig nahmen wie ich, sich auch fürchteten, obwohl der Befehl des Herrn lautet: „Gehet hin und taufet!"

Während meines Aufenthalts in Tschewirme und in Alaschgerd las ich viele Schriften über die Taufe, welche meistens die Ansicht vertraten, die Taufe sei nur ein Symbol oder Zeichen; jedoch sie überzeugten mich nicht, da ich aus dem Evangelium eine andere Auffassung gewonnen hatte, nämlich die, daß die Taufe für mich und alle, die nicht als Christen geboren sind, ein Bekenntnis zu Jesu vor den Menschen und eine Tat des Glaubens ist, durch die man in das Reich Christi aufgenommen wird.

In Urmia vertrösteten die Missionare mich damit, daß ich in Täbris getauft werden könne. Als ich aber dort darüber sprach, sagte man mir: „Wir haben hier früher viele getauft (d. h. heimlich), aber es sind manche zurückgefallen. Deshalb haben wir es uns zur Regel gemacht, bei jedem, der die Taufe begehrt, ein Jahr zu warten. Obwohl dies für Sie eigentlich nicht

notwendig ist, möchten wir doch bei unsrer Regel bleiben." Gegen Ende des Jahres bat ich sie von neuem; aber sie sagten: „Jetzt ist es schwer, dich zu taufen. Die Leute denken entweder, daß du ein Armenier bist, — dann werden sie sich wundern, daß du getauft wirst; oder sie wissen, daß du ein Mollah warst, dann wird es Schwierigkeiten geben, besonders, weil du öffentlich getauft werden willst."

Ich überlegte nun, ob es nicht besser für mich sei, Täbris zu verlassen, und zwar aus verschiedenen Gründen. Unser Unterhalt war sehr gering, 1½ Toman pro Monat, in deutschem Gelde etwa 6,50 Mark. Von diesem Gelde, das ich mit vielerlei Arbeit in Haus und Hof der Missionsschule verdienen mußte, sollten wir leben. Das alles hätte ich freilich, obwohl ich körperlich sehr schwach geworden war, gern ertragen, wenn ich noch mehr hätte lernen und in Täbris getauft werden können. Da dies aber nicht der Fall war, beschloß ich, zu den Missionaren in meiner Heimatstadt zurückzukehren und bat Mr. Wilson, mir durch seinen Diener einen Paß besorgen zu lassen und mir, wenn möglich, mit Reisegeld zu helfen. Aber ich wurde abgewiesen, da er wünschte, daß ich in Täbris bliebe. Als ich sah, daß ich von ihm keine Hilfe zu erwarten hatte, verkaufte ich mein Bettzeug, mietete ein Pferd in einer Karawane und nahm Abschied von den guten Missionaren und Missionarinnen. Als ich zu Mr. Wilson kam, betete er mit mir; die Missionszöglinge begleiteten mich ein Stück, und einer von ihnen namens Ghazar kam mit mir bis vor die Stadt, wo wir mit Tränen Abschied voneinander nahmen. Am Nachmittag kam unsere Karawane nach Choi.

In Choi bekam ich infolge der starken Hitze heftiges Fieber, konnte aber nicht dort bleiben, da ich das Pferd bis an die Grenze gemietet hatte und meine Barschaft zu gering war, um später ein andres zu nehmen.

Trotz des hohen Fiebers reiste ich also mit der Karawane weiter. Die übrigen Mitreisenden waren persische Mohammedaner, Schiiten, die nicht mit den Christen zusammen essen, da sie sie für unrein hielten. Sie gestatteten nicht einmal, daß ein Christ aus einem ihrer Gefäße trank. Mich hielten alle für einen Christen, einen Armenier, weil ich die armenische Sprache so beherrschte, daß keiner von den Mohammedanern einen früheren Glaubensgenossen in mir vermuten konnte.

Nachts lagerten wir immer auf freiem Felde an Plätzen, wo die Pferde gute Weide fanden. Eines Nachts unterhielten sich in meiner Nähe die Perser, welche die Karawane führten, in persischer Sprache über mich in dem Glauben, daß ich sie nicht verstehe. „Dieser Ungläubige („Kâfir") ist krank", sagten sie, „er wird sterben. Ist keiner unter uns, der ihn tötet und Gott einen Dienst damit erweist?" Sie riefen mich zu sich und sagten: „Du bist krank, sehr krank und wirst sterben. Aber wir wollen nicht, daß du in die Hölle kommst. Wenn du an Mohammed und an den Koran glauben willst, wirst du ins Paradies kommen. Willst du glauben oder nicht?" Fest und bestimmt erwiderte ich: „Ich glaube an Jesum Christum, der von Gott gesandt ist als Erlöser der Menschen, und an das Evangelium, welches die Wahrheit ist. Wenn ihr wollt, daß ich Mohammedaner werden soll, so müßt ihr mir erst beweisen, daß Mohammed und der Koran wirklich von Gott sind."

Ein mitreisender Kaufmann, der einige Kenntnis in mohammedanischer

Literatur hatte, erbot sich, mir den Beweis zu liefern, daß Mohammed der einzige wahre Prophet Gottes sei. Es gelang mir aber sehr bald, ihn in seiner Beweisführung irrezumachen, so daß er einsah, daß er mich nicht überführen konnte. Endlich rief er seinen Genossen in persischer Sprache ärgerlich zu: „Er ist ein Ungläubiger und will es bleiben. Ihm gebührt das Schwert!" Sie schickten mich zurück, und ich begab mich an den Platz, wo meine Sachen lagen. Dort betete ich zu Gott und befahl ihm meine Seele, denn ich glaubte, sie würden mich im Schlaf überfallen und töten. Die Flucht zu ergreifen war ich viel zu krank, auch hätte ich nicht gewußt wohin. Den Tod fürchtete ich nicht, doch war ich sehr traurig, daß ich die Taufe nicht empfangen hatte und daß ich meinen Plan, den Mohammedanern das Evangelium zu predigen, nicht hatte ausführen können.

Die Perser überlegten nun, wer von ihnen mich töten solle, und verteilten im voraus meine Sachen unter sich. Ich verstand jedes Wort, das sie sagten. Der eine wollte meine Uhr, der andere meine Kleider, der dritte mein Pferd, und wieder ein anderer mein Geld, denn sie vermuteten eine große Summe bei mir.

In dieser Nacht stieß ein Mann namens Mahmud zu unserer Karawane. Derselbe war den Führern feindlich gesonnen. Sie hatten vor einigen Jahren auf einer ebensolchen Reise einen Armenier getötet und beraubt, ohne Mahmud etwas von der Beute abzugeben. Nun fürchteten sie, er könne sie diesmal bei der Polizei anzeigen, und wagten nicht, mich zu töten.

Am andern Tage ritten wir weiter und kamen an einer durch Räuberbanden sehr unsicheren Stelle vorüber. Aus einem Dorfe in der Nähe holten die persischen Karawanenführer zwei gut bewaffnete Männer, welche die Nachtwachen übernehmen sollten. Diese wollten sie nun veranlassen, mich zu töten. Aber die beiden Leute weigerten sich, indem sie sagten, Mahmud würde sie gerade so gut anzeigen. So bewahrte mich Gott auch in jener Nacht.

Am folgenden Tage machten wir eine Tagereise vor der Grenze halt. Hier wurde mein Fieber so heftig, daß ich mehrere Stunden bewußtlos dalag. Als ich wieder zur Besinnung kam, quälte mich furchtbarer Durst, aber ich hatte kein Wasser. Obwohl ich dem Tode nahe war, weigerten sich die Schiiten, mir etwas zu trinken zu geben, da ich damit ihre Gefäße verunreinigt hätte. Da bat ich sie, mir aus ihren Krügen etwas Wasser auf die Hände zu gießen, damit ich den Krug beim Trinken nicht zu berühren brauche. Sie wurden aber zornig, schalten mich einen Hund und jagten mich fort.

Halb tot vor Durst und Mattigkeit schleppte ich mich in das Feld, um dort Wasser zu suchen. Aber vergebens, ich fand keins. Nach einer halben Stunde war ich nahe daran umzusinken. In meiner Not weinte ich und betete das Vaterunser. Meine Tränen sah nur Gott. Nach dem Gebet bekam ich so viel Kraft, daß ich das nächste Dorf erreichen konnte. In der Tür des ersten Hauses stand eine mohammedanische Frau. Diese bat ich, mir für Geld etwas saure Milch (Yoghurt) zu geben. Sie versprach es zu tun und ging ins Haus, um gleich darauf mit zwei wilden Hunden zurückzukehren, die sie auf mich hetzte. Ängstlich sprang ich zurück. Ein Mann, der in der

Nähe Weizen reinigte, rief mich zu sich und versprach mir Milch. Aber als ich zu ihm ging, hetzte auch er einen Hund auf mich, so daß ich, von den bösen Tieren verfolgt, davon lief. Hinter mir hörte ich das laute Gelächter der Leute, die mich als einen Armenier verhöhnten.

Als ich sah, daß ich in diesem Dorfe weder Wasser noch Milch erhalten würde, wollte ich mich zu der Karawane zurückschleppen. Da rief eine Frau mir zu, sie wolle mir Milch bringen. Natürlich glaubte ich, sie werde es machen wie die andern, und ging weiter. Aber sie rief mich noch einmal an und schwor, mir Milch geben zu wollen. Und wirklich kam sie nach kurzer Zeit mit einem Gefäß voll saurer Milch zu mir. Als ich ihr Geld bot, schlug sie es aus und sagte: „Mein Bruder ist auch im fremden Lande, vielleicht geht es ihm wie dir." Sie schlug mir vor, die Milch mit ins Lager der Karawane zu nehmen. Als ich ihr sagte, daß ich das Gefäß nicht werde zurückbringen können, meinte sie, ihr Mann könne es am Abend abholen.

Nachdem ich meinen brennenden Durst gestillt hatte, kehrte ich neu gestärkt zu der Karawane zurück und schlief die ganze Nacht hindurch. Ich hatte einen wunderbaren Traum und erwachte gesund, ohne eine Spur von Fieber.

An der Grenze trennte ich mich von der Karawane und ging nach Alaschgerd, wo ich früher ein Jahr gewesen war. Von dort kam ich nach Erserum und besuchte die Missionare. Sie wollten wissen, wie es mir inzwischen ergangen war, und ich berichtete alles. Auf ihre Frage, ob ich getauft sei, antwortete ich, daß ich keine heimliche Taufe wünsche, und daß ich niemand gefunden habe, der es wage, mich öffentlich zu taufen. Wir sprachen eine Stunde lang miteinander über die Tauffrage; ich sagte, auf welche Worte der Schrift ich meine Überzeugung gründete. Als ich aber sah, daß ich auch von ihnen nicht öffentlich getauft werden würde, besuchte ich einen Baptistenmissionar. Dieser versuchte mir zu beweisen, daß die Taufe nicht für Kinder, sondern nur für Erwachsene sei. Auf meinen Einwand, daß diese Frage uns ja keine Schwierigkeiten zu machen brauche, sagte er: „Wenn Sie von uns getauft werden wollen, so werden wir Sie nach Stambul schicken, um dort Theologie zu studieren." Dieser Vorschlag entsprach meinen Wünschen. Aber da er auch nicht wagte, mich öffentlich zu taufen, während es mir doch unerläßlich erschien, meinen Glauben öffentlich zu bekennen, konnten wir uns nicht einigen.

Ich ging nun zu meinen alten Freunden zurück, die mir vorschlugen, wieder nach Alaschgerd zu reisen, wo ich früher schon ein Jahr zugebracht hatte. Dort sollte ich mich verborgen halten, bis sie mir Nachricht geben würden, auf welche höhere Missionsschule ich gehen könne.

Gern folgte ich ihrem Vorschlag und reiste nach Alaschgerd; kaum aber war ich einige Tage dort, da kam ein Kurde namens Kassim Bey zufällig in das Haus des Predigers, dessen Gast ich war. Er erkannte mich und erzählte mir, daß die Polizei mich verfolge. Die Freude des Mannes, mich entdeckt zu haben, war groß, denn er beabsichtigte natürlich, mich sofort selbst bei der Obrigkeit anzuzeigen. Glücklicherweise waren seine Verstandesgaben recht gering, so daß er nicht vermochte, seinen Plan vor uns zu verbergen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Am selben Abend erhielt ich einen Brief von den Missionaren, in welchem sie mir rieten, so schnell wie möglich nach Rußland zu entfliehen.

Das Überschreiten der Grenze war aber für mich eine schwierige Sache, da mir der Paß fehlte. Gott fügte es indessen, daß ein armenischer Grenzwächter in jener Nacht seine Verwandten in Alaschgerd besuchte. Auf die Bitte des Predigers erbot er sich, mich heimlich mit über die russische Grenze zu nehmen.

Mit Gottes Hilfe gelang das gefährliche Wagnis. Auf russischem Gebiete angekommen, mietete ich ein Pferd bis Karakala in der Nähe der Festung Kars. Die Missionare hatten meinetwegen, wie ich wußte, zwei Empfehlungsbriefe geschrieben, einen nach Karakala und einen nach Eriwan. In Karakala wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Die armenisch-evangelischen Brüder priesen die Gnade Gottes an mir und wurden nicht müde, sich von mir das Evangelium predigen zu lassen. Etwa zehn Tage blieb ich bei ihnen und wurde dann in Begleitung eines evangelischen Armeniers nach Eriwan geschickt, da ich in dem kleinen Orte nicht sicher war.

In Eriwan wohnte ein bekehrter armenischer Bruder, welcher ein höheres Staatsamt bekleidete, Daniel Bey. Dieser nahm mich mit großer Freude in sein Haus auf und beherbergte mich mit viel Liebe. Er war schon äußerlich eine ungewöhnliche Erscheinung, groß und stattlich, mit lebhaften, schönen Augen und durchdringendem Blick, und vor allem ein liebevolles, sanftmütiges Gotteskind. Es war seine Freude, christliche Gäste bei sich zu sehen, und er tat vielen wohl durch seine offene Hand und sein offenes Herz. Die Versammlungen waren stets in seinem Hause, und er selbst war ein Prediger des Wortes, ohne von Menschen dazu berufen zu sein.

Ich blieb 14 Tage bei ihm und hatte viel Segen von dieser Zeit. Nachmittags, wenn er von seiner Arbeit heimkehrte, hatten wir lange Gespräche miteinander, und er tat viel zu meiner Belehrung. Ich hörte durch ihn vieles, was mir noch kein Prediger gesagt hatte; er las mir aus allerlei geistlichen Schriften vor, und seine Gebete und Gesänge waren mir eine unbeschreibliche Erquickung.

Er riet mir, nach Tiflis zu gehen und seinen Jugendbekannten aus Schuscha, den evangelisch-armenischen Prediger Abraham Amirchanjanz aufzusuchen, der sich damals damit beschäftigte, im Auftrag der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft die Bibel ins Ararat-Armenische zu übersetzen.

Es war Winter, als ich nach Tiflis kam. Da ich dort ganz fremd war, ging ich mit einem Armenier, den ich unterwegs kennengelernt hatte, in ein Café. Nachdem ich mich durch ein Glas Tee erwärmt hatte, ließ ich meine Sachen dort und suchte das Britische Bibeldepot auf, wo ich Amirchanjanz' Adresse erfahren sollte.

Doch es war Neujahrstag, das Depot war geschlossen, und ich hörte, daß es erst in drei Tagen wieder geöffnet werde. So ging ich in das Café zurück und fragte, ob ich dort schlafen könne. Man antwortete mir, das dürfe ich nur, wenn ich einen Paß vorzeigen könne. Da mir dieser fehlte, ging ich in die Stadt in der Hoffnung, eine andre Herberge zu finden. Ich sah viele Menschen, die alle in derselben Richtung eilten, und folgte ihnen. So kam ich in eine große armenische Kirche, wo eben in altarmenischer

Sprache die Liturgie gesungen wurde. Vor mir stand ein Jüngling, der mir bekannt schien. Ich beugte mich ein wenig vor, um sein Gesicht zu sehen. Da blickte auch er mich an, erkannte mich sogleich, erfaßte meine Hand und ging mit mir hinaus. Acht Monate lang hatten wir in Täbris gemeinsam die Schule besucht und freuten uns sehr über das Wiedersehen. Als ich ihm sagte, daß ich ohne Paß sei und keine Wohnung habe, riet er mir, meine Sachen aus dem Café zu holen. Dann gingen wir nach dem asiatischen Teile der Stadt, um in den Karawansereien eine Wohnung für mich zu suchen.

Der junge Mann, ein Gregorianer, hätte mich gern zu seinen Eltern gebracht. Aber gerade in jenen Tagen war ein strenges polizeiliches Verbot erlassen worden, nach welchem niemand ohne Paß aufgenommen werden durfte. Wir wanderten von einer Karawanserei zur andern, wurden aber überall abgewiesen. Endlich verließ mein Begleiter mich und holte seinen Vater. Dieser veranlaßte den Portier einer Karawanserei mich aufzunehmen; er wolle es verantworten, wenn ein Schaden daraus entstehe. Ich erhielt die Erlaubnis, einige Tage dort zu bleiben, doch dürfe es nicht lange sein. Man brachte mich in eine Kammer, wo niemand wohnen konnte; die Wand war voller Löcher, durch die der Wind hineinpfiff, und weder Ofen noch Bett, weder Stuhl noch Tisch befanden sich in dem Raume. Der junge Mann holte mir aus seiner Wohnung eine Decke, in welche ich mich nachts einwickelte, und meine wenigen Bücher bildeten mein Kopfkissen. Für fünf Kopeken kaufte ich eine irdene Schüssel, in die ich ein paar glühende Kohlen legte, um meine Hände zu erwärmen.

Am folgenden Tage ging ich aus, um Pastor Amirchanjanz' Adresse zu erfragen. Auf der Straße traf ich einen Armenier, den ich um Auskunft bat. Er sagte: „Was wollen Sie bei ihm? Sind Sie auch Protestant geworden?" Er hielt mich für einen Armenier. „Ich gehe an seinem Hause vorüber," setzte er kühl hinzu, „wenn Sie wollen, so kommen Sie mit." Aber es war weit bis an mein Ziel, und er fing unterwegs an mich zu schelten: „Warum hast du die Religion deines Volkes verlassen? Warum bist du deiner Nation untreu geworden? Amirchanjanz ist ein Betrüger, was kannst du von ihm lernen?" Ich ließ alles über mich ergehen, um nur vorwärtszukommen, und erreichte glücklich Amirchanjanz' Haus. Ein Diener öffnete mir, und ich wurde angemeldet. Ich fand Pastor Amirchanjanz in seinem Arbeitszimmer und grüßte ihn armenisch. Er fragte mich: „Wer bist du? Was willst du?" Ich sagte: „Hat Daniel Bey Ihnen nicht von einem Mollah geschrieben, der herkommen sollte?" „Ja" sagte er, „aber was geht dich das an?" — „Ich bin es." — „Du ein Mollah? Schämst du dich nicht, mich so zu belügen? Ich habe keine Zeit, mit Betrügern zu sprechen. Geh!" Ich versuchte, ihm noch ein paar Worte zu sagen, aber er wollte nicht hören und wies mich hinaus. Als ich ein paar Schritte von seinem Hause entfernt war, kam sein Diener mir nachgelaufen und sagte: „Kommen Sie morgen um dieselbe Zeit wieder."

Als ich am folgenden Tage in Amirchanjanz' Zimmer trat, fragte er mich: „Bist du der Mollah?" — „Ja," antwortete ich. — „Was verstehst du von der Mollahschaft? Wie kannst du beweisen, daß du ein Mollah ge-

wesen bist?" – „Wenn Sie es verstehen, so können Sie mich ja prüfen." – „Gut," sagte er, brachte einen Koran und ließ mich einige Zeilen lesen, wobei er mich scharf beobachtete. Als ich aufgehört hatte, sagte er: „Gut, aber jetzt werde ich lesen, und du wirst zuhören." Er las, und ich bemerkte, daß er nach dem Tedschwied (d. h. der genauen Anweisung, wie man lesen und betonen muß, ohne deren Kenntnis man nicht Priester werden kann) einige Fehler machte. Nachdem er geendet hatte, sagte er: „Siehst du, ich kann auch lesen und bin doch ein Armenier." „Nach dem Tedschwied war es nicht ganz richtig," erwiderte ich. „Nun," sagte er, „nehmen wir an, daß du ein wenig besser lesen kannst; aber das ist kein Beweis, daß du ein Priester gewesen bist. Du lügst und willst mich betrügen. Geh jetzt, morgen wollen wir weiter sprechen."

Als ich am andern Tage zu ihm kam, fragte er: „Wie konntest du so gut Armenisch lernen, wenn du kein Armenier bist. In welcher Zeit hast du die Sprache gelernt?" „Seit drei Jahren werde ich verfolgt, bin stets mit Armeniern zusammengewesen und habe mich Tag und Nacht mit dieser Sprache beschäftigt." „Schämst du dich nicht, so zu lügen? Ich kann zwölf Sprachen, aber ich habe keine in drei Jahren so gut gelernt." „Vielleicht bin ich ein wenig scharfsinniger gewesen." Aber er entgegnete: „Schweig nur!" Wieder ging ich fort, wieder sagte der Diener mir: „Kommen Sie morgen wieder."

So behandelte er mich eine ganze Woche lang. Am Sonnabend sagte er: „Wir haben morgen in der deutschen Schule eine armenische Versammlung, in der ich predigen werde. Wenn du willst, kannst du dorthinkommen." Ich ging hin. Als der Gottesdienst vorüber war, verließen die meisten Leute den Raum, nur acht bis zehn evangelische Brüder blieben zurück. Amirchanjanz sagte diesen: „Brüder, ich habe euch etwas zu sagen, ich will euch von einer merkwürdigen Sache berichten. Habt ihr schon einmal einen Betrüger gesehen? Dieser Mann hier ist einer. Er ist Armenier und will mir einreden, er sei mohammedanischer Priester gewesen." Dann redete er mich an: „Wie bist du hergekommen? Hast du einen Paß? Wo wohnst du?" Ich antwortete: „Ich wohne in der Aslan-Karawanserei. Einen Paß habe ich nicht, da ich ja verfolgt werde." „Es ist mir unverständlich," sagte er, „wie du ohne Paß Aufnahme gefunden hast. Wer weiß, was du getan hast und weshalb du fliehen mußtest!" – „Ich habe ja gesagt, aus welcher Stadt ich bin und welche Missionare ich kenne. Warum quälen Sie mich, wenn Sie sie nicht fragen wollen!" – „Du hast die Missionare betrogen, wie du mich jetzt betrügen willst."

Ich ging traurig hinaus mit dem Gedanken: „Der Herr helfe mir von diesem Manne! Ich will ihn nie wiedersehen."

Einer der Brüder, ein Bibelkolporteur namens Sarkis, folgte mir und versuchte, mich zu trösten. „Nimm ihm nicht übel, was er gesagt hat," redete er mir zu, „wir wissen, daß er bissig ist. Gott hat dich zu Christus geführt, und wir freuen uns darüber. Aber Amirchanjanz ist oft betrogen worden, deshalb ist er jetzt so mißtrauisch. Bitte, geh morgen wieder zu ihm; ich werde auch dort sein."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Ich tat, wie er gesagt hatte. Amirchanjanz fragte mich nun, was ich gelesen und gelernt habe und welche Bücher ich bei mir habe. Ich brachte sie ihm.

Nun war aber mein Geld zu Ende, und man wollte mich nicht mehr in der Karawanserei behalten. Amirchanjanz konnte ich es nicht sagen, da er mich dann erst recht für einen Betrüger gehalten hätte. So schrieb ich an Daniel Bey und erzählte ihm, wie es mir ergangen war. Er schickte mir durch die Bibelgesellschaft zwei Rubel, von denen ich die Miete bezahlen konnte und noch einige Kopeken übrig behielt.

Am nächsten Sonntag predigte Sembad Bagdasarianz in der armenischen Versammlung. Während seiner Predigt trat zu meiner großen Freude plötzlich Mr. Wilson herein. Nach dem Gottesdienst begrüßte Amirchanjanz ihn und machte ihn mit den armenischen Brüdern bekannt. Als er nach seiner Art hinzufügen wollte: „Dies ist ein Mann, der behauptet ein Mollah zu sein" usw., sagte Mr. Wilson: „Das ist Bruder Johannes, den kenne ich, den brauchen Sie mir nicht vorzustellen." Als wir hinausgingen, forderte Mr. Wilson mich auf, mit in sein Hotel zu kommen. Ich folgte ihm und erzählte ihm alles, was ich erlebt hatte, auch wie Amirchanjanz mich behandelt hatte. Er war willens, mir zu helfen, sagte aber: „Leider habe ich nur knapp genug Geld, um nach Amerika reisen zu können. Jedoch habe ich einen Anzug übrig, den will ich Ihnen geben. Auch werde ich mit Amirchanjanz sprechen."

Nachdem Mr. Wilson abgereist war, ging ich wieder zu Amirchanjanz, sah aber bald, daß auch die Erklärungen des Missionars nicht imstande gewesen waren, seine Ansichten über meine Person zu ändern. Vielleicht hielt er auch Mr. Wilson für einen Betrogenen. Er schickte mich jetzt zu einem armenischen Kaufmann, mit dem ich mich unterhalten sollte. Ich besuchte diesen Mann und fand einen Ungläubigen, der mir sagte: „Heutzutage hat Religion keine Bedeutung mehr. Das sind veraltete Dummheiten. Warum bringst du der christlichen Religion so viel Opfer?" So versuchte er, mich für seine Ansichten zu gewinnen. Das betrübte mich viel mehr als alles, was Amirchanjanz bisher getan hatte; ich sagte: „Ich will deine Worte nicht hören!" und ging davon.

Es war eine schwere Zeit für mich, auf der einen Seite Not und Mangel, auf der andern die Lieblosigkeit der Christen; Tiflis war mir eine sehr dunkle Stadt geworden. Der kleine Sarkis kam zu mir und brachte mich wieder zu Amirchanjanz. Dieser sagte mir, wenn ich nicht länger in der Karawanserei wohnen könne, sollte ich bei Sarkis bleiben. Letzterer war sehr arm. Er hatte keine feste Anstellung als Bibelkolporteur, sondern verkaufte nur täglich ein bis zwei Bibeln, behielt die Hälfte des Erlöses als Brotgeld und gab die andre Hälfte an die Bibelgesellschaft ab. Er teilte sein Zimmer mit einem Schmied, namens Hagop Aruschanian, der in einer Fabrik arbeitete und nur zur Nacht nach Hause kam. Ich zog zu ihnen, erhielt eine Decke und lag dort auf dem Boden.

Es war mir sehr lieb, daß ich die Karawanserei verlassen konnte und eine wenn auch noch so geringe Unterstützung gefunden hatte. Der junge



Straße in Kaschgar



Indische Mohammedaner in der Versammlung Kaschgarischer Beys. Von Dr. Tschraghaddin und Münschi Ahmeddin



Fuschang Daloj

Gregorianer und sein Vater besuchten mich nämlich häufig und bemühten sich in liebevollster Weise für mich. Sie wollten mir gern eine Anstellung als Schreiber in einem großen Zeitungsbureau verschaffen, durch die ich gut meinen Lebensunterhalt hätte gewinnen können. Da es in meinem Herzen aber feststand, daß ich nichts andres werden durfte als ein Arbeiter im Weinberge meines Herrn, wies ich das Anerbieten zurück. Doch tat es mir leid, ihren unablässigen Bitten und Vorstellungen einen beständigen für sie unverständlichen Widerstand entgegensetzen zu müssen.

Der Vater jenes jungen Mannes, Bses Assadur, lebte noch im Jahre 1905 als 100jähriger Greis in Eriwan. Wenn mein Weg mich durch jene Stadt führte, habe ich ihn oft besucht und stets ein herzliches Willkommen gefunden. Jedesmal hat er mich reich beschenkt mit den Früchten seines Gartens, die wohl die schönsten der ganzen Gegend waren. Den evangelischen Brüdern war unser freundschaftliches Verhältnis ein Gegenstand des Staunens, denn bei ihnen galt der Alte für einen abstoßenden, wunderlichen Mann.

Bald nachdem ich zu Sarkis gezogen war, war meine letzte Kopeke ausgegeben; aber ich sagte es niemand und aß nichts. Als ich am folgenden Morgen erwachte, war der Schmied schon fort, und Sarkis wollte sich eben auf den Weg machen. Ich hatte die Absicht, ihn zu fragen, ob er mir wohl ein wenig Geld geben könne, unterließ es aber, weil ich sah, daß er selbst nichts aß. So schlief ich weiter, bis der Hunger mir keine Ruhe mehr ließ. Nachdem ich einige Kapitel in der Bibel gelesen und gebetet hatte, kam mir der Gedanke, daß ich doch meine Uhr verkaufen könnte, um das Geld für Brot anzuwenden. Als ich aber auf die Straße trat, sah ich alle Läden geschlossen, es war Feiertag. Ich war sehr matt, doch ging ich zu Amirchanjanz und sagte ihm: „Meine letzte Kopeke ist ausgegeben. Ich habe schon gestern nichts gegessen. Bitte leihen Sie mir etwas Geld, wenn es möglich ist. Ich werde morgen meine Uhr verkaufen und es zurückgeben. Heute ist Feiertag, und ich kann mir nicht helfen." Er antwortete: „Warum willst du deine Uhr verkaufen? Was wirst du essen, wenn das Geld verbraucht ist?" — „Was soll ich tun," entgegnete ich, „da ich doch hungrig bin. Später wird mir Gott weiterhelfen." — „Nein," sagte er, „du mußt arbeiten." Das wollte ich gern und bat ihn, mir eine Arbeit zu zeigen. Da hieß er mich warten, ging ins andre Zimmer und kam mit 1 Rubel 70 Kopeken zurück. Er sagte: „Nimm dies und verkaufe deine Uhr nicht; wir werden später sehen. Geh zu meiner Frau. Dort wirst du Essen bekommen." Frau Amirchanjanz empfing mich freundlich und gab mir gutes Essen. Dann erhielt ich von ihrem Mann einige Aufträge für schriftliche Arbeiten; ich ging nun alle Tage zu ihm, und wir lasen das Buch Misan-ul-Haqq (Wage der Wahrheit) zusammen. Mit dem Gelde, das er mir gegeben hatte, lebte ich sehr sparsam, um nicht wieder bei ihm betteln zu müssen; es reichte für etwa zwei Wochen. Nach einer Woche fragte er: „Hast du Geld?" Ich sagte ihm, daß ich noch siebzig Kopeken habe. Da fragte er: „Wie lebst du denn, daß du bisher nur einen Rubel verbraucht hast?" — „So sparsam wie möglich," entgegnete ich. Da gab er mir fünf Rubel und sagte: „Ernähre dich etwas besser."

Neuntes Kapitel.

Ein Christ unter Christen.

Nachdem wieder einige Tage vergangen waren, sagte Amirchanjanz zu mir: „Bruder Johannes, du hast große Geduld gehabt. Ich habe dich sehr gequält, aber du hast alles überwunden." Dann sprachen wir über die Taufe, und er fragte mich, warum ich bisher nicht getauft sei. Ich erzählte die Ursache; man habe mich heimlich taufen wollen, und das halte ich nicht für richtig. Er sagte: „Jetzt kannst du getauft werden, wann und wie du wünschest." Ich war sehr erfreut, und als er fragte: „Wo willst du getauft werden, in der deutschen Kirche oder in unserm Hause in Gegenwart der armenischen Brüder oder wo sonst? Ich bin bereit, dich zu taufen." „Wenn du dich nicht fürchtest, ich fürchte mich auch nicht," antwortete ich: „Wenn möglich, möchte ich im Kur getauft werden; denn was die Form betrifft, so halte ich es für das richtigste, untergetaucht zu werden."

Es war am 28. Februar 1885, als wir nach der Sonntagspredigt mit den Brüdern an den Fluß gingen, der mitten durch die Stadt Tiflis fließt. Ich legte meine Oberkleider ab, er zog die Stiefel aus, nahm mich bei der Hand, und wir gingen etwa zehn Schritte ins Wasser. Dort fragte er mich: „Bruder Johannes, glaubst du, daß Jesus Gottes Sohn ist?" Ich antwortete: „Ja, von ganzem Herzen." Da sagte er: „So taufe ich dich, Johannes, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!" Dann tauchte er mich unter Wasser. Es war kalt, Eisstücke schwammen umher, aber vor Freude merkte ich die Kälte nicht. Während dieser Zeit hatten sich viele Menschen auf der Brücke versammelt und sahen mit Verwunderung zu.

Nach der Taufe gingen wir in sein Haus zurück und feierten das Heilige Abendmahl. Als er später fragte, was aus mir werden solle, antwortete ich, es sei mein Wunsch, vorbereitet zu werden, daß ich unter den Mohammedanern das Evangelium predigen könne. Aber er wies mich ab mit den Worten: „Es stehet geschrieben: „Es unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein." Du mußt arbeiten und dein Brot verdienen." — „Aber ich bin doch bis jetzt Lehrer gewesen", wandte ich ein, „es ist mein Beruf, und jetzt möchte ich ihn für den Heiland ausüben." Er blieb bei seiner Ansicht: „Nein, du mußt ein Handwerk lernen. Geh in eine Fabrik und werde Mechaniker." Ich erhob noch einmal Einspruch, aber es half nichts. Unwillig sagte ich endlich: „Gut, wenn es nicht anders sein kann!" obwohl ich nicht die geringste Neigung für diese Arbeit hatte.

Nach einigen Tagen sah ich den schwedischen Missionar Hoyer bei ihm, der sehr warm und freundlich mit mir sprach, obwohl er das Armenische nicht beherrschte. Am Schluß unsres Gesprächs fragte er mich: „Wollen Sie mit mir kommen und in den Dörfern das Evangelium von Christo predigen?" Mit Freuden stimmte ich zu. Auch Amirchanjanz willigte ein, und so gingen wir nach Schemacha, wo Hoyer damals wohnte. Er lebte im Hause eines alten Predigers Sarkis Hamparzumian, der in Dorpat studiert und dann in Schemacha eine evangelische Gemeinde gegründet hatte; er war eine ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

heiligte Persönlichkeit. Außer ihm hatte auch Pastor Keworkian einen gesegneten Wirkungskreis in Schemacha. Wir waren häufig zusammen und gewannen uns herzlich lieb. Besonders lernte ich ihn auf unsern gemeinsamen Predigtreisen sehr schätzen.

Sechs Monate blieb ich in Schemacha, gab Frau Hoyer armenischen Unterricht und fing selbst an, etwas Schwedisch zu lernen. Oft ging ich in die Dörfer, manchmal mit Hoyer, manchmal allein, und predigte das Evangelium unter Malakanen*) und Armeniern. Vor mir war ein junger Mann aus Schuscha sechs Monate bei Hoyer gewesen, Markara ter Asaturoff, der jetzt die Absicht hatte, nach Schweden zu reisen, um dort die Missionsschule zu besuchen. Der alte Prediger Sarkis wünschte sehr, daß ich mit ihm nach Schweden reise, aber es fehlte an Reisegeld, und Missionar Hoyer konnte es nicht beschaffen. Schließlich sagte der alte Sarkis: „Jetzt habe ich Reisegeld für ihn gefunden! Vor vielen Jahren war ein Mohammedaner Christ geworden und hinterließ, als er starb, seine kleine Barschaft von 70 Rubeln der evangelischen Gemeinde mit der Bitte, sie für die Verbreitung des Evangeliums unter den Mohammedanern zu verwenden. Jetzt haben wir durch Bruder Johannes Gelegenheit, dies Geld seiner Bestimmung gemäß zu brauchen."

So brachte Hoyer uns beide nach Schweden, wo wir am 1. Juni 1886 eintrafen.

In Stockholm wurden wir vom schwedischen Missionsbunde sehr freundlich aufgenommen. Die nun folgenden Jahre meines Aufenthaltes in Schweden werden mir durch das Zusammensein mit vielen warmen Christen, die ich dort kennenlernte, stets in lieber Erinnerung bleiben, wenn der Herr mich auch andrerseits in dieser Zeit von neuem in die Tiefe führte.

Der schwedische Missionsförbundet, dessen Vorsitzender Dr. Eckmann war, hatte in Kristinehamm eine Schule, in welcher Arbeiter für die Mission im Kongostaat, in China und unter den Armeniern in dreijährigem Kurse ausgebildet wurden. In diese Schule wurden wir, mein Gefährte Markara und ich, geschickt. Da ich die schwedische Sprache nur im Verkehr oberflächlich gelernt hatte, mußte ich mich im Anfang sehr anstrengen, um dem Unterricht folgen zu können. Das unabläßige Arbeiten in Verbindung mit dem ungewohnt kalten Klima wirkte jedoch so nachteilig auf meine Augen, daß ich an einer schweren Entzündung derselben erkrankte. Der Arzt legte meinem Zustand anfangs gar keine Wichtigkeit bei; da es aber immer schlimmer wurde, schickte man mich nach Stockholm und von dort nach Kristiania zu einem berühmten Augenarzt, der mir jedoch auch nicht helfen konnte. So kehrte ich nach Kristinehamm zurück und fand Aufnahme bei einer alten Dame, Frau Sundqvist, die mich mit großer Treue pflegte, zusammen mit Frau Pastor Carlson und der Bibelfrau Anna Nyström, die sich zu jener Zeit in ihrem Hause aufhielt.

Der Arzt hatte mir gegen die Augenentzündung Atropin verordnet. Durch irgendeine Veranlassung war etwas von dem scharfen Gift in meinen Hals gekommen und hatte eine schwere Entzündung hervorgerufen. Der Arzt hatte mich aufgegeben. Eines Abends sagte er, wie mir später erzählt

*) Malakanen (auch Molokanen = Milchesser), christliche Sekte ohne die Sakramente und mit geistiger Deutung der Heiligen Schrift.

wurde, zu Frau Sundqvist, er glaube nicht, daß ich die Nacht überstehen werde. Als er gegangen war, blieben Frau Sundqvist und Frau Pastor Carlson an meinem Bett und lasen mir aus der Heiligen Schrift vor. An den Stellen, die sie wählten, erkannte ich, daß sie meinen Tod nahe glaubten. Auch fühlte ich selbst, daß mein Atem hin und wieder aussetzte, besonders sobald ich dem Schlafe nahe war. Darum bat ich Frau Pastor Carlson, mich zu wecken, sobald ich einschlafen sollte. Sie erfüllte meine Bitte getreulich und weckte mich fast alle zwei Minuten, da ich vor Ermattung immer wieder einschlief. Einmal muß ich aber doch wohl einige Minuten geschlafen haben, bevor sie es bemerkte, und in dieser kurzen Zeit hatte ich einen wunderbaren Traum:

Ich stand auf einer weiten, grünen Wiese. Ein schönes weißes Lamm näherte sich mir und drehte sich dann vor mir im Kreise, immer schneller, immer schneller, bis es schließlich verschwand und ich an seiner Stelle einen Löwen erblickte. Dieser begann ebenfalls sich zu drehen und verwandelte sich dann in einen großen Mühlstein, der sich plötzlich teilte, während ein merkwürdiger Wagen, der statt der Räder Füße gleich denen eines Tisches hatte, aus seinem Innern hervorkam. Der Wagen hielt vor mir, und heraus stieg ein schöner Knabe von etwa zwölf Jahren im blauschimmernden Gewande, einen Stab in der Hand. Mit sanfter Stimme sagte er: „Komm, Johannes!" und ließ mich einsteigen. Dann fuhr der Wagen durch die Luft davon. Drinnen sah ich einen zweiten Knaben, dem ersten ähnlich, und beide begannen nun sehr liebevoll mit mir zu sprechen. Hohe Gedanken über geistliche Dinge taten sie mir kund. Da wurde mir plötzlich klar, daß irdische Knaben so nicht reden könnten; ich wußte, daß Engel mich führten. Zugleich aber kam ich zu der Überzeugung, daß das Ziel, dem sie mich entgegenführten, nur der Himmel sein könnte. Im ersten Augenblick erfüllte Freude mein Herz, daß ich wirklich in Gnaden angenommen war; dann aber seufzte ich tief im Gedanken, daß ich nun nichts für meine Brüder, die Mohammedaner, tun könne. Da sprachen die Engel: „Warum bist du traurig, Johannes? Freust du dich nicht, daß wir bei dir sind und dich lieb haben?" Mit ihren freundlichen Worten brachten sie mich bald auf andere Gedanken. Es schien mir, daß wir lange, lange Zeit so durch die Wolken dahingefahren waren. Da hielt der Wagen plötzlich. Einer der Engel stieg aus, hielt mir die Hand entgegen und ließ mich aussteigen, indem er sagte: „Wir lassen dich hier für kurze Zeit. Auf Wiedersehen!" Während der andre noch von drinnen einen Abschiedsgruß winkte, verschwand der Wagen; ich aber sah mich allein auf einem hohen Berge.

In diesem Augenblicke weckte Frau Pastor Carlson mich. Als ich die Augen aufschlug, fühlte ich mich wohler und bat infolgedessen meine Pflegerin, mich jetzt schlafen zu lassen und sich selbst zur Ruhe zu begeben. Als sie erklärte, bleiben zu wollen, sagte ich: „Ich werde nicht sterben. Ich kann jetzt nicht sprechen, morgen werde ich erzählen." Da verließ sie mich.

Am nächsten Morgen erwachte ich gestärkt, und in kurzer Zeit war ich genesen. — — —

Im Juni 1889 wurden Markara und ich mit einigen Brüdern, die nach China und Afrika gingen, in der Immanuelkirche in Stockholm eingesegnet und als Missionare nach Kaukasien ausgesandt.

Zehntes Kapitel.

In der Arbeit für den Herrn.

In dieser Zeit kam an den Vorstand des schwedischen Missionsbundes eine Bittschrift folgenden Inhalts: „Wir haben in Kaukasien einen deutschen Verein junger Männer gebildet mit der Absicht, etwas zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Mohammedanern zu tun. Erlauben Sie, daß wir Johannes Awetaranian helfen und etwas für seinen Unterhalt geben, damit er unter den Mohammedanern hier in Kaukasien predige." So kam ich im Herbst des Jahres 1889 nach Tiflis und arbeitete dort, machte auch Missionsreisen in die kaukasischen Dörfer und Städte bis nach Persien hinein. Wenn die Gaben der jungen Männer nicht ausreichten, so halfen Dr. Bädeker oder meine schwedische Missionsgesellschaft.

Als ich nach Tiflis kam, fand ich Pastor Amirchanjanz nicht dort und hörte, daß er für vier Jahre nach Sibirien verschickt sei. Vor meiner Abreise hatten nämlich die Russen öffentliche Besprechungen mit den Vertretern verschiedener anderer Konfessionen gewünscht, und Amirchanjanz war sehr bereit gewesen, diese Versammlungen zu besuchen. Später hatte, wie ich hörte, eine Diskussion vor dem Jegzarch stattgefunden, bei welcher Pastor Amirchanjanz sowie zwei Baptistenmissionare biblische Beweise für den Gebrauch der Bilder in den Kirchen verlangt hatten. Dafür wurden sie des Landes verwiesen.

Aus der Zeit meines dreijährigen Aufenthalts in Kaukasien sind einige Erinnerungen zu berichten. Mein Hauptzweck war, den dortigen Mohammedanern das Evangelium zu predigen, wofür ich mich berufen wußte. Doch habe ich auch unter Armeniern und andern Volksstämmen gearbeitet. Wenn ich in Tiflis war, predigte ich jeden Sonntag in verschiedenen Sprachen. Die Schwierigkeiten der Mission unter Mohammedanern bestehen nicht allein in dem fanatischen Sinn der Moslim und den Verfolgungen, denen jeder gläubig Gewordene ausgesetzt ist; auch die Neigung der Schiiten zu Lüge und Heuchelei sind ein großes Hindernis für die Mission in Kaukasien und Persien. Das Grundübel ist das „takïje", die Lehre, daß es erlaubt sei, in Fällen äußerster Lebensgefahr seine Religion zu verleugnen. Diese Lehre kennt man unter den Sunniten nicht. Viele Schiiten benutzen dieses „takïje" bei jeder, auch der kleinsten Gelegenheit. Wenn sie in das Haus eines Sunniten kommen, so verstellen sie sich und verleugnen ihren Schiismus, weil sie es für bequemer und nach dem „takïje" für erlaubt halten. Von dieser Erlaubnis macht hoch und niedrig Gebrauch, nicht nur aus Furcht, sondern auch um irdischen Vorteil zu erlangen. Der Charakter wird dadurch natürlich gründlich verdorben.

Die Missionare haben unter diesem „takïje" sehr zu leiden. Während ich in Kaukasien arbeitete, tauften wir nur wenig Mohammedaner, aber obwohl wir die meisten lange vorher geprüft hatten, ging es doch nicht ohne Betrug ab. Einmal schickte man einen Sejid aus Schuscha zu mir. Die Brüder hatten ihm einen Empfehlungsbrief mitgegeben, indem sie mir mitteilten, daß er aus Gottes Wort unterrichtet worden sei und Christ werden

wolle. Es war ein Mann von sechzig Jahren. Ich nahm ihn freundlich auf, sprach mit ihm über das Heil in Christo und sah bald, daß es ihm an Schriftkenntnis nicht fehlte; er konnte ganz erbaulich reden. Er erzählte mir, daß er Pastor Amirchanjanz vor einigen Jahren in Schuscha habe predigen hören; seitdem forsche er in der Schrift und suche Christum. Nachdem er einige Tage bei uns gewesen war, sagte mein Mitarbeiter Missionar Hoyer: „Wir wollen seinen Wunsch erfüllen und ihn taufen." Ich bat, noch ein Jahr damit zu warten, aber Hoyer blieb bei seiner Meinung: „Wir haben keinen Grund, ihn warten zu lassen; wenn er glaubt und bekennt, daß Jesus Gottes Sohn ist, so dürfen wir ihm die Taufe nicht vorenthalten." Hoyer stellte ihm nun durch mich einige Fragen, da er selbst nicht Türkisch konnte, und die Antworten lauteten so gut, daß Hoyer ganz befriedigt sagte: „Morgen werden wir ihn taufen." So geschah es auch.

Nach der Taufe sagte Sejid Ahmed — er hatte jetzt den Namen Johannes erhalten —: „Meine Frau ist gestorben, doch habe ich in Täbris einen Sohn. Ich möchte hinreisen, um mein Haus zu verkaufen und meinen Sohn zu holen. Bitte, gebt mir das Reisegeld." Ich beschloß, mit ihm nach Täbris zu reisen. So brachen wir auf und kamen nach Achstapa, wo wir in einer Karawanserei einkehrten, in der sich auch einige Mohammedaner aufhielten. Zu meiner Verwunderung sah ich, daß Sejid Ahmed aufstand, die mohammedanischen Waschungen vollzog und anfing „namaz", das Gebet, zu verrichten. Als wir wieder allein waren, fragte ich: „Was hast du getan?" „Ich habe „takïje" gemacht," lautete die Antwort. „Sage, welche Gefahr drohte dir denn? Wir sind ja in Rußland, und außerdem mußtest du, wenn du ein Christ bist, wissen, daß es im Christentum kein „takïje" gibt. Unser Heiland sagt: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater." Da überlegte er ein wenig und sagte dann: „Bitte, verzeih mir, ich werde es nicht wieder tun." Ich entgegnete ihm: „Vor der Taufe haben wir doch über alle diese Dinge geredet, und ich habe dir gesagt, daß du bereit sein mußt, für Jesus in den Tod zu gehen; hier aber war nicht einmal eine Gefahr." —In der Folge haben wir noch viel Trauriges mit diesem Ahmed erlebt; derartige Enttäuschungen bleiben keinem Missionar erspart. Solche Leute sind einige Zeit mit uns und dann auch wieder von uns gegangen, denn „sie waren nicht von uns; wenn sie von uns gewesen wären, so wären sie ja bei uns geblieben; aber es sollte offenbar werden, daß sie nicht alle von uns sind".

Mutlos haben uns indessen solche Erfahrungen nicht gemacht, und das werden sie auch nie vermögen. Denn wir haben auf der andern Seite unter den Muslim sehr treue Bekenner Christi gefunden, die um des Glaubens willen den Märtyrertod erlitten.

Ich blieb den Winter über in Täbris und kam erst im Frühling wieder nach Tiflis zurück. Einige Zeit danach kam Missionar Högberg zu uns, der sechs Jahre in Charkow unter den Malakanen gearbeitet hatte; ich hatte vom schwedischen Missionsbunde den Auftrag, ihn und seine Familie nach Täbris zu begleiten; so reiste ich nochmals dorthin.

Högberg eröffnete dort eine Missionsschule, um Arbeiter für die Mission

unter den Mohammedanern auszubilden. Doch zeigte es sich später, daß er nicht genug Kenntnisse für eine solche Arbeit besaß; es wurde nichts daraus.

Bei meiner Rückkehr nach Rußland hatten wir eine Missionskonferenz in Schemacha, bei der sich die evangelischen Brüder aus verschiedenen Städten Kaukasiens versammelten. Es war Hoyers Absicht, eine Orientmission zu gründen; zu diesem Zwecke bildete er ein Komitee, zu dessen Mitgliedern auch ich gehörte. Wir hatten den Wunsch, diese Orientmission mit der amerikanischen Mission in Persien und der Türkei zu verbinden, da auch die Amerikaner gern in Kaukasien gearbeitet hätten, jedoch von der Regierung keine Erlaubnis erhielten. Ich hatte mich freilich in Täbris schon überzeugt, daß die dortigen Missionare nicht auf unsre Vorschläge eingehen würden, aber wir hofften, daß die Missionare in der Türkei anders denken würden. Um diesen unsere Pläne mitzuteilen, sollte nun das Komitee einen Boten aus seiner Mitte erwählen, und die Wahl fiel auf mich. Zwar war das Unternehmen ziemlich gefährlich für mich; da aber niemand anders bereit war, übernahm ich den Auftrag, und diese Reise wurde mir besonders wichtig, da ich auf dem Hin- und Rückwege viel Gelegenheit hatte, meinem Volk das Evangelium zu verkündigen.

Ich kam glücklich nach Erserum und blieb dort sechs Tage. Anfangs hielt ich mich verborgen; aber kurz vor meiner Abreise predigte ich einmal armenisch in der Missionskapelle; einige Türken kamen hinzu, kannten mich aber nicht. Die Missionare gingen freundlich auf unsere Vorschläge ein, stellten jedoch einige Bedingungen. Diese aber wollte Hoyer nicht annehmen, und so löste sich das Komitee allmählich wieder auf, da die Brüder einen solchen Bund ohne Erlaubnis der Regierung für gefährlich hielten und lieber ohne eine derartige Organisation jeder nach seinen Kräften das Evangelium verbreiten wollten.

In der Gebetswoche des letzten Jahres, welches ich in Tiflis zubrachte, kamen wir allabendlich bei einem der Brüder zusammen. Am vierten Abend versammelten sie sich in meiner Wohnung. Nachdem wir gelesen und gebetet hatten, sangen wir den Lobgesang. Plötzlich trat ein Polizist herein und sagte auf russisch: „Schto dakoi?" (Was ist das?) Bruder Sembad antwortete: „Wir haben gesungen." Er fragte: „Wer ist der Wirt?" Ich antwortete: „Ich bin es." — „Dann müssen Sie mitkommen zur Polizei", sagte er ganz kurz. Es war gegen elf Uhr abends, aber ich mußte ihm folgen. Die Brüder blieben dort, knieten wieder nieder zum Gebet und wollten meine Rückkehr erwarten. Der Polizist brachte mich zum Pristaw, und dieser fragte: „Was habt ihr dort getan?" — „Wir haben nur gelesen und gebetet." — „Warum?" — „Weil uns diese Tage heilig sind und wir zusammenkommen, um zu beten." Er stampfte mit dem Fuße und sagte: „Wäret ihr zusammengekommen, um Wein zu trinken, so wäre es besser gewesen." Er schickte mich mit zwei Polizisten nach Hause, um die Brüder und meine sämtlichen Bücher holen zu lassen. Dann schrieb er die Namen der Leute auf und ließ sie wieder gehen, mich aber behielt er zurück. Meine Bücher steckte er in einen Sack, den er versiegelte, dann saß er noch bis ein Uhr und nahm Protokoll über mich auf. Im Begriff fortzugehen, sagte er zu mir: „Sie müssen hier bleiben. Wollen Sie im Eingang oder im

Zimmer schlafen?" „Dort ist es kalt, ich bleibe hier", antwortete ich. Er stellte einen bewaffneten Polizisten neben mich und einen Wächter vor die Tür und ging. Schon nach fünf Minuten kehrte er zurück, öffnete einen Schrank, stellte den Büchersack hinein, schloß zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. Vielleicht fürchtete er, ich könne die beiden Soldaten töten, den Büchersack nehmen und davonlaufen. Ein Sofa war nicht da, ich mußte auf dem Boden schlafen. Eine Japundscha (einen kaukasischen Mantel) hatte ich bei mir, und auf meine Bitte gab man mir die Polizeibücher als Kopfkissen. Kaum aber war ich eingeschlafen, so weckte man mich wieder und forderte mir mein Taschenmesser ab.

Am andern Morgen kam der Pristaw wieder und schickte mich mit einem Polizisten zum Sljedowatjel. Den Sack mit meinen vierzig Büchern mußte ich auf dem Rücken tragen. Als ich mit meiner Last nicht weiter konnte, bat ich den Polizisten, einen Träger nehmen zu dürfen; aber er wollte es nicht, weil er fürchtete, ich könne weglaufen. Da schlug ich ihm vor, wir wollten den Rest des Weges Arm in Arm machen, und so kamen wir untergefaßt am Ziele an. Der Richter, ein gebildeter Russe, las das Protokoll des Pristaw und sagte: „Ihre Sache ist sehr ernst." – „Ganz und gar nicht." – „Sie werden sehen, man wird Sie nach Sibirien schicken." – „Nein", sagte ich, „ich habe nichts Schlechtes getan und werde nie nach Sibirien kommen." – „Was haben Sie getan?" – „Wir haben die Bibel gelesen und zu Gott gebetet." – „War ein Bild von Christus oder Maria dort?" – „Nein, wir beten zu Gott und nicht zu den Bildern." – „Wie können Sie beten, wo kein Bild ist!" – „Wir sind Evangelische und brauchen keine Bilder." Dann fragte er weiter: „Wieviel Sprachen kennen Sie, und in welchen Sprachen sind diese Bücher geschrieben?" – „Es sind meine Privatbücher", sagte ich, „in vier oder fünf Sprachen." – „Gerade deshalb müssen Sie nach Sibirien", sagte er. Im ganzen war er aber viel freundlicher gegen mich als der Pristaw. Er gab dem Polizisten meinen Paß und befahl ihm, denselben mit meinen Büchern zum Mirawoisud zu bringen; ich selbst durfte ohne polizeiliche Begleitung folgen.

Der Mirawoisud öffnete den Sack, blickte in meine Bücher hinein und sagte: „Ich werde Ihre Bücher zum Zensor schicken; Ihr Paß bleibt hier. Erst wenn die Bücher zurückkommen, können wir über die Sache verhandeln. Gehen Sie jetzt nach Hause." Ich ging nach meiner Wohnung, blieb aber zwölf Tage unter polizeilicher Aufsicht. Da die Sache sich in die Länge zog, ging ich selbst zum Zensor und bat ihn, meine Bücher möglichst schnell zu untersuchen. Er sagte freundlich: „Sind das Ihre Bücher? Sind Sie Awetaranian? Ihre Bücher sind sehr gut, ich möchte sie noch einige Tage behalten, aber weil Sie so eilen, werde ich sie nach zwei Tagen schicken." Zwei von den Büchern waren aber schwedisch, und der Zensor konnte sie nicht lesen. Nun mußte ich einen Vertrauensmann besorgen, der Schwedisch lesen und den Mirawoisud über den Inhalt der Bücher beruhigen konnte. Zu der Zeit lebte in Tiflis ein General aus Finnland, namens Blumhard, ein guter Christ, den ich kannte und der mit seiner Familie zuweilen unsre Versammlungen besuchte. Er kam auf meine Bitte und bezeugte mit Unterschrift, daß die Bücher gut seien. Er sagte: „Ich weiß nicht, warum Ihr so viel

Umstände macht. Ich kenne Herrn Awetaranian und weiß, daß er durchaus kein gefährlicher Mensch ist." Der Mirawoisud meinte: „Vielleicht hat der Pristaw einen Fehler gemacht. Ich werde die Sache untersuchen. Sie können am Gerichtstage kommen und hören." Am folgenden Tage bekamen wir, alle Brüder und ich, eine Vorladung: „Es wird behauptet, daß Awetaranian gegen Paragraph 128 des Gesetzes gehandelt hat. Am 19. Januar findet die Untersuchung statt."

Wir sahen im Gesetzbuch nach und fanden: „Wer ohne Erlaubnis Versammlungen veranstaltet, wird auf vier Jahre nach Sibirien geschickt." Die Brüder fürchteten sehr für mich, aber ich war guter Zuversicht.

Am bestimmten Tage gingen wir alle in das Gerichtsgebäude. Der Mirawoisud fragte zuerst jeden einzeln und nachher alle zusammen. Nur eine Frage hatte er, und wir gaben alle dieselbe Antwort, die ein Dolmetscher übersetzte. Er fragte die türkischen Brüder: „Warum sind Sie an jenem Abend dorthin gegangen?" Sie antworteten: „Weil Johannes unser Bruder ist. Wir haben zusammen gelesen und gebetet." Ebenso antworteten die Armenier und die beiden schwedischen Schwestern, Fräulein Beckström und Fräulein Nyström. Da die Armenier und die Türken aus verschiedenen Orten und auch die beiden Damen nicht aus derselben Stadt waren, sagte er: „Ich verstehe euch nicht. Hier sagt ein Türke, Johannes sei sein Bruder, und der Armenier aus Kaukasien, sowie jener aus der Türkei, der Perser und sogar die beiden schwedischen Fräulein behaupten dasselbe. Wie kann er der Bruder aller dieser Leute sein?" — Danach warf er sich in Galauniform, und wir gingen in den großen Gerichtssaal. Der Pristaw und der Polizist, der mich verhaftet hatte, waren auch anwesend, und viele Zuschauer verschiedener Nation waren gekommen.

Der Mirawoisud fragte den Polizisten, warum er mich so spät in der Nacht zur Polizei gebracht, was er denn gesehen habe. Er sagte: „Ich hörte singen und ging hinein." — „Hast du verstanden, was sie sangen? Vielleicht sangen sie ein weltliches Lied; warum störtest du die Leute?" — „Nein," sagte er, „ich konnte doch merken, daß es kein weltliches Lied war." — „Was sahst du, als du hineinkamst?" — „Ich sah den Wirt vor einem Tische stehen und mit den andern singen." — „Wie waren die Stühle gestellt, standen sie in Reihen?" — „Nein, wie in einem Privathause." — Der Mirawoisud fragte nun weiter nach jeder kleinen Einzelheit: was auf dem Tische gelegen habe usw. Dann schickte er den Polizisten hinaus und sagte zu dem Pristaw: „Ich sehe jetzt, daß es keine Versammlung war im Sinne deiner Anklage, da nicht einmal die Stühle in Reihen standen. Man hat doch etwas Freiheit in der eigenen Wohnung. Jetzt versöhne dich mit Herrn Awetaranian, denn du hast ihm viel Mühe gemacht und ihn unnötigerweise seiner Bücher beraubt." Zu mir aber sagte er: „Geben Sie dem Pristaw die Hand und verzeihen Sie ihm." Dann bat er mich, ein Papier zu unterschreiben, daß ich nicht ohne polizeiliche Erlaubnis eine Versammlung halten werde, auch die Brüder mußten unterschreiben. So gingen wir fröhlich heim, und ich kam nicht auf vier Jahre nach Sibirien.

Einen Monat lang hielt ich mich still; dann ging ich zum Mirawoisud und fragte ihn, ob es keine Möglichkeit für uns gäbe, Versammlungen zu

halten. Er war ein freundlicher alter Herr, ein Grusinier. „Warum gehen Sie nicht in die lutherische Kirche," sagte er, „die Leute sind doch auch Protestanten." Ich erwiderte: „Wir sprechen nicht Deutsch und müssen in einer Sprache lesen und beten, die wir verstehen." Da sagte er mir, an wen ich mich wenden müsse, um diese Erlaubnis zu erhalten. Aber alle Bemühungen waren vergebens.

Ich beschloß, wieder Missionsreisen zu machen, und predigte an vielen Orten. Als ich nach Schemacha kam, wurde mir die unerfreuliche Nachricht, daß die russische Regierung Pastor Keworkian nach seiner Heimat, der Türkei, verwiesen habe. Er hatte zehn bis fünfzehn Jahre lang in der evangelisch-armenischen Gemeinde zu Schemacha gearbeitet, Gott hatte seine Wirksamkeit reich gesegnet, und seine Ausweisung war ein schwerer Schlag für die Gemeinde. Die Missionare in Täbris wünschten, Keworkian solle zu ihnen kommen, aber die russische Regierung erlaubte ihm nicht, nach Persien zu reisen, nur der Weg über Batum nach der Türkei stand ihm offen. Nun bat er mich, seine Frau auf direktem Wege nach Täbris zu bringen, da sie doch nicht mit ihm den Umweg über Batum machen konnte. Sein Abschied von der Gemeinde war sehr beweglich; sie konnten die Trennung kaum ertragen. Der Küster wurde vor Kummer krank und war wie von Sinnen; wir mußten ihn ins Krankenhaus bringen. Als die Abschiedsstunde kam, begleitete die ganze Gemeinde ihren Seelsorger zur Stadt hinaus; auch viele Gregorianer kamen mit. Auf einem Hügel außerhalb der Stadt hielt er seine letzte Ansprache, und ich schloß mit einem Gebet für seine Reise.

Am ersten Tage reisten wir zusammen, dann trennten sich unsere Wege, und ich begab mich mit Frau Keworkian nach Täbris, wo sie später mit ihrem Manne wieder zusammentraf. Nachdem ich in der Stadt und in den Dörfern mehrfach gepredigt hatte, kehrte ich nach Tiflis zurück.

Nachdem ich drei Jahre in Kaukasien gewesen war — es war im Jahre 1892 — kam Pastor Amirchanjanz aus Schweden mit einem Auftrage des schwedischen Missionsbundes an mich, nach Kaschgar zu reisen und dort eine neue Missionsstation für Mohammedaner einzurichten. Er kam mit Missionar Hoyer nach Tiflis, und ich freute mich, ihn wiederzusehen. Sie reisten bald weiter nach Samarkand, dort aber wurde Amirchanjanz krank und mußte umkehren. Als er wieder in Tiflis angekommen war, sagte er mir: „Ich wäre gern nach Kaschgar gereist, aber wegen meiner Krankheit ist es mir nicht möglich. Ich glaube aber, der Herr sendet dich dorthin. Es ist dein Volk, und du bist berufen, unter deinen Brüdern zu arbeiten."

So wurde beschlossen, daß ich mit Missionar Hoyer nach Kaschgar reisen sollte. Ich mußte mich verpflichten, ein Jahr dort zu bleiben, und tat es gern; denn ich hatte große Freudigkeit und die Zuversicht, daß dies der mir vom Herrn gewiesene Weg sei. Hoyer riet mir, meine Bücher zurückzulassen, damit ich leichtes Gepäck habe; so nahm ich nur meine Bibel und ein Liederbuch mit. Als Begleiter wählte ich einen jungen Mann aus Täbris, jenen Ghazar, der mit mir zusammen die Schule besucht hatte. In Baku aber bat er mich, umkehren zu dürfen, da er eine europäische Schule zu besuchen wünschte und fürchtete, in Kaschgar nichts für seine Ausbildung tun zu können. An seiner Stelle begleitet mich nun Mnatzagan, ein junger Armenier.

Wir reisten über Usunada – Kizilarwat – Askabad – Merw – Buchara nach Samarkand. In Askabad und Merw blieben wir einige Tage und predigten. In Askabad halten die Babiten *) mit Erlaubnis der russischen Regierung Versammlungen. Eine derselben besuchte ich und kam in Disput mit den Leitern. Als sie mir nicht mehr antworten konnten, baten sie mich, in Samarkand mit Abdul-Fazl zu sprechen. Ich versprach es und begab mich bald nach meiner Ankunft in Samarkand zu ihm. Er war ein Teehändler und wohnte in einer Karawanserei. Früher, d. h. bevor er die babitische Lehre angenommen hatte, war er ein berühmter Müdjtehid gewesen. Sein Name Abdl-Fazl bedeutet „Vater der Tugend"; die Babiten halten ihn für einen der zwölf Apostel des Baha-Ullah, d. i. „Licht Gottes". Als ich bei ihm eintrat, empfing er mich sehr freundlich, holte die Bibel hervor, und unser Gespräch begann. Zuerst klagte er ein wenig über die Mollahs, sie hätten den Menschen die Pforte des Himmelreichs verschlossen; dann aber erklärte er, zwischen Christen und Babiten sei kein Unterschied, da sie an denselben Christus glaubten. Er zeigte mir zwei Juden und sagte: „Sie sind vom Volke Israel, das Jesum gekreuzigt hat; jetzt aber sind sie durch mich an Jesum gläubig geworden." Die Juden bestätigten seine Worte. Darnach fragte ich ihn: „Wer ist denn Christus? Wir wollen etwas eingehender über ihn sprechen." Sogleich brach er in freundlicher Art das Gespräch ab, so daß ich merkte, daß er vor den Juden nicht antworten wollte. „Es wird spät, und der Weg aus unserm asiatischen Viertel nach deinem Hotel ist weit. Ich werde morgen zu dir kommen, dann können wir weiterreden."

Als er am nächsten Tage kam, wiederholte ich meine Frage: „Was meinst du? Wer ist Christus?" Er antwortete: „Christus wurde von den Juden gekreuzigt und ist, wie du im Evangelium liest, auferstanden." – „Ich freue mich, daß du an ihn glaubst," erwiderte ich, „denn er ist um unserer Sünde willen gestorben. Aber was hältst du vom Beha?" – „Er ist derselbe Christus," antwortete er und setzte mir auseinander, daß zu Abrahams Zeiten Christus als Melchisedek erschienen sei, dann als derjenige, den die Juden kreuzigten, und jetzt zum letztenmal als Beha. „Wie ist es möglich, daß Beha unser Heiland ist?" fragte ich ihn. – „So sagten die Juden auch zu Christo." Nun erklärte ich ihm: „Im Evangelium steht deutlich, daß Christus wiederkommen wird, wie er gen Himmel gefahren ist, nämlich in den Wolken des Himmels," und schlug Apostelgeschichte 1, 11 auf, wo geschrieben steht: „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren." Dann fuhr ich fort: „Darum kann dieser Mirsa Hussein Ali, den ihr den Beha nennt, doch unmöglich der Heiland sein, den wir vom Himmel erwarten. Jesus kam und starb für die Sünde der Welt, dieser aber weiß überhaupt nichts von der Sünde, darum kann er nicht Christus sein. Auch kommt Christus zu den Seinigen und nicht zu denen, die

*) Über die Babiten oder Babis, auch Behaiten genannt, eine Abzweigung des Islams siehe R. Roemer: Die Báb'í-Behá'í. Eine Studie zur Religionsgeschichte des Islams. Reich Christi XIII, Nr. 2/9, Separatausgabe. Verlag der Ev. Gesellschaft in Stuttgart.

ihn nicht kennen oder eine falsche Vorstellung von ihm haben". Abul-Fazl gab sich viel Mühe, mich zu überzeugen; als er aber sah, daß es unmöglich war, sprach er von andern Dingen. Unser Abschied war sehr herzlich.

In zehn Tagen fuhren wir per Wagen nach Osch, der letzten Stadt in Westturkestan; dort mußten wir uns für die Reise über das Hochgebirge rüsten. Wir kauften Röcke, Mützen und Strümpfe von Pelz, langhaarig und auch innen mit Pelz gefüttert. Die Ärmel unsrer Röcke hingen eine Spanne weit über die Hände, und unsre Mützen hatten Klappen, welche über Mund und Nase gebunden werden konnten, so daß nur gerade die Augen unter dem langhaarigen Rand hervorschauten. Unsre Stiefel waren von gepreßter Wolle, 2 bis 3 Zentimeter dick. Über die Röcke wurden Gürtel gebunden. So stiegen wir zu Pferde. Für zehn Tage hatten wir Nahrungsmittel bei uns, und zwar genossen wir starke Speisen, ausgenommen auf der Höhe des Tirek-Dawan, wo die Luft eine Tagereise weit so dünn war, daß uns das Atmen schwer wurde. Am siebenten Tage überschritten wir den Paß und kamen nach Ergetschdam. Die russischen Grenzbeamten nahmen uns als Gäste auf, doch taten sie ihr Möglichstes, uns abzuschrecken. Sie versicherten uns, man werde uns nicht aufnehmen, und rieten uns, umzukehren; aber es half ihnen nichts, sie konnten uns nicht zurückschrecken. Nachdem wir bei ihnen genächtigt hatten — die erste Nacht, die wir seit Osch unter einem Dache zubrachten —, ritten wir weiter nach Ulukt schat, einer chinesischen Festung. Diesmal übernachteten wir in einem kirgisischen Zelt, in welchem sich am Abend die Kirgisen versammelten, so daß wir ihnen aus dem Evangelium vorlesen konnten. Aber obwohl das Kirgisische meiner Muttersprache ähnlicher ist als das Kaschgarische, konnten wir uns doch kaum verständigen.

Ich fragte den Aksakal (d. i. Weißbart = Leiter), was mit unsern Pässen geschehen solle, aber er wußte weder etwas vom Paß noch vom Visieren. Ich versuchte, es ihm zu erklären, aber er sagte: „Ich habe einmal gehört, daß es so etwas in Rußland gibt; aber bei uns kennt man das nicht." Am folgenden Tage, nachdem wir drei Stunden geritten waren, sahen wir hinter uns drei chinesische Reiter auf riesigen Pferden. Als sie uns erreicht hatten, stiegen sie ab, begrüßten uns höflich und sagten: „Der Ambal ladet euch ein zurückzukommen." Natürlich war es schwer für uns umzukehren, da wir dadurch einen Tag verloren hätten; wir baten also, uns diesmal zu entschuldigen, wir würden den Besuch bei unsrer Rückkehr machen; aber es half nichts. So entschloß ich mich, in Begleitung des einen Soldaten umzukehren, indem ich die Pässe von Hoyer und Mnatzagan mitnahm. Ich bestieg das Pferd des einen Chinesen, damit das meine nicht zu sehr ermüdet würde, und ritt zu dem Beamten zurück. Als ich zu ihm kam, erklärte er mir, es sei ihm eine Unehre, wenn wir vorüberritten, ohne eine Nacht seine Gäste gewesen zu sein. Ich sagte ihm: „Wir waren beim Aksakal und erkundigten uns bei ihm. Aber er sagte uns nichts von dir und wußte auch nichts mit unsern Pässen anzufangen." „Ach," sagte er, „diese Leute unterscheiden sich wenig vom Kotaz (d. i. Gebirgsochse)." Auch ihm waren übrigens unsre Pässe nicht sehr wichtig, er wollte uns nur eine Höflichkeit erweisen und seine Gastfreundschaft zeigen. Man brachte mir Tee. Danach entschuldigte ich mich

aber damit, daß ich nicht lange verweilen könne, und ritt zu meinen Gefährten zurück.

Am folgenden Tage ritten wir bis Ming-Jol, ebenfalls einer chinesischen Festung, in der wir die chinesischen Beamten besuchten. Sie nahmen uns die Pässe ab und schickten sie nach Sung-Karaghol, wo wir sie zurückerhalten sollten. In dieser Stadt angelangt, wurden wir von einem chinesischen Beamten empfangen, der eine höhere Stellung einnahm. Dieser bat uns, einen Tag seine Gäste zu sein. Sein Interesse für unsre Person und besonders für unsre Kleidung war äußerst rege und belustigte uns sehr. Er maß eigenhändig die Länge unsrer Röcke und fragte genau nach dem Preise unsrer Kleidungsstücke. Er war ein Vogelliebhaber und besaß besonders viele Papageien, die er herbeibringen und uns ihre Kunststücke zeigen ließ. Als ich sah, wie sehr er sich für uns interessierte, schenkte ich ihm zum Andenken ein schönes schwedisches Taschenmesser, welches ich bei mir trug. Er nahm es, dankte und betrachtete es etwa zehn Minuten lang von allen Seiten. Darauf legte er es wieder in meine Hand und sagte: „Ich habe dein Geschenk empfangen und schenke es dir nun wieder zurück." Ich antwortete ihm: „Du betrübst uns, wenn du diese Kleinigkeit nicht von uns annehmen willst." Aber er erklärte: „Nein, nein, ich habe es angenommen; aber ihr seid unsre Gäste, aus fernem Lande mit vieler Mühe zu uns gekommen. Wir müßten euch Geschenke machen und nicht ihr uns." Dabei blieb es trotz unsres Zuredens.

Als wir in Kaschgar angekommen waren, besuchten wir zunächst den russischen Generalkonsul Petrowski. Dieser riet uns dringend, sofort zurückzukehren; die Mohammedaner seien sehr fanatisch und würden niemals zulassen, daß hier eine Mission ins Leben träte. Daraufhin hielt Missionar Hoyer es für geraten, jetzt umzukehren und später mit andern schwedischen Missionaren zurückzukehren. Ich dagegen erklärte ihm, daß ich bleiben wolle, da ich mich nicht fürchte und überzeugt sei, daß der Herr mich in diese Arbeit gerufen habe. Nach vier Tagen verließen Hoyer und Mnatzagan mich, nachdem ich ihnen noch eine Meile weit das Geleit gegeben hatte.

Elftes Kapitel.

Jenseits des Pamir.

Kaschgar gehört zu den Ländern der Erde, welche bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts für Europäer gänzlich verschlossen waren. Vor ungefähr einem halben Jahrtausend kam der Mohammedanismus nach Kaschgar. Die Araber richteten, nachdem sie Buchara und Samarkand erobert hatten, ihre Angriffe auch bald auf Kaschgar. Ihr Anführer Jussuf Kadrchan Ghazi (der Sieger) erließ eine Proklamation an das Volk der Kaschgaren, in welcher er sagte, es solle keinem ein Leid geschehen, der den Islam annehme; wer sich aber weigere, solle sofort durchs Schwert getötet werden. Die Kaschgaren überlegten, was zu tun sei. Es war klar, daß sie gegen die

Übermacht der Feinde nichts ausrichten konnten, und so entschlossen sie sich, die neue Religion anzunehmen.

Von Kaschgar zog der siegreiche Feldherr nach Jarkent und eroberte auch diese Stadt schnell. In Chotan aber stieß er auf ernstlichen Widerstand. Die beiden Könige dieses Landes, Tschokti Reschid und Nükti Dekschid, waren sehr tapfer, besiegten das mohammedanische Heer und töteten den größten Teil der Soldaten. Als die Kaschgaren hörten, daß die Araber geschlagen waren, verließen sie schleunigst den Mohammedanismus und kehrten zu ihrer Religion zurück. Die Tradition erzählt, daß die Araber siebenmal gegen Kaschgar gezogen, aber jedesmal zurückgeschlagen worden seien. Schließlich kam ein gelehrter Araber als Missionar nach Kaschgar, lebte dort als friedlicher Kaufmann und versuchte, die Leute im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Der Kronprinz des Landes nahm selbst Unterricht, und es gelang dem Missionar, ihn für den Islam zu gewinnen, zum Kummer seines alten Vaters. Als der Prinz selbst zur Regierung kam, führte er den Mohammedanismus sofort mit Gewalt im Lande ein, aber bis zum heutigen Tage hat diese Religion keinen festen Fuß im Herzen des kaschgarischen Volkes gefaßt. Nur die Mollahs und Gelehrten verstehen das Religionssystem des Islams, das Volk ist größtenteils sehr ungebildet, dabei jedoch sehr gutherzig. Zu den Mollahs haben die Kaschgaren kein Vertrauen; sie behaupten, alle mohammedanischen Priester seien Lügner und haben in den meisten Fällen nicht unrecht.

Der erste Europäer, welcher in Kaschgar gewesen ist, war der 1323 ermordete berühmte Reisende Marco Polo, der in seinem großen Reisewerk auch von Kaschgar erzählt. Viele Jahrhunderte betrat dann kein Europäer das Land. Vor einigen Jahrzehnten aber kam ein englischer Reisender namens Show dorthin und schrieb eine kleine englisch-kaschgarische Grammatik.

Im Jahre 1857 kam der berühmte deutsche Reisende Schlagintweit auf seiner Reise von Indien nach Chokand, wo er den dortigen Chan Chudajar treffen wollte; aber in Kaschgar wurde er von dem König Weli Chan Töre gefangengenommen. Dieser fragte Schlagintweit, weshalb er nach Kaschgar gekommen sei. Als er hörte, daß er nach Chokand zu Chudajar Chan reise und Briefe an diesen habe, verlangte er dieselben zu sehen. Als Schlagintweit sich jedoch weigerte, die Briefe herauszugeben, gab der König Befehl, ihn vor die Stadt zu führen und zu enthaupten, nachdem er ihm mehrmals vergebens hatte kund tun lassen, daß er durch Vorzeigen der Briefe sein Leben retten würde. Man begrub ihn am Ufer des Flusses, der aber später die Stelle verspült hat. Zu meiner Zeit schickte Frankreich ein Denkmal von Eisen an Petrowski, einen russischen Konsul, der mit vierzig Soldaten nach Kaschgar geschickt worden war, mit dem Auftrag, Schlagintweits Grab damit zu schmücken zum Andenken an den berühmten Reisenden und an sein trauriges Ende.

Der König von Kaschgar, der Schlagintweit hinrichten ließ, war ein sehr grausamer Mann. Besonders war er ein Weiberfeind. Sobald sich eine Frau auf der Straße zeigte, während er des Weges ging, ließ er sie gefangennehmen und ihr ohne Erbarmen den Kopf abschlagen. Indessen seine

Schreckensherrschaft währte nicht lange. Ein eifriger Mohammedaner, Jakub Bey, kam von Taschkent und wiegelte die Bewohner von Kaschgar gegen ihren König auf, indem er ihnen bewies, daß dieser ein Knecht der Chinesen sei. In kurzer Zeit hatte Jakub Bey viele Anhänger. Eines Tages erstürmte er mit einem Haufen derselben die königliche Wohnung und nahm Weli Chan Töre gefangen. Da dieser als Sejid und Nachkomme Mohammeds nicht durch das Schwert fallen durfte, ließ er ihn unter eine Mauer stellen und diese über ihn stürzen. Dann wurden sämtliche Chinesen in Kaschgar hingerichtet.

Nachdem Jakub Bey Kaschgar erobert hatte, zog er mit seinem Anhang vor die Stadt Jengischähir, welche chinesisches Militär und viele chinesische Einwohner hatte. Er schloß die Stadt ein und wollte sie aushungern. Alle Versuche der Einwohner, die Kette der Feinde zu durchbrechen, mißlangen, und der erhoffte Entsatz aus Peking ließ auf sich warten. Als die chinesischen Offiziere sahen, daß ihre Lebensmittel zu Ende gingen, versammelten sie die gesamten Verteidiger der Stadt in einigen großen Gebäuden, zündeten dieselben an und verbrannten sich mit ihnen. Jakub Bey aber wurde bald ein ebenso schlimmer Tyrann, wie sein Vorgänger gewesen war. Er hatte nicht weniger als vierzig Frauen, und sein Hofstaat verschlang Unsummen. Außerhalb Kaschgars baute er sich einen Palast in schönen Gärten. Um aber die Mittel zu all diesen Ausgaben zu gewinnen, belastete er die Bevölkerung mit unerträglichen Steuern. Als die Leute nun sahen, wie Jakub Bey das Land immer mehr ins Unglück stürzte, wandte sich ihre Sympathie wieder den Chinesen zu.

Wenn die Bauern ihre Felder besäten, so baten sie, Gott wolle Weizen und andere Feldfrüchte wachsen lassen. Jetzt beteten sie, Gott wolle statt des Weizens Chinesen wachsen lassen. Schließlich schickten sie heimlich eine Botschaft nach Peking, die Chinesen möchten sich erbarmen und sie von der Tyrannei Jakub Beys befreien. Da sandten die Chinesen ein großes Heer, das Kaschgar einnahm. Jakub Bey vergiftete sich selbst; seine Herrschaft hatte von 1864 bis 1877 gedauert. Einige Mohammedaner begruben ihn, als aber die Chinesen das Land Kaschgar erobert hatten, nahmen sie seine Gebeine und verbrannten sie. Seine Söhne flüchteten nach Rußland. —

Kaschgar liegt im Terimbecken und wird auf drei Seiten durch die Hochgebirge des Kuenlün, Pamir und Tien-schan so begrenzt, daß man nur über beschwerliche Pässe zum Indus, Amu und Syr gelangen kann. Zahlreiche kleinere Flüsse strömen von den Hochgebirgen der Umgebung herab, verschwinden aber im Wüstensande, nachdem sie am Rande der Abhänge einige Oasen gespeist haben. Zu ansehnlicherer Breite bringt es nur der Terim, der einzige größere Strom im Innern Hochasiens, welcher aus Chotan, Jarkent, beide vom Karakorum-Gebirge, und Kaschgar, vom Pamirgebirge kommend, zusammenfließt und im Lobnor endigt; vom Tienschan erhält er gleichfalls Zuflüsse, die mehrere Oasen speisen, und verliert sich dann in Süßwasserbecken, die von Salzwüsten umgeben sind. Östlich von Kaschgar liegt die Wüste Takla Mäkan, über welche man merkwürdige Dinge erzählt. Man sagt, ganze Städte lägen im Sande begraben, und in der Tat graben dort oft Leute mit Erfolg nach Silber, Gold und Antiquitäten. Der Umfang

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

der Wüste ist so groß, daß man zu einer Reise quer durch dieselbe fünfzehn Tage braucht, während man sie der Länge nach in etwa dreißig Tagen durchreist. Jetzt gibt es dort kein Wasser, man sieht aber Flußläufe alter, ausgetrockneter Ströme und viele Brückenruinen. Die Kaschgaren reisen nicht durch diese Wüste, da sie erzählen, daß sie eine Behausung böser Geister sei.

In Kaschgar regnet es sehr selten, da die hohen Berge die Wolken zurückhalten. Der Schnee aber, welcher die höchsten Regionen bedeckt, schmilzt zum Teil im Frühling und sendet viel Wasser ins Land. Ein ausgebildetes Kanalsystem leitet dieses Wasser durch die Felder, Weingärten und Obstplantagen und erzeugt viel Fruchtbarkeit. Die Flüsse führen von den Gebirgen herab viel Sand mit sich, so daß die Kanäle im Hochsommer, wenn das Wasser ausgetrocknet ist, ganz mit Staub und Sand gefüllt sind. Man reinigt sie, damit das Wasser wieder freien Lauf hat, indem man auf beiden Seiten Erdwälle aufwirft. Bei den heftigen, häufig wiederkehrenden Winden aber werden diese Erdhaufen aufgewühlt, mehr Sand fliegt von den Bergen herab, wird über Wege und Felder gefegt und Staubwolken verhüllen die Sonne oft tagelang. Wenn der Wind sich legt, folgt ein Staubregen, der manchmal zehn Tage andauert; die Leute dort nennen das „Kum jaghar", d. h. es regnet Sand. Auf diese Art werden allmählich ganze Dörfer verschüttet.

Nachher wird die Luft wieder rein, Sonnenschein und herrliches Wetter folgen, und die Menschen, welche während des Kum jaghar so nervös wurden, daß selbst die besten Freunde miteinander zankten, atmen auf und werden wieder friedfertig. Doch können sich Sturm und Sandregen schon nach einem Monat wiederholen.

Der Boden im Lande Kaschgar ist sehr fruchtbar, besonders an den Flußläufen. Es wachsen dort Baumwolle, Reis, Weizen, Gerste, Mais, Wein und andere Früchte. Auch werden Seidenraupen gezogen.

Die Sprache der Kaschgaren ist die eigentliche Mutter der türkischen Dialekte. Der Grund dafür, daß sich das Türkische dort in so merkwürdiger Reinheit erhalten hat, liegt darin, daß das Land, von den hohen Gebirgen ganz eingeschlossen, keine Berührung mit fremden Völkern hatte. Eine Schriftsprache existierte früher nicht. Was die Kaschgaren von ihren Voreltern gehört, vererbte sich auf Kind und Kindeskind. Ein echter Kaschgare gibt sich niemals Mühe, irgend eine Neuerung einzuführen, sondern er sagt: „Wir wollen es in allen Dingen halten wie unsere Väter."

Die Leute kleiden sich sehr einfach und gehen in der warmen Jahreszeit barfuß, da es fast keine Steine gibt. Ein langes, weißes, durch einen Gürtel zusammengehaltenes Hemd, Hosen darunter, ein Mützchen auf dem Kopfe — das ist die Sommerkleidung.

Im Winter bildet meist eine Pelzmütze die Kopfbedeckung; Mäntel, die mit Baumwolle gefüttert sind, schützen gegen die Kälte, und anstatt der Strümpfe trägt man lange wollene Binden, welche um die Beine gewickelt werden. Darüber zieht man Stiefel oder Überschuhe, welche aber richtiger als Lederstrümpfe zu bezeichnen sind.

Morgens früh wird Tee getrunken, der jedoch anders bereitet wird wie in Europa. Man kocht Sahne, Salz und Tee zusammen und ißt Brot dazu. Zu Mittag gibt es bei den reichen Leuten Pilaw, d. i. gekochter Reis

mit Hammelfleisch. Diese Speise wird folgendermaßen zubereitet: man schmilzt Fett von den breiten Fettschwänzen der persischen Schafe in einer eisernen Kasserolle und brät es eine Weile so scharf wie möglich. Dann schüttet man Salz und danach fein geschnittene Mohrrüben und gekochte Zwiebeln, sowie das in Stücke geschnittene Schaffleisch dazu und brät alles zusammen, bis Mohrrüben und Zwiebeln fast verschwunden sind. Danach wird Wasser zugegossen, soviel für das Kochen des Reises nötig ist. Nachdem das Fleisch noch kurze Zeit gekocht worden ist, wird der gewaschene Reis dazugeschüttet und im offenen Gefäß gar gekocht. Wenn das Wasser ziemlich aufgesogen ist, legt man, um das Gericht noch mehr zu würzen, Quitten und etwas Safran auf den Reis und dämpft diesen dann noch etwa eine halbe Stunde verdeckt auf ganz schwachem Feuer. Dann wird die Schüssel aufgetragen. Der Tisch besteht aus einem reinen, dünnen Tuch, welches auf die Erde gebreitet wird. Nachdem alle Hausbewohner sich aufs sorgsamste gewaschen haben, setzen sie sich neben dieses Tuch und greifen mit der rechten Hand in die Schüssel, was meist geschickt und sauber ausgeführt wird. Die linke Hand braucht der Orientale nie beim Essen.

Die Lieblingsspeise der armen Leute ist das auch recht wohlschmeckende Sujukasch. Feingeschnittenes Fleisch, gehackte Mohrrüben, Erbsen, Linsen und Küchenkräuter werden zu einer Suppe angesetzt. Dann macht man einen Teig aus Mehl, schneidet ihn in lange Stücke und schüttet diese Nudeln in die Suppe.

Abends wird wie morgens Tee getrunken und Brot dazu gegessen, das nach asiatischer Art fladenförmig gebacken wird.

Vor Beginn des Mahles spricht der älteste Mann ein Tischgebet. Die Frauen essen fast immer allein.

Die Kaschgaren sind schöne Leute und erinnern an die Bewohner des Kaukasus. Ihre Figur ist schlank und mittelgroß. Die Männer tragen Bärte, rasieren aber ihre Köpfe fast kahl; sie haben auch im Hause stets eine Mütze auf.

Die Häuser sind niedrig, meist einstöckig, die Wände von ungebrannten Ziegeln. Um das Dach herzustellen, legt man große Balken über die Mauern und breitet Rohrmatten darüber, die mit Heu und Erde bedeckt werden. Fenster gibt es nicht; dagegen befindet sich mitten in dem flachen Dach eine große Öffnung, durch welche die liebe Sonne hereinscheint. Fällt einmal Regen, dann ist es schlimm; doch regnet es ja glücklicherweise in Kaschgar nur selten, während meines fünfjährigen Aufenthalts dort nur zweimal. Freilich habe ich es erlebt, daß während eines einzigen Regenschauers über zweitausend Häuser zusammenstürzten. Die Erde ist nämlich sehr salzhaltig, und infolgedessen lösen sich die Mauern bei Regen ungemein schnell auf.

Öfen gibt es nicht, nur Kamine primitivster Art mit offenem Feuer. Die Straßen sind in Kaschgar, wie in allen orientalischen Städten, schmal und winklig, da die Häuser ganz unregelmäßig gebaut werden. Überall laufen wilde Hunde umher, die die Straßenreinigung besorgen. Jeder Abfall vom Essen wird auf die Straße geworfen und schleunigst von ihnen verschlungen.

Die Basare sind mit Rohr und Matten überdeckt, einmal in der Woche ist in jeder Stadt Markttag.

Die Stadt Kaschgar ist mit Mauern umgeben, hinter denen sich ein tiefer Wallgraben befindet. Die Stadtmauern sind unten sieben bis acht Meter dick, werden aber nach oben schmaler und erreichen eine Höhe von zwanzig Metern, so daß man von außerhalb der Stadt kein einziges Haus sehen kann. Sie sind aus Lehm gebaut und oben mit Zinnen versehen, auf denen die chinesischen Wachtposten patrouillieren. Kaschgar hat drei große Tore, an jedem derselben befindet sich ein Zollwachthaus. Zoll wird jedoch nur von inländischen Sachen, Holz, Früchten u. dgl. erhoben, während ausländische Fabrikate frei passieren. Zwei dieser Tore werden abends um sieben Uhr geschlossen, während eines bis zehn Uhr offen bleibt; morgens um sechs werden alle drei Tore wieder geöffnet.

Die Jagd ist bei den Kaschgaren nicht beliebt; sie tragen auch nicht gern Waffen, was sonst bei allen Völkern des Orients üblich ist. Sie sind ruhige, friedliebende Leute; geraten sie einmal in Streit, so brauchen sie ihre Hände als Waffen. Sie haben viele Jahrhunderte abgeschlossen von aller Welt gelebt und halten sich selbst für die besten Menschen unter der Sonne.

Sie sind ein mitteilsames, plauderfüchtiges Völkchen. Obgleich es keine Zeitungen gibt, weiß doch am Abend schon jeder, was am Morgen in der Stadt passiert ist. Kommt einmal ein Fremder in die Stadt, so wird lang und breit erörtert, wo er wohnt, wie er aussieht, was für Kleidung er trägt, woher er kommt und ob er gut oder schlecht ist.

Morgens und abends gehen alle Leute zum Gebet in die Moschee und setzen sich dann nach dem Gottesdienst auf den freien Platz vor derselben, um miteinander zu plaudern. Dies Vergnügen ist entschieden beliebter als die Arbeit; aber man braucht auch nicht so viel zu arbeiten wie in Europa, weil alles so außerordentlich billig ist.

Im Sommer sitzen die Leute gern in den schönen Gärten, wo gegessen, getrunken oder vorgelesen und zur Musik gesungen wird. Hierzu wählt man mit Vorliebe die Gedichte des Emirs Schir Ali Nwasie. Die Instrumente sind ganz verschieden von denen anderer orientalischer Länder. Das „Kalon" z. B. erinnert äußerlich an die europäische Zither, klingt aber wie ein Klavier. Das „Setar" ist einer Streichzither mit zehn Saiten ähnlich; aber nur auf einer derselben wird mit dem Bogen gespielt, die andern klingen mit. Auch eine Art Tamburin besitzen die Kaschgaren. Statt der Trommel haben sie ein eigenartiges Instrument, an einem großen Stock befestigte eiserne Ketten; der Stock wird hin und her bewegt, so daß die Ketten aneinander klatschen, als ob man in die Hände schlägt oder eine eintönige Trommel rührt.

Der Weinbau ist in Kaschgar nicht bedeutend. Man bereitet nur eine einzige Sorte Wein, die mit Wasser getrunken wird und den Kranken und Schwachen als Stärkung und Arznei dient. Zum Vergnügen Wein zu trinken, ist in dem mohammedanischen Lande nicht üblich.

Opium dagegen wird als Genuß- und Betäubungsmittel gebraucht, wenn auch nicht so viel wie in China und Indien. Ein anderes eigentümliches Berauschungsmittel wird aus einer Pflanze namens Nesche gewonnen. Auf den Blättern dieser Pflanze liegen feine, staubartige Gebilde, welche mitwachsen. Diese werden gesammelt, zwischen Tabak gemischt und mit diesem geraucht. Wenn dieser Blütenstaub erhitzt wird, schmilzt er; erkaltet ist er

hart wie Stein, um in der Hitze sofort wieder zu erweichen. Von Nesche werden die Leute leichter betäubt als von den schwersten Weinen. Ein ziemlich großer Export von dem Mehlstaub dieser Pflanze findet nach Indien statt, wo die buddhistischen Priester und Lamas ihn mit Vorliebe rauchen.

Die Hauptheiligen der Kaschgaren sind die ersten Prediger des Islams in diesem Lande, die als Märtyrer starben. Ihre Gräber liegen in schönen Gärten und sind mit Denkmälern geziert. Ihre Todestage werden ganz besonders gefeiert. Dann pilgern zahllose Scharen zu ihren Begräbnisstätten und begehen den Tag mit Essen und Trinken, Sang und Spiel.

Zwölftes Kapitel.

Anfänge der Mission in Kaschgar.

Als ich nach Kaschgar kam, beauftragte der russische Konsul seinen Schreiber Mirsa Fazel Bey aus Derwaz, mir mit Rat und Tat beizustehen. Dieser erzählte mir allerlei Schreckliches aus der Stadt und riet mir, außerhalb derselben zu wohnen. „Sehen Sie", sagte er, „hier ist ein katholischer Missionar, Pater Hendrichs, der vor sechs Jahren mit einem Polen, Adam Ignatowitsch, gekommen ist. Sie wagen nicht, im Innern der Stadt zu wohnen, weil es sehr gefährlich ist." Ich erwiderte ihm, daß ich mich nicht fürchte und in der Stadt wohnen müsse, um das Volk gut kennenzulernen. Sollte man mich aber wirklich austreiben, so sei ja immer noch Zeit, aus der Stadt hinauszuziehen. „Sie verstehen mich nicht", sagte er, „die Kaschgaren sind nicht gewöhnt, jemand in europäischer Kleidung unter sich zu sehen." „Wenn das das Hindernis ist", antwortete ich, „so kann ich mich ja anders kleiden." „Dann wird es vielleicht gehen", meinte er, „ich werde Ihnen kaschgarische Kleidung besorgen." Er tat es und brachte mich dann in die Stadt. In der Karawanserei Uratebe mietete er mir ein Zimmer, und als ich nach einem Diener fragte, brachte er mir seinen Vetter namens Omar Achund.

Die Karawanserei, in der ich wohnte, hatte etwa fünfzig Zimmer, welche hauptsächlich durch Leute aus Indien besetzt waren. Die Zimmer lagen kreisförmig, mit der Tür nach der inneren Seite. Das Licht kam durch eine Öffnung in der Mitte der Zimmerdecke, welche aus Erde bestand. Vor den Türen, ebenfalls ringförmig laufend, befand sich ein Gang von drei bis vier Metern Breite, in dem die Pferde angebunden waren. Die eigentliche Mitte des Ganzen war tiefer; dort standen die Kamele.

Die Kaschgaren besuchten mich bald und waren sehr neugierig zu erfahren, was mich hergeführt hatte. Anfangs wurde es mir sehr schwer, ihre Sprache zu verstehen, aber ich lernte sie bald, da das Kaschgarische meiner Muttersprache, dem Osmanli-Türkischen, nahe verwandt ist.

Zwei große Kisten mit Bibeln in chinesischer, arabischer und persischer Sprache hatte ich aus Samarkand mitgebracht und stellte sie bei mir auf. Ich erzählte den Kaschgaren, diese Bücher seien Übersetzungen des Alten und

Neuen Testamentes, jener heiligen Bücher, von denen der Koran berichtet, daß sie von Gott seien. Ich hätte die Absicht, einige Zeit hier zu wohnen und zu erfüllen, was Gott mir aufgeben würde. Der russische Generalkonsul Petrowski aber erzählte den Leuten, ich sei gekommen, um sie ihrer väterlichen Religion abtrünnig zu machen, und ich habe mich kaschgarisch gekleidet, damit man mich nicht kenne. Nun betrachteten mich die Kaschgaren als Feind ihrer Religion und glaubten dem Mirsa Fazel Bey, der die abenteuerlichsten Gerüchte über mich verbreitete. Einen gläubigen Christen hatten sie noch nicht gesehen, denn die wenigen Europäer, die sie kennengelernt, hatten ihnen durch ihren Wandel keinen günstigen Eindruck gemacht. Mein junger Diener war anfangs sehr ängstlich, denn Mirsa Fazel Bey hatte ihn gewarnt und gesagt, ich sei ein Heide, der Bäume und Flüsse anbete. Er wollte nicht mit mir essen, und als ich mit ihm zu reden versuchte, bemerkte ich sein Mißtrauen und sprach nicht weiter mit ihm.

Als Pater Hendrichs, der katholische Missionar, sah, daß es mir in meiner Karawanserei ganz gut erging, mietete er ein Zimmer mir gegenüber. Aber sein Gehilfe Adam blieb draußen in der alten Wohnung nahe dem russischen Konsulat.

Nachdem mein Diener sechs Monate lang in meinem Hause gewesen war und täglich die Gespräche angehört hatte, die ich mit den Mollahs über den Mohammedanismus und die christliche Religion führte, sagte er eines Tages: „Jetzt sehe ich ein, daß alles, was ich über Sie gehört habe, nicht wahr ist. Ich habe ein halbes Jahr gesehen, wie Sie leben, und gehört, was Sie über Gottes Reinheit und Heiligkeit sagen. Ich liebe Ihre Religion von ganzem Herzen. Bitte lesen Sie mir aus Ihrem Buche vor, damit ich verstehen lerne, was darin geschrieben ist."

Ich schrieb ihm das türkische Alphabet auf und sagte ihm, daß er lesen lernen solle. Er hatte aber nicht viel Zutrauen zu sich, da er als Kind schwer begreifen konnte. Zuerst hatte man ihn aus der mohammedanischen Schule fortgeschickt, und ein späterer Versuch in der chinesischen Schule war auch mißglückt. Er bat mich, ihm vorzulesen und zu übersetzen, denn eine Bibel in kaschgarischer Sprache gab es noch nicht; so las ich ihm täglich einige Kapitel des Neuen Testaments vor und war sehr erstaunt darüber, daß er mir am nächsten Tage den Inhalt des Gelesenen stets getreu wiedergeben konnte und schließlich doch lesen lernte.

Zu dieser Zeit kam ein Agent der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, Mr. Morrison, der später Direktor dieser Bibelgesellschaft für Deutschland war, nach Kaschgar. Er gab mir den Auftrag, für seine Gesellschaft das Neue Testament in die kaschgarische Sprache zu übersetzen und zwar zunächst zur Probe die Bergpredigt.

Er hatte einen Bibelkolporteur bei sich, Hagop Aruschanian, einen lieben gläubigen Mann aus dem Kaukasus, bei dem ich schon in Tiflis gewohnt hatte und mit dem ich christliche Gemeinschaft pflegen konnte. Wir lasen die Bibel in armenischer Sprache und beteten miteinander. Als Hagop wieder abgereist war, bat mein Diener mich, doch auch mit ihm zu beten, wie ich mit jenem getan.

Ich hatte mir noch ein zweites Zimmer gemietet neben dem bisherigen;

jeden Morgen früh vor Sonnenaufgang kam der Diener, machte meine Stube rein und stellte die kaschgarische kupferne Teekanne an das Feuer. Dann frühstückten wir zusammen. Das Zimmer hatte einen Kamin; ich saß auf der einen Seite des Feuers und er auf der andern, nach seiner merkwürdigen Gewohnheit immer knieend. Dann beteten wir miteinander. Ich hatte ihm das Vaterunser ins Kaschgarische übersetzt, und er wiederholte es jeden Morgen. Nun machten wir unsere Stubentür auf, wie dort ein jeder tut, und ich las ihm aus der Bibel vor. Mit dem ersten Buche Mose fing ich an, und im Laufe eines Jahres hatten wir die ganze Bibel gelesen. Es war mein Grundsatz dabei, nicht zu predigen, sondern nur mit einfachen Worten verständlich zu machen, was geschrieben steht. Am Ende des Kapitels ließ ich ihn mit seinen eigenen Worten erzählen, was wir gelesen hatten; wenn er es verstanden hatte, ging ich weiter, wenn nicht, so wiederholte ich, bis es ihm klar wurde. Am andern Morgen fragte ich nochmals, und am Sonntag wurde alles wiederholt, was wir in der Woche gelesen hatten. Während wir zusammen lasen, kamen auch andere Leute zu uns herein, und ich setzte meine Lektüre vor ihnen fort. Besonders am Sonntag hatte ich viele Gäste, da sie mich den ganzen Tag zu Hause wußten und ich ihnen stets etwas aus der Bibel vorlas. Gott gab mir viele Freunde unter den Kaschgaren. Der eine war ein früherer Minister des Jakub Bey, ein alter gelehrter Mann, der nun als Goldschmied arbeitete. Ein anderer war ein junger Kaufmann. Auch kamen einige kaschgarische Beys, und ein Mandschu, der Dragoman des chinesischen Gouverneurs, besuchte mich täglich. Im Orient haben die Leute viel Zeit, da das Leben billig und die Bedürfnisse der Menschen gering sind. So saßen sie vormittags oder nachmittags und manchmal auch den ganzen Tag bei mir. Wenn sie mittags fortgehen wollten, so bat ich sie zu bleiben und teilte mein Essen mit ihnen. Reichte es nicht aus, so kauften wir von dem guten und billigen Brot und tranken Tee dazu, welcher ebenfalls billig und gut ist und ohne Zucker genossen wird. Mit fünfzig Pfennigen, höchstens einer Mark, konnte ich eine große Gesellschaft sättigen, und wir brauchten unsere Besprechung nicht zu unterbrechen.

Inzwischen hatte ich mit der Übersetzung des Neuen Testamentes in die kaschgarische Sprache begonnen. Schon bevor mir dieselbe von Mr. Morrison übertragen worden war, hatte ich selbst sie beabsichtigt und hatte infolgedessen Unterhaltung mit den verschiedensten Menschen gesucht, um über alle Gebiete des Lebens mit ihnen zu sprechen und die einschlägigen Ausdrücke ihrer Sprache zu lernen. Dabei fand ich bald heraus, daß das Kaschgarische zwei Dialekte besitzt; der eine wird von den eingeborenen Kaschgaren gesprochen, der andre von Mohammedanern, die aus Andidschan (West-Turkestan) eingewandert sind. Die Mundart der letzteren wird freilich verachtet, da sie einen harten Klang hat und arm an Höflichkeitsformeln ist. Z. B. reden die Kaschgaren niemand mit „Du" an, sondern brauchen stets die dritte Person der Mehrzahl; bei den Andidschanern dagegen ist die zweite Person der Einzahl die gebräuchliche Anrede, die höflichste Form, die man von ihnen hört, ist die zweite Person der Mehrzahl, die von den Kaschgaren nur in bezug auf eine Versammlung angewandt wird. Auf die Beobachtung dieser Gebräuche legt man im ganzen Lande viel mehr Wert

als z. B. in Europa. Die Kaschgaren haben ein weit ausgeprägteres Nationalbewußtsein als die übrigen türkischen Völker, bei denen die Religion des Islams das einzige Band ist. Dem Andidschan- (Ösbek-) Türkischen fehlt im Gegensatz zum Kaschgarischen die Vokalharmonie, was die Hauptursache für die Härte der Sprache ist. Im Kaschgarischen heißt es beispielsweise „kitgen" (gegangen) und „algan" (genommen), während die Andidschaner „kitgan" und „algen" sagen. Die älteren Bücher beider Dialekte sind jedoch in eigentlichem Kaschgarisch geschrieben, ein Beweis dafür, daß das Andidschanische seine ursprüngliche Reinheit verloren hat.

Die Kaschgaren teilen sich wiederum in zwei Stämme, die „Aktaghlik" (Weißberger) und die „Karataghlik" (Schwarzberger), von denen die ersteren die bessere Mundart sprechen, wenn auch die Unterschiede zwischen beiden unbedeutend sind. Man riet mir, betreffs der Übersetzung nur mit den Aktaghlik zu sprechen. Diesem Stamme gehörte auch mein Omar Achund an, während mein späterer Diener Haschim Karataghlik war.

Neben der praktischen Beschäftigung mit der Sprache las ich auch eine Reihe von Büchern, d. h. Handschriften, die ich hin und her in den Häusern gekauft hatte, da man sie in der einzigen Buchhandlung in Kaschgar nicht findet.

Trotz dieser Vorbereitungen erschien es mir nötig, die Arbeit mit Hilfe von Kaschgaren zu machen. Ich fand in Mirsa Abd-ul-Kerim Achund, dem besten Schüler des berühmten kaschgarischen Gelehrten Maksum Achund, der selbst Lehrer der türkischen Sprache war, einen tüchtigen Schreiber, mit dem ich nun jeden Vormittag zusammen arbeitete. Nachmittags ging ich zu dem Übersetzer des Dotais, Fuschang Daloj, mit dem ich so befreundet war, daß ich ihn täglich besuchte, vorausgesetzt, daß er nicht zu mir kam. In seinem Amtszimmer, das sich im Rathaus befand, waren gewöhnlich auch die kaschgarischen Beys beschäftigt. Dort fand ich stets einen freundlichen Empfang und angeregte Unterhaltung. Ich las meine Übersetzung vor und bat die Anwesenden, die etwa vorkommenden Sprachfehler zu verbessern. Am Abend las ich Omar Achund das Geschriebene noch einmal vor, um zu prüfen, ob auch er, der selbst nicht lesen konnte, alles verstand. Die dritte Kritik übte der alte Mollah Nias Achund, der frühere Minister Jakub Beys. Wenn jemand eine Änderung nötig fand, so beriet ich den Vorschlag mit Mirsa Abd-ul-Kerim. Manche Fachausdrücke, von denen meine Bekannten nicht Kenntnis haben konnten, erfuhr ich von Handwerkern, Bauern u. a.

Eine wesentliche Hilfe waren mir einige sehr wertvolle Übersetzungen aus dem Persischen ins Kaschgarische, z. B. „Änvar-i-Sühejli" und „Tschartak".

Durch die Übersetzungsarbeiten trat ich, wie schon gesagt, in ein sehr freundschaftliches Verhältnis zu Fuschang Daloj. Zu meinem Bedauern bemerkte ich bald, daß er zeitweise den alkoholischen Getränken sehr zusprach, eine Gewohnheit, die er in seiner Heimat, der Mandschurei, nicht gehabt, vielmehr von den Europäern angenommen hatte. So oft er bei dem russischen Konsul oder Mr. Macartney einen Auftrag des Dotai auszurichten hatte, setzten diese ihm berauschende Getränke vor, um ihm eine Ehre zu erweisen.

Er mußte trinken. So wuchs seine Neigung für den Genuß des Alkohols. Einmal sprach ich mit ihm darüber, daß solche Gewohnheit für die Gesundheit, insbesondere den Verstand, nachteilige Folgen habe. Da entgegnete er: „Ich sehe, daß die Europäer, die viel geistige Getränke zu sich nehmen, viel Verstand haben; darum folge ich ihrem Beispiel." Es war sehr schwer, ihn zu überzeugen, daß diese Ansicht eine irrige sei.

Als ich am Neujahrstage Mr. Macartney besuchte, traf ich dort Fuschang Daloj. Die Honneurs machte Münschi Ahmededdin, der indische Sekretär Mr. Macartneys. Man wußte, daß ich keinen Alkohol genieße, und bot mir infolgedessen keinen an; dem Mandschu dagegen reichte man ein Teeglas voll Kognak. Ich sah aus der Marke der Flasche, daß es ein starkes Getränk war, und warnte Fuschang: „Nehmen Sie sich in acht; das ist kein gewöhnlicher Wein." Aber er antwortete: „Ich kenne ihn." Als ich ihn jedoch am nächsten Tage besuchte, war er krank und hatte rote, geschwollene Augen. Er klagte mir: „Sie haben recht gehabt, der Wein hat mir geschadet. Wenn ich gesund werde, will ich Ihrem Rat folgen und nicht mehr trinken."

Nach vierzehn Tagen war er wieder hergestellt, und ich besuchte ihn, wie gewöhnlich, jeden Tag. Um es nicht gar zu auffallend zu machen, daß ich nur wegen der Übersetzung so häufig kam, behielt ich meine Schrift in der Tasche, bis sich eine Gelegenheit fand, sie vorzulesen. Manchmal wartete ich vergebens darauf. Fuschang selbst hatte gute Bücher, aus denen er uns zuweilen vortrug und auf meine Bitte übersetzte. Eines Tages las er aus einer Sammlung von Sittenlehren vor, deren Verfasser der chinesische Kaiser Schung-tschi war. Es war nur ein kleines Werk, das jedoch sehr gute Vorschriften enthielt; sie stimmen zum Teil mit der Sittenlehre des Evangeliums überein.

Einige Stellen aus diesem Buche sollen hier Erwähnung finden: „Wer Gutes tut und Gutes sammelt, der wird übergenug Segen und Freude in seinem Hause haben. Wer Böses tut und Böses sammelt, wird übergenug Sorgen und Mühsal in seinem Hause haben. Der Himmel hat nichts voraus bestimmt. Wer Gutes tut, dem wird hundertfach Gutes vergolten; wer Böses tut, der wird hundertfach gestraft. — Ein sittenreines oder ein schlechtes Leben sind mit dem Menschen verbunden wie seine Stimme und sein Schatten. — Wenn man im Gutestun nicht den höchsten Grad erreicht, so kann man keinen guten Ruf haben. Bevor das Maß des Bösen erfüllt ist, kann man nicht verloren gehen. Die Toren sagen: „Ein wenig Gutes nützt nicht," und tun es nicht, und: „Ein wenig Böses schadet nicht," und tun es. Deshalb vermehrt sich das Böse, und wenn es sich vermehrt hat, kann man nicht mehr helfen. Ihr sollt nicht sagen: „Was kommt bei ein wenig Gutem heraus?" und es gering achten. Wenn man das wenige Gute nicht tut, so kann man nicht den vollkommenen Grad erreichen. Ihr sollt auch nicht sagen: „Ein wenig Böses ist keine Sünde." Das wenige Böse sammelt sich und bringt euch ins Verderben. — Unter den guten Taten gibt es keine großen, unter den bösen Taten gibt es keine kleinen. — Wenn ihr Gutes seht, so sollt ihr dem Durstigen gleichen; wenn ihr Böses hört, so sollt ihr dem Tauben gleichen. Wenn ihr Gutes seht, so denkt, daß es aus euch hervorgeht; wenn ihr Böses seht, so denkt, daß es wie eine Krankheit in euren Körper gekommen ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Wenn man ordentlich lebt, d. h. nicht über seinen Stand hinaus will, im dunklen Hause niemand betrügt, Wohltaten übt, sich über alle erbarmt, aufrichtig wandelt, sich mit Treue, Barmherzigkeit und Ehrenhaftigkeit schmückt, sich um die Erziehung anderer bekümmert, Hilflose unterstützt, an Witwen Barmherzigkeit übt, die Alten ehrt, sich freundlich nach dem Zustand der Jungen erkundigt, weder Tieren noch Pflanzen Schaden zufügt, sich über die guten Taten andrer freut, Bedürftigen hilft, schwer Leidende errettet, sich über das Glück andrer wie über eignes freut, sich über das Unglück andrer wie über eignes betrübt, nicht über die Fehler andrer redet, seine Kenntnisse nicht rühmt, nicht über sein Unglück klagt, in einer höheren Stellung nicht stolz wird, für eine Wohltat nicht Vergeltung erwartet, ein gemachtes Geschenk nicht bedauert: so kann man ein guter Mensch genannt werden." — —

Ich fragte Fuschang, warum er diese wertvollen Worte nicht ins Kaschgarische übersetze, wie ich die Bibel. Meine Absicht bei dieser Frage war, seine Gedanken mit edlen Dingen zu beschäftigen und ihn vom Genuß des Alkohols zu lösen. Er meinte, allein könne er es nicht; aber wenn ich helfen wolle, sei er gern bereit dazu. Schreiber hatte er zwar, doch konnte er nicht Türkisch lesen. Ich versprach, ihm zu helfen. So wurde das Buch übersetzt, und er vergaß den Alkohol. Als die Arbeit beendet war, suchten wir eine Druckerei. Gerade zu dieser Zeit war ein Kaschgare, Nur Hadschim, der in Indien den Steindruck gelernt hatte, in seine Heimat zurückgekehrt, um dort die neue Kunst einzuführen. So wurde die mandschurisch-chinesische Sittenlehre nach der Handschrift Mirsa Abd-ul-Kerim Achunds als erstes Buch*) in Kaschgar gedruckt. Da es an Druckerschwärze fehlte, ließ die Regierung den Befehl ergehen, daß in jedem Hause über der Öllampe Ruß aufgefangen und Nur Hadschim abgeliefert werden solle.

Durch die Übersetzung wurde auch ich mit Nur Hadschim bekannt, und mein Schreiber Mirsa Abd-ul-Kerim trat in Beziehung zu Fuschang Daloj, so daß eine Vereinigung zwischen mohammedanischer und chinesischer literarischer Arbeit stattfand.

Dreizehntes Kapitel.

Hindernisse.

Die größte Schwierigkeit für die Verbreitung des Evangeliums in Kaschgar bestand darin, daß die wenigen europäischen Christen, welche dort lebten, von einem lebendigen Glauben nichts wußten und keineswegs ein Leben der Heiligung führten.

So hielten sich damals vier Europäer, alle aus verschiedenen Nationen, in Kaschgar auf: der russische Konsul, General Petrowski, ein Engländer,

---

*) Ich möchte hier erwähnen, daß zur Zeit meines Aufenthalts in Kaschgar dort auch das erste Telegramm, in Peking aufgegeben, eintraf.

Mr. Macartney, der Sohn einer chinesischen Mutter, endlich ein Holländer, Pater Hendrichs, und sein Begleiter Adam Ignatowitsch, ein polnischer Edelmann. Die beiden letztgenannten waren Katholiken, die andern russisch-orthodox und protestantisch, wenn auch nur dem Namen nach. Der Pole war von den Russen nach Sibirien geschickt worden, weil er gegen sie revoltiert hatte, und Pater Hendrichs, der schon 20 Jahre in der Mongolei gelebt, hatte ihn in Omsk gefunden, als er nach Kaschgar reiste. Er hatte ihm versprochen: „Was ich vom Papst als Gehalt bekomme, soll auch dir gehören; aber du mußt wie ich bereit sein zur Treue bis zum Tode." So kamen sie als Missionare nach Kaschgar. Adam war eine stattliche Erscheinung, etwa sechzig Jahre alt, mit weißem Bart und kräftiger Haltung, Pater Hendrichs, der in demselben Alter stand, mittelgroß, mit braunem Vollbart und kahlem Kopf, sehr mager und von aufgeregtem Wesen. Adams Kleidung war sehr merkwürdig; er trug einen Pelz ohne Ärmel, die Haare nach außen; stets hatte er eine Tasche mit Schlüsseln, Messern, Schlössern und Kognakflaschen sowie einen Stock bei sich. An seinem Arm und Hals hing stets je ein Rosenkranz, und auf der Brust trug er ein Kreuz. Die Leute sagten von ihm, er habe geschworen, nicht zu sterben. Pater Hendrichs trug einen alten, zerrissenen Mantel, einen ebenso schlechten Hut und chinesische Schuhe, um dererwillen man ihn Kitaikessch (chinesische Galoschen) nannte; in der Hand hatte er einen Stock.

Als die beiden nach Kaschgar kamen, wandten sie sich an den Dotai und baten ihn um freie Wohnung. Sie stellten sich ihm als Tugendlehrer vor und baten ihn um seine Hilfe, damit sie dem Lande dienen könnten. Der gute Gouverneur schenkte ihnen ein Haus außerhalb der Stadt neben dem russischen Konsulat.

Adam diente nun dem Pater Hendrichs als Koch. Er hatte ein wenig Geld mitgebracht, von dem er Essen für sie beide kaufte. Zur Zeit der Weinernte machten sie Wein, von dem sie das ganze Jahr hindurch tranken. Der Pater hatte einige ärztliche Kenntnisse, und die Kranken kamen auch zu ihm; aber seine Art war so kalt und heftig, daß die Leute bald abgestoßen wurden. Er verkehrte mit dem russischen Konsul und mit Mr. Macartney, dem er deutschen und französischen Unterricht gab. Er bemühte sich nicht sonderlich, die Sprache und den Charakter des Volkes gründlich zu studieren, und richtete deshalb als Missionar nichts aus. Er war sehr sparsam; einige seiner Finger waren abgefroren, weil er ohne Handschuhe durch das mongolische Gebirge gewandert war. Als wir einmal auf einem Spaziergange in einem dichten Walde waren, nahm er seinen Hut unter den Arm. Ich sagte: „Pater, die Zweige schlagen uns. Setzen Sie den Hut auf, damit Sie nicht Schaden leiden." „Nein," antwortete er, „es macht nichts; ich habe diesen Hut seit sieben Jahren und muß ihn schonen." Ich sah mir den Hut von der Seite an; er war alt und durchlöchert.

Als Adams Geld zu Ende war, sagte er zum Pater: „Gib mir etwas Geld und sage, was ich heute für uns einkaufen und vorbereiten soll." Da wurde der Pater zornig: „Wir können nicht so leben wie bisher; wir müssen sparsamer wirtschaften," und gab ihm nur so viel Geld, daß er ein wenig Brot kaufen konnte. Da Adam weder daheim noch in Sibirien so

kärglich gelebt hatte, wurde ihm diese Behandlung schwer, und er sagte: „Pater, du wolltest mir täglich zwei Rubel geben, und ich versprach, dafür treu bei dir auszuharren; gib mir nun mein Geld, und ich will uns beide damit unterhalten.“ Der Pater gab eine zornige Antwort, nahm seine Sachen und ging zu Mr. Macartney. Das war zur Zeit meiner Ankunft in Kaschgar geschehen. Wie schon gesagt, zog Pater Hendrichs nach einiger Zeit gleichfalls in die Uratebe-Karawanserei und wurde mein Nachbar.

Das Zimmer, welches er bewohnte, war folgendermaßen eingerichtet: Auf einer Seite stand ein Altar mit Kruzifix und Heiligenbildern, auf der andern viele Weinkrüge und Flaschen, außerdem Bücher, Zeitungen und Medizinflaschen. Auf der dritten Seite stand ein Bett, auf der vierten lag Holz. Mitten im Zimmer hatte er einen kleinen eisernen Ofen, dessen Rohr durch die Decke ging, vor demselben standen Formen, die er zum Backen von Abendmalshostien verwendete. Jedes Jahr einmal reinigte er sein Zimmer. Der Staub lag stets so hoch, daß man auf allen Gegenständen mit den Fingern schreiben konnte. Der schwedische Forscher Dr. Sven Hedin war einmal bei Pater Hendrichs und schrieb dann in seinem Buche über ihn und sein Zimmer; daraufhin ließ der Pater ihn nicht wieder in seine Behausung. Die reisenden Europäer, die nach Kaschgar kamen, wohnten gewöhnlich bei Mr. Macartney. Pater Hendrichs war es stets sehr unangenehm, sie zu empfangen. Wenn sie kamen, setzte er sich mit seinem Meßbuche vor die Tür; wenn sie ihn aber besuchen wollten, so führte er sie zu mir. Dorthin wollte er ihnen auch Wein bringen; aber das erlaubte ich nicht, da die Kaschgaren, welche mit mir verkehrten, nicht mehr zu mir gekommen wären, wenn sie es gesehen hätten. Pater Hendrichs aß sehr selten bei sich zu Hause. Des Morgens kam er entweder, um bei mir Tee zu trinken, oder er ging mit einer Teekanne zu den Indern und erbettelte sich dort, was er haben wollte. Den Vormittag über blieb er zu Hause und erwartete die Kranken, denen er Medizin gab. Weil er nicht gut Kaschgarisch konnte, kamen die Leute oft zu mir und ließen sich seine Worte übersetzen; dann wurde er aber stets sehr böse und gab solchen Leuten keine Medizin mehr. Mittags ging er zu Mr. Macartney und gab ihm Sprachunterricht, aß auch zu Mittag bei ihm. Am Nachmittage kam er zu mir, und wir lasen eine Stunde zusammen. Wir verständigten uns russisch, schwedisch und holländisch, und er erzählte mir alles, was er vorher in Macartneys Zeitungen gelesen hatte. Da seine Besuche aber weder ihm noch mir nützten, hatte ich ihm vorgeschlagen, er solle mir französische Stunden geben; ich wollte ihn Arabisch oder Persisch, oder was er sonst wolle, lehren. Er fühlte sich bei mir mehr zu Hause als bei sich selbst. Im Herbst jedoch hörte das tägliche Zusammensein auf, da er wochenlang mit der Zubereitung von Wein zu tun hatte. Er kaufte die Trauben und kelterte sie selbst. Einmal hatten die kaschgarischen Priester den Befehl gegeben, daß niemand dem Pater Trauben verkaufen solle. Erstens lieben die Kaschgaren den Wein überhaupt nicht, und zweitens hatte er im Jahre vorher die ausgepreßten Schalen der Trauben in die Müllgruben geworfen. Da der Wein aber für eine heilige Frucht gehalten wird, wollten sie ihn für die große Sünde, dieselbe in den Schmutz geworfen zu haben, strafen.

Adam litt jetzt große Not. Er kam zum Pater, dieser aber ließ ihn nicht

ins Zimmer. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang erschien er mit seinem Gebetbuche in der Hand, kniete an der Tür des Paters und las eine halbe Stunde. Oft kam er zu mir und aß mit mir. Wenn ich ihm aber von Christus und der Erlösung sprach, fand ich wenig Verständnis, denn er war ein fanatischer Katholik. Als der Winter kam, wurde Adams Not noch größer. Er wandte sich an den russischen Konsul und klagte ihm, was geschehen war. Da schickte der Konsul einen Soldaten und ließ Pater Hendrichs nach dem Konsulat rufen. Der Pater fuhr den Boten an: „Was wollen Sie?. Mich?" drehte sich kurz um, holte ein altes Gewehr und sagte: „Wollen Sie, daß ich schieße? Ich habe mit dem russischen Konsul nichts zu tun." Nun bat der Konsul mich, ihm Vorstellungen zu machen. Er sollte dem Adam entweder Geld geben, um hier zu leben, oder Reisegeld bis Omsk. Als ich vor meiner Tür mit dem Pater sprach, griff er mit der Hand in seinen Stiefelschaft, holte einen Hundertrubelschein heraus und sagte: „Bitte geben Sie das Adam, damit er abreist und ich ihn nicht mehr zu sehen brauche." Am folgenden Tage ging ich zum Konsul und brachte ihm das Geld; aber er wollte es nicht nehmen. „Damit kommt er ja nicht bis Omsk," sagte er. Adam beschloß nun, bei der chinesischen Regierung zu klagen.

Bevor aber die Sache entschieden war, wurde er fieberkrank. Der Pater besuchte ihn, fühlte seinen Puls, schlug auf seine Knie und sagte: „Es ist zu spät, dir ist nicht mehr zu helfen; ich werde dir die Sterbesakramente geben." Er brachte eine Flasche starken Weins und gab ihm tüchtig zu trinken, indem er behauptete, das sei nötig, damit er wieder ordentlich zu Kräften komme. Adam kam durch den Wein und das Fieber ganz von Sinnen. Der Pater sagte ihm: „Jetzt stirbst du, und nach deinem Tode wird der russische Konsul von mir dein Gehalt verlangen und das Geld für sich verwenden, das wäre eine große Sünde gegen unsere heilige Kirche. Wenn du durch eine Unterschrift bezeugst, daß du nichts von mir zu verlangen hast, dann werde ich dir die Sterbesakramente reichen; tust du es nicht, so sollst du in deinen Sünden dahinfahren." Der arme Adam wußte nicht, was er tat, und unterschrieb alles, was der Pater wünschte. Er starb aber nicht, sondern war in wenigen Tagen wieder gesund und setzte seinen Prozeß fort, ohne zu wissen, was er getan hatte. Als die chinesische Regierung den Pater vor Gericht rief, verlangte er, daß die Leute vom russischen Konsulat auch vorgeladen würden, und sagte dann: „Die ganze Sache ist eine Lüge und Intrigue von russischer Seite; dieser Mann hat nichts von mir zu verlangen." Er holte Adams Unterschrift hervor, der Dragoman übersetzte, es wurde festgestellt, daß die Sache ihre Richtigkeit habe und somit beendet sei. Jetzt wurde der unglückliche Adam ganz verzweifelt; dennoch kam er an jedem Morgen mit seinem Gebetbuche vor des Paters Tür und kniete dort eine halbe Stunde trotz der Winterkälte. Ich sagte ihm: „Adam, wenn Sie wissen, daß dieser Mann schlecht handelt, warum kommen Sie dann an seine Tür und beten dort? Sie können doch zu Hause beten, Gott ist überall." Er antwortete: „Ich weiß, daß er schlecht ist; aber in seiner Stube sind heilige Reliquien, ein Stück vom Kreuze Christi und ein Knöchlein von Petrus; deshalb komme ich her." Am folgenden Morgen kam er

wieder und zwar ohne seinen langen weißen Bart, glatt rasiert. Als ich ihn erstaunt nach der Ursache dieser Veränderung fragte, antwortete er: „Jetzt bin ich wieder jung; nun kann ich den Pater bestrafen." Er betete vor der Tür und ging dann fort. Nach einer Stunde sah ich ihn wieder an meiner offnen Tür vorübergehen. Kurz darauf hörte ich das Geräusch von Schlägen, und als ich vor die Tür sprang, erblickte ich Adam, der auf den Pater losschlug. Dieser aber stand wie ein Stock und wehrte sich nicht. Ich eilte hinzu und hielt Adams Hand fest. „Was tun Sie?" sagte ich, „Sie machen das Christentum zum Gespött vor Heiden und Mohammedanern." Aus allen Türen kamen nämlich Hindus und andre Nachbarn herbei. Adam schrie: „Dawei dengi (gib mir mein Geld)!" und zu den Leuten sagte er: „Ihr seid gute Menschen, aber dies ist ein Betrüger."

Ich nahm ihn bei der Hand, führte ihn in mein Zimmer, ermahnte und beruhigte ihn und schickte ihn fort. Danach kam der Pater zu mir. Als ich ihn fragte: „Pater, hat's sehr weh getan?" antwortete er: „Es macht nichts, wenn er mich auch wund schlägt." Aber er fürchtete sich doch, und wenn er jetzt ausging, nahm er meinen Diener mit. Ich erzählte ihm, daß der Konsul meine, Adam werde die Reliquien wegnehmen. „So?" sagte er erschrocken; „bitte sagen Sie ihm, daß diese Sachen außerhalb meines Zimmers keinen Wert haben und nichts sind als Holz und Knochen." Ich ermahnte Adam, daß er nun, nachdem er den Pater vor allen Leuten geschlagen habe, nicht mehr kommen und an seiner Tür beten solle. Denn die Heiden lachten und spotteten über das Benehmen der Christen. Er hörte auf mich und betete zu Hause.

Später wollte Adam bei dem Thronwechsel dem neuen russischen Kaiser nicht Treue schwören; darum verfolgten ihn die Russen, versiegelten seine Tür und trieben ihn fort. Er kam zu mir und klagte mir: „Es ist Winter. Wo soll ich schlafen?" Ich erlaubte ihm, in jener Nacht in meinem Zimmer zu schlafen; aber er bat mich, ihm nur eine Decke zu geben, er wolle lieber vor des Paters Tür liegen. Als der Pater ihn am andern Morgen sah, stieß er ihn mit dem Fuß: „Fort, was liegst du hier?" ging ins Zimmer und schloß die Tür hinter sich zu. Am Abend ging Adam zum chinesischen Fungschang, dem er russischen Unterricht gegeben hatte, und bat ihn um ein Zimmer. Aber die Chinesen hatten schon gehört, weshalb die Russen ihn verfolgten und trieben ihn zur Stadt hinaus. Inzwischen waren schwedische Missionare angekommen, und er ging zu einem derselben, Herrn Högberg; aber auch dieser nahm ihn nicht auf aus Furcht vor dem russischen Konsul, und nun blieb der Arme die Nacht über auf dem mohammedanischen Kirchhof. Am folgenden Tage kam er zu mir, wärmte sich, stärkte sich durch Speise und kam wieder ein wenig zu Kräften. Ich bat ihn, vernünftig zu sein und ruhig den Eid zu leisten, ich wolle die Sache beim Konsul vermitteln. „Nein", sagte er, „meine Väter haben es nicht getan, und ich werde es auch nicht tun, lieber will ich sterben." Als die Russen sahen, daß Adam bei mir war, legten sie alle seine Sachen auf einen Wagen und schickten sie in meine Karawanserei. Ich wollte ihm ein Zimmer in meiner Nähe mieten, aber der Pater rief mich beiseite und sagte: „Ich habe ihm bei Hadschi Ali eine Wohnung gemietet; schicken Sie ihn dorthin." Das tat

ich denn auch. Inzwischen ging der Pater in der Karawanserei von Tür zu Tür und machte die Leute ängstlich, indem er ihnen sagte, man dürfe den Adam nicht ohne Erlaubnis der russischen Regierung aufnehmen. Die Sache mit Hadschi Ali erwies sich als nicht richtig, und Adam kam mit seinen Sachen wieder zurück. Jetzt aber wollte der Portier ihn nicht in die Karawanserei lassen. Dann ging er aus der Stadt hinaus nach der Insel im Flusse Tümen, schlug sein Zelt auf und wohnte dort in der Januarkälte. Am andern Tage schickte ich ihm Speise, da ich wußte, daß er nichts zu essen hatte, und erfuhr, daß er krank sei. Darauf sprach ich mit einem kaschgarischen Bey, der sich seiner erbarmte und ihm eine Wohnung gab, ohne Miete zu fordern; dort ist er später gestorben.

Die Kaschgaren besuchten mich, wie schon gesagt, oft und ich sie ebenfalls. Wenn ich das Evangelium las und zu ihnen über das Christentum redete, gefiel es ihnen sehr gut. Aber sie erzählten mir: „So, wie Sie predigen, haben wir die Christen nicht gesehen. Die Europäer, die in Kaschgar waren, glaubten meistens überhaupt nicht an Gott und ein zukünftiges Leben, sondern spotteten über alle Religionen. Wir haben keine Spur von dem gesehen, was Sie uns aus dem Evangelium vorgelesen haben." „In Chotan (südöstlich von Kaschgar)", so erzählten sie weiter, „waren zwei Franzosen, gelehrte Männer, die sich nach einigen Monaten verheiraten wollten. Aber die Priester wollten keinem Mädchen erlauben, sich mit einem Manne zu verheiraten, der nicht vorher den Islam angenommen habe. Da bekannten jene Franzosen sich zum Islam und verheirateten sich; bald jedoch verließen sie ihre Frauen, reisten nach Europa zurück und ließen nie wieder etwas von sich hören. Wir sehen also, daß sie unser Volk betrogen haben und keine aufrichtigen Bekenner des Islams waren. Auch nach ihrer eigenen Religion durften sie nicht so handeln. Wenn die Christen so sind, kann das Christentum keine gute Religion sein; dann muß der Islam besser sein."

Ich erklärte ihnen, daß nicht alle, die sich Christen nennen, auch wirklich Christen seien. Außerdem wies ich sie darauf hin, daß es auch unter den Mohammedanern viel schlechte Leute gebe. Aber ich sagte ihnen auch, daß ich viele Christen kenne, die wirklich glauben, was im Evangelium geschrieben steht, und sich bemühen, danach zu leben. „Gut", antworteten sie, „aber wir haben dieselben nicht gesehen, und obwohl wir Ihnen persönlich nichts Schlechtes nachsagen können, so genügt Ihr Zeugnis doch nicht, um uns zu veranlassen, unsre Religion aufzugeben und eine andre anzunehmen. Es wäre sehr gut, wenn wir ein paar Familien von guten Christen kennenlernen könnten." Ich erwiderte: „Ich werde unsre Gesellschaft bitten, daß sie ein paar Leute herschickt." Darauf sagten sie: „Sehr gut! Bitte, schreiben Sie, daß Familien kommen, damit wir das Familienleben kennenlernen."

Nach einiger Überlegung schrieb ich nach Stockholm an Dr. Eckmann, den Vorsitzenden des Schwedischen Missionsbundes; er setzte meinen Brief ins Missionsblatt und antwortete mir, daß er gedenke, mir zunächst zwei Missionare zu Hilfe zu schicken, Raquette und Beklund.

Inzwischen erhielt ich jedoch einen Brief aus Täbris von Missionar Högberg, der den Wunsch aussprach, zu mir zu kommen. Ich schrieb an Dr. Eckmann, die Arbeit verlange es, daß zunächst ein erfahrener Missionar herkomme, der schon einige Zeit unter Mohammedanern gelebt habe und ihre Sprache und Sitte einigermaßen kenne; auch sei es wichtig, daß er seine Familie mitbringe. Ich schlug Högberg vor; die Brüder Raquette und Beklund könnten später kommen. Dr. Eckmann war damit einverstanden und teilte mir mit, daß zunächst Högberg kommen werde. Er habe wegen chinesischer Pässe nach Schanghai geschrieben und hoffe, im Laufe eines Monats alles zu erledigen. Ich freute mich über diese Nachricht und erwartete den Missionar und seine Familie mit großem Verlangen.

Vierzehntes Kapitel.

Die erste Taufe in Kaschgar.

Durch die vielen Besprechungen, die ich mit Mohammedanern über das Christentum hatte, wurde der Glaube meines Dieners immer mehr gestärkt und seine Kenntnis der Heiligen Schrift wuchs. Eines Tages sagte er mir, er wünsche, getauft zu werden, obwohl ich nie zu ihm über die Taufe gesprochen hatte. „Wie kommst du auf diesen Gedanken?", fragte ich. „Sie haben mir aus der Apostelgeschichte vorgelesen," erwiderte er, „daß, wenn jemand an Jesum gläubig geworden war, er getauft wurde. Ich glaube jetzt, daß Jesus mein Heiland ist, und deshalb möchte ich getauft werden." „Es sind für dich viel Schwierigkeiten dabei," sagte ich; „wenn du getauft bist, werden die Mohammedaner dich verfolgen und vielleicht töten." Er war jedoch standhaft und sagte: „Ich bin nicht mehr wert als die ersten Christen. Die wurden auch verfolgt und getötet." Ich gab ihm zur Antwort, daß wir warten wollten, bis die Missionare aus Schweden angekommen seien; dann solle er getauft werden. Er war ein wenig niedergeschlagen, erwiderte aber nichts.

Bevor ich nun meine weiteren Erlebnisse mitteile, möchte ich einiges aus dem Elternhause und der Familie meines Dieners erzählen.

Omar Achunds Vater, Chodscha Bähaweddin (d. i. Glaubensglanz), war aus dem Geschlechte der Chodschas, das in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Kaschgar seine Fürsten gegeben hatte. Er stand bei seinen Mitbürgern in besonders hohem Ansehen wegen seiner strengen Beobachtung der mohammedanischen Religionsvorschriften. Verheiratet war er mit einer Frau aus wohlhabender, vornehmer Familie, und eine Zeitlang ließ er sich an dieser einen Frau genügen. Nun gilt es aber nach den Anschauungen des Islams für verdienstlich, wenn irgend möglich, die vier gesetzlich erlaubten Frauen zu nehmen, damit durch die so ermöglichte, zahlreichere Nachkommenschaft die Zahl der Anhänger des Islams vermehrt werde. So brachte denn Chodscha von jeder seiner Reisen, die er in Geschäften über das Himmelsgebirge (Timschan) nach der jetzt armenischen Stadt Andidjan machte, eine

neue Frau mit, bis die Zahl vier voll war. Die Folge davon war, daß er seine erste Frau nicht nur vernachlässigte und zurücksetzte, sondern ihr sogar auftrug, allein die ganze Arbeit im Hause zu verrichten, und sie dadurch gewissermaßen zur Magd der drei andern, später genommenen Frauen erniedrigte. Sie mußte diese von morgens früh bis abends spät bedienen, ihre Kleider reinigen und waschen. Unverdrossen und mit dem größten Fleiße unterzog sich die Ärmste dem allen, ohne anders als ganz im geheimen über ihr unverschuldet hartes Los zu weinen. Die wenige freie Zeit, die ihr blieb, verwendete sie dazu, für ihr kleines Töchterchen zu sorgen. Aber wie sehr sie sich auch abmühte und quälte, es in allen Dingen recht zu machen, so wollte es ihr doch nicht gelingen, ihren Mann zufrieden zu stellen. Immer hatte er an ihr und ihrer Arbeit etwas auszusetzen, er schlug und schmähte sie und befahl ihr schließlich, sich nicht vor ihm blicken zu lassen. Die Frau nahm geduldig und schweigend alles hin; sie verzichtete sogar auf den Trost, ihre Eltern und Verwandten zu besuchen, nur um bei ihrem Manne, den sie bei ihren Ausgängen um Erlaubnis hätte bitten müssen, nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, daß sie sich bei ihren Angehörigen über seine Behandlung beklage. So vergingen vier Jahre. Inzwischen war Kaschgar der Schauplatz wiederholter politischer Umwälzungen geworden, wie schon vorher in Kürze erwähnt wurde. Im eigentlichen China hatten sich die zahlreichen chinesischen Mohammedaner empört, und der Aufstand hatte sich auch nach Westen fortgepflanzt. In Ostturkestan wurden die Chinesen, Beamten, Soldaten und Kaufleute von den Muslimen niedergemacht, und nur wenige retteten ihr Leben durch Annahme des Islams. Die Regierungsgewalt in Kaschgar, sowie in den andern Städten des Landes fiel teils durch Gewalt, teils durch das Vertrauen der Bevölkerung in die Hände vornehmer Männer, von denen es aber keiner zu einer dauernden oder allgemeinen Anerkennung zu bringen vermochte. Diesem Zustande machte Jakub Bey ein Ende. Er war aus dem Chanab-Chokänd nördlich vom Himmelsgebirge gekommen unter dem Vorwande, einem Sprößlinge des alten kaschgarischen Fürstengeschlechts der Chodschas zum Throne zu verhelfen. Aber zu gelegener Zeit schob er diesen, einen unfähigen und ausschweifenden Menschen, beiseite und gründete ein eigenes Reich, das ganz Ostturkestan umfaßte. Als er die Herrschaft an sich gerissen hatte, wußte er auf jede Weise die Chodschas zu schwächen. Einiger von ihnen entledigte er sich durch Meuchelmord, andere, unter ihnen Chodscha Bähaweddin, wurden festgenommen und sollten hingerichtet werden. Sobald Chodschas Frau erfuhr, daß ihr Mann im Gefängnis sei und welches Los ihm bevorstehe, eilte sie zu ihrem Vater, der bei Jakub Bey in großem Ansehen stand, und flehte ihn an, seinen Einfluß geltend zu machen und ihren Mann zu retten. Dann bereitete sie Essen für ihn, brachte es ihm ins Gefängnis und sprach ihm Mut zu. Auf seine Bitte trieb sie ihren Vater noch mehr an, so daß dieser sich noch am Abend zu Jakub Bey begab und ihn bewog, den Gefangenen in derselben Nacht freizulassen. So kehrte Chodscha Bähaweddin wieder in sein Haus zurück; sein erstes war, sich in das Gemach seiner von ihm so vernachlässigten Frau zu begeben und ihr für seine Rettung zu danken. In der Folge gebar sie ihm zu dem Töchterchen, das sie schon hatte, noch einen Sohn, jenen Omar Achund.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Einige Jahre nach diesen Begebenheiten erkrankte der Chodscha auf den Tod. Als er sein Ende nahe fühlte, ergriff ihn noch einmal die Reue mit ganzer Gewalt, und er bat seine erste Frau, ihm all das Leid, das er ihr zugefügt, zu verzeihen. Sie allein wünschte er jetzt in seinen Schmerzen bei sich zu sehen; von seinen anderen Frauen wollte er nichts mehr wissen, und eine so heftige Abneigung gegen sie bemächtigte sich seiner, daß er sie unter Verwünschungen davonjagte, wenn sie zu ihm kamen. Endlich erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. Seine drei jüngeren Frauen verheirateten sich wieder, ihre Kinder ihrem Schicksale überlassend; die erste Frau aber bewahrte dem Gatten auch nach dem Tode die Treue; sie wies alle, noch so ehrenvollen Anträge zurück und lebte ganz der Erziehung ihres Sohnes und ihrer Tochter, deren Vermählung sie noch erlebte.

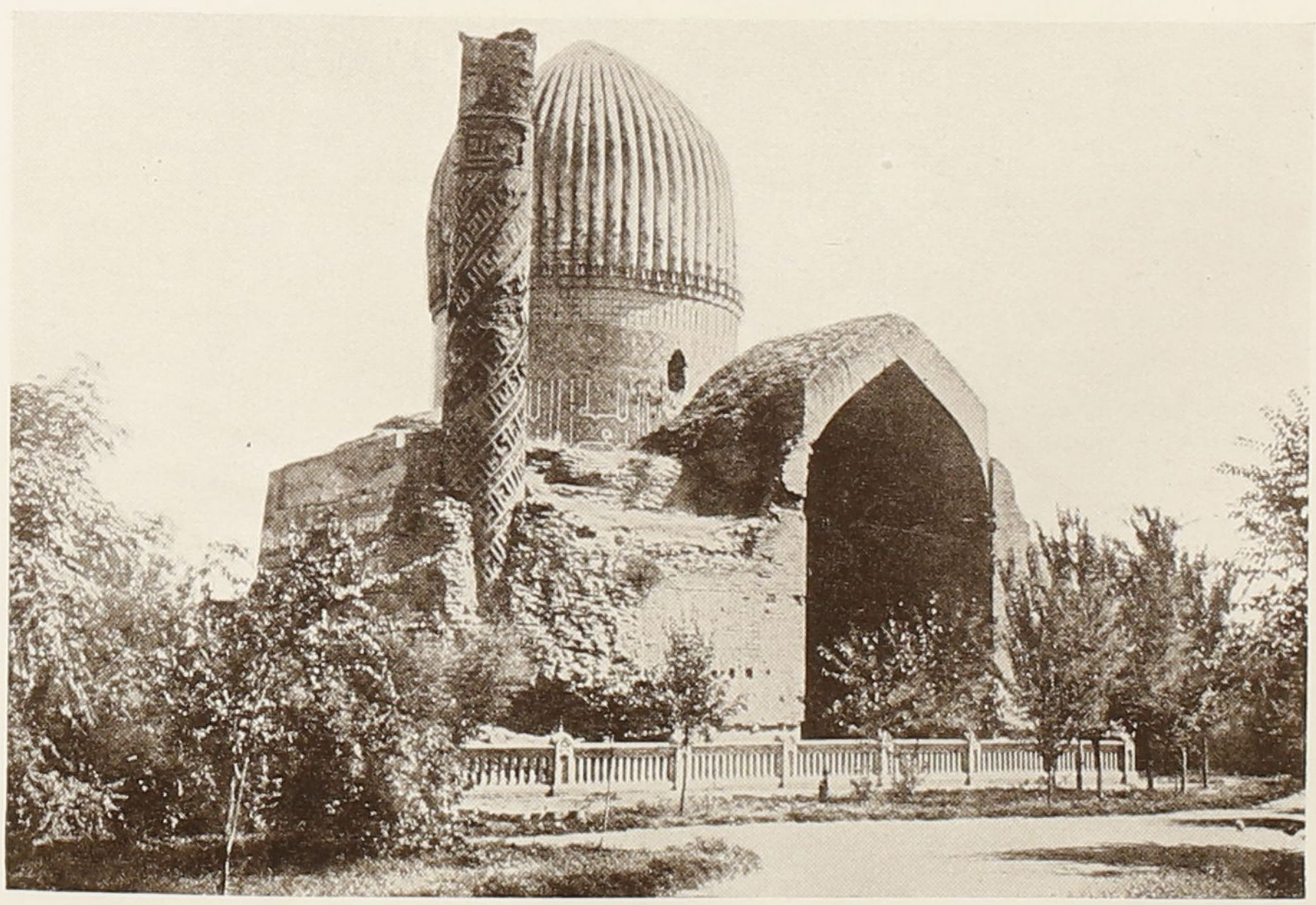
Als Omar Achund herangewachsen war, verheiratete er sich mit einer Frau, welche wie fast alle mohammedanischen Frauen sehr fanatisch war.

Etwa einen Monat nach meinem Gespräch mit Omar Achund über die Taufe ritt ich abends aus. Auf dem Wege traf ich Mr. Macartney, welcher gleichfalls zu Pferde war. Als wir ein wenig zusammen geritten waren, sagte er: „Sehen Sie nicht die beiden Europäer dort?" Als ich erwiderte, daß es hier keine Europäer gäbe, versicherte er: „Sie reiten vor uns quer über die Straße. Sehen Sie sie nicht?" Dabei wies er mit der Hand nach vorn. Ich sah dann zwei Reiter, konnte sie jedoch nicht deutlich unterscheiden, da meine Augen schwach sind und die Sonne mich blendete. Mr. Macartney sagte mir, daß der eine der Kommandeur der russischen Soldaten, der andere der Sekretär des Konsuls gewesen. Als ich das hörte, stieg eine Ahnung in mir auf, daß diese Begegnung unangenehm verlaufen werde. Ich wußte, daß der Konsul es übelnehmen werde, wenn ich seine Leute gesehen und nicht gegrüßt hatte. Als ich abends zu Hause angekommen war, ging ich sofort zum Kommandeur und bat ihn um Entschuldigung, daß ich ihn nicht gegrüßt hatte; Mr. Macartney habe mir erst später gesagt, daß er an uns vorübergekommen sei. Er erwiderte: „Es ist zu spät; ich habe es schon dem Konsul mitgeteilt." Der folgende Tag war Posttag. Ich ging zum Konsul, um meine etwa angekommenen Briefe und Zeitungen abzuholen. Er gab sie mir, sagte aber dabei: „Sie wissen nicht, welche Gnade Sie hier genießen. Hier ist keine Poststation, die Post ist nur für mich, und Sie bekommen nur aus Wohlwollen Ihre Briefe durch meine Hand. Sie aber reiten mit Mr. Macartney spazieren, sehen meinen Kommandeur und grüßen ihn nicht einmal. Von jetzt an hört meine Vermittlung der Post für Sie auf. Dies ist die letzte Sendung." Ich versuchte, ihm klarzumachen, daß ich den Kommandeur nicht erkannt habe, wandte mich an letzteren, der gleichfalls im Zimmer anwesend war, und fragte ihn, ob ich nicht noch gestern abend zu ihm gekommen sei und davon erzählt habe. Der Konsul schnitt mir das Wort ab und bemerkte, er wolle nichts mehr hören, für mich werde keine Post mehr angenommen, ich solle zu Mr. Macartney gehen und mir von ihm die Postsachen besorgen lassen.

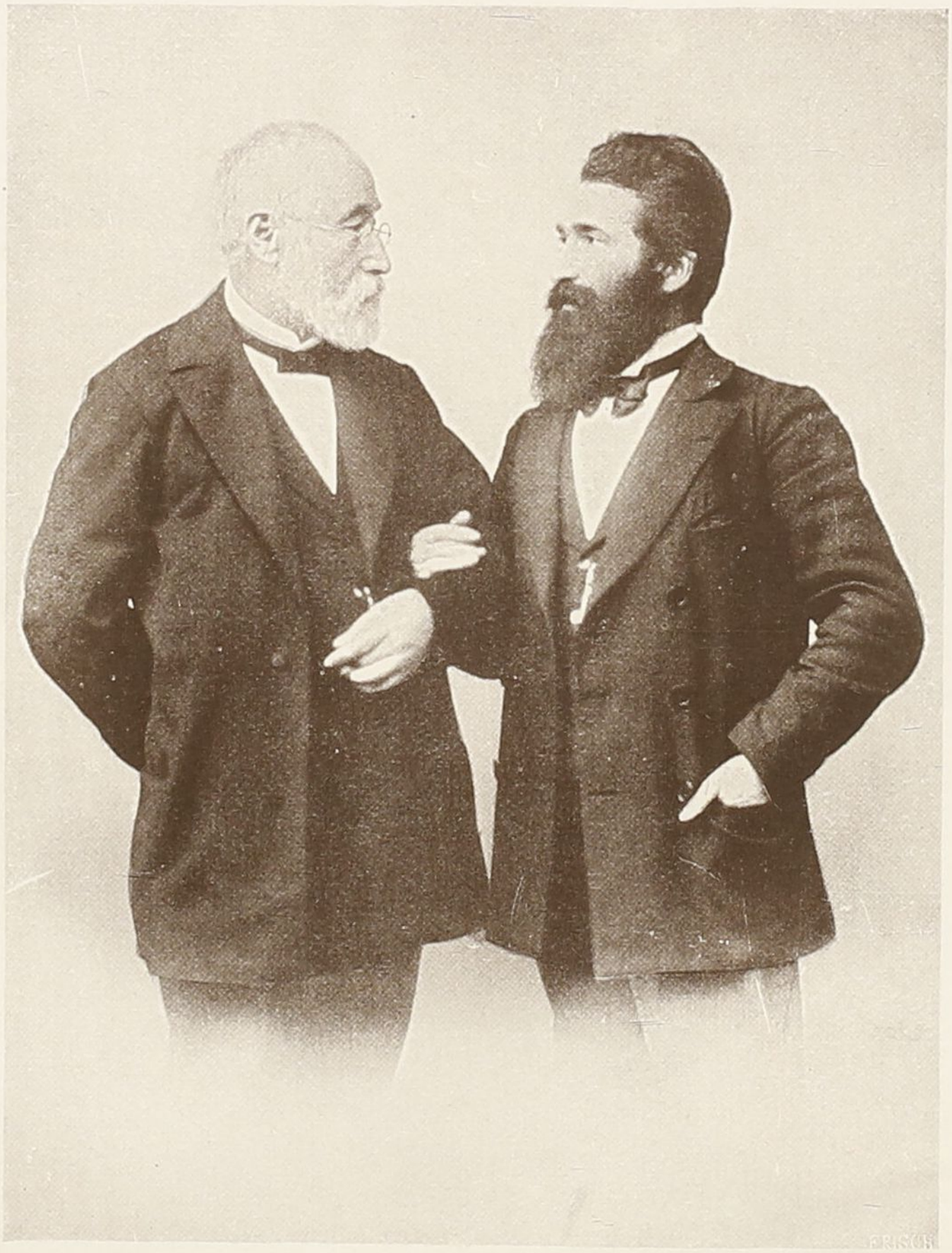
Zu Hause angekommen, überlegte ich, daß ich schwerlich werde hier bleiben können, wenn ich keine Korrespondenz mit Europa mehr haben könne. Wenn nämlich meine Briefe durch die chinesische Post befördert werden sollten,



Awetaranian bei der Übersetzung des Neuen Testaments ins Kaschgarische



Alt-Samarkand — Timurs Grabmal



Die Missionare A. Amirchanjanz und Johannes Awetaranian im Jahre 1900

würde ich mindestens ein halbes Jahr auf die Antwort eines Briefes warten müssen; ließe ich sie durch Mr. Macartney befördern, so würden sie auch mehrere Monate brauchen, denn er bekam sie über Indien; außerdem wäre es nicht sicher. Es gab nur zwei Auswege; entweder ich mußte Kaschgar verlassen oder den Konsul zu versöhnen suchen. Ich schrieb nun eine Bittschrift, in der ich den wahren Sachverhalt klarlegte, auch berichtete, daß ich ganz unerwartet mit Mr. Macartney zusammengetroffen sei. Mit dieser Bittschrift ging ich selbst ins Konsulat, um sie dem Konsul persönlich zu überreichen; jedoch wurde ich nicht vorgelassen.

Nun schickte ich mich an, Kaschgar zu verlassen. Das wurde dem Konsul sofort durch seine Spione mitgeteilt. Am folgenden Tage versuchte ich nochmals, meine Bittschrift zu überreichen, aber vergebens. Endlich, am dritten Tage, rief er mich zu sich und sagte: „Was wollen Sie mit Ihrer Bittschrift bei mir? Ich bin nicht Ihr Konsul, sondern der russische Konsul." Ich erwiderte, es sei eigentlich keine Bittschrift, sondern eine Erklärung über den wahren Sachverhalt. Er forderte mich auf, dieselbe vorzulesen und erklärte mir dann, daß er mir vergeben und von jetzt an meine Postsachen wieder vermitteln werde. Nachdem ich ihm dafür gedankt hatte, fragte er mich: „Ich habe gehört, daß Sie reisen werden. Wann wird das sein?" Ich antwortete, daß ich reisen werde, sobald der Herr es wolle.

In diesen Tagen trat plötzlich starker Regen ein; der salzhaltige Boden wurde erweicht, die Wege wurden zerstört, so daß es einen Monat dauerte, bis dieselben wieder trocken waren. Außerdem wurde das Pferd, das ich für die Reise gekauft hatte, durch eine einstürzende Mauer getötet. Das waren gute Gründe, meine Reise aufzugeben.

Mein Diener Omar Achund bat mich indessen immer dringender, ihn zu taufen. Er meinte, wenn ich reise, dann werde er ungetauft bleiben, und ich sei Gott für ihn verantwortlich; er glaube und fürchte den Tod nicht. Als ich sah, daß er wirklich an Jesus glaubte und keine Furcht hatte, nahm ich ihn und taufte ihn im Flusse Tümen, der an der Stadt vorüberfließt. Bei der Taufe fragte ich ihn: „Welchen Namen willst du als Taufnamen haben?" Er erwiderte: „Ich möchte mit dem Namen des Lazarus benannt werden, den Jesus liebte und vom Tode auferweckte."

Als seine Frau erfuhr, daß ihr Mann Christ geworden war, verriet sie ihn an die Mollahs. Diese riefen ihn zu sich und drohten ihm mit dem Tode, wenn er nicht wieder regelmäßig in die Moschee käme und die täglichen mohammedanischen Gebetsübungen verrichtete wie früher. Er aber blieb fest und erzählte den Mollahs viel vom Evangelium.

Ein anderes Mal wurde er vor eine Versammlung von fünfzig Mollahs geführt. Sie legten ihm einen Strick um den Hals und drohten, ihn sofort zu erdrosseln, wenn er von Jesus und dem Evangelium spräche. Obwohl Lazarus ein kräftiger junger Mann war, wehrte er sich nicht, sondern erklärte den Mollahs, er wolle für Jesus sterben. Als sie nun einsahen, daß er sich nicht vor dem Tode fürchtete, und außerdem bemerkten, daß die chinesische Regierung ihren Wünschen, ihn wegen seines Übertrittes zu bestrafen, nicht Folge leistete, fingen sie in dem Fastenmonat Ramasan, wo sie besonders fanatisch gesinnt sind, aufs neue an, ihn zu quälen. Ich richtete es nun so

ein, daß er während des Fastenmonats in ein anderes Dorf ging und erst wieder zurückkehrte, als die Leute sich wieder beruhigt hatten.

Vor seiner Bekehrung war Lazarus ein ziemlich leichtsinniger und wenig liebenswürdiger junger Mann gewesen. Die Macht des Evangeliums aber hatte eine wunderbare Veränderung hervorgebracht. Er war gegen alle, auch gegen seine Feinde, nun ehrlich, liebevoll, geduldig und freundlich, so daß ihn alle liebgewinnen mußten. Selbst seine Frau, obwohl sie, wie gesagt, eine sehr fanatische Mohammedanerin war, gewann nach und nach wieder Liebe und Achtung für ihn. Sie war nicht so ungebildet wie die meisten mohammedanischen Frauen, konnte lesen und schreiben, was innerhalb des Islams bei den Frauen eine große Seltenheit ist.

In dieser Zeit kam der schwedische Forscher Dr. Sven Hedin nach Kaschgar und wohnte bei dem russischen Konsul. Ich besuchte ihn, sprach schwedisch mit ihm und wurde vom russischen Konsul der Unterhaltung wegen alle Abend zum Tee eingeladen. Es war mir nicht angenehm, doch mußte ich Folge leisten, da ich ja ganz von dem Konsul abhängig war. Dieser erging sich in spöttischen Redensarten über Religion und Mission. Der Forscher hielt sich mehrere Monate in Kaschgar auf. Endlich jedoch sagte er mir, daß er nach dem Berge Muztagh reisen wolle, und bat mich um meine Begleitung, da er ja die Landessprache nicht könne; ich werde dabei gute Gelegenheit zum Missionieren haben. Ich wollte nicht gern mit ihm reisen und sagte ihm, daß ich schwedische Missionare erwartete. Aber der Konsul und Sven Hedin erklärten, das sei kein Grund, hier zu bleiben; die Chinesen würden den Missionaren niemals erlauben, herzukommen. Als ich sagte, daß sie mit chinesischen Pässen und besonderer Erlaubnis des Dsung-li-Jamin kommen würden und die hiesigen Chinesen sie nicht verhindern könnten, entgegneten sie, die Sache gehe nicht so schnell, vor Ablauf eines Jahres könnten sie keinen Paß von der chinesischen Regierung bekommen. Als ich sah, daß weder der Konsul noch Sven Hedin auf meine Mitreise verzichten wollten, und mir Unannehmlichkeiten erwachsen wären, wenn ich mich geweigert hätte, willigte ich für zwei Monate ein. Ich hoffte, auf dieser Reise Charakter und Sitten der Landbevölkerung studieren zu können.

So ritten Sven Hedin, sein bewaffneter Diener aus dem russischen Turkestan namens Islam und ich (mit meinen eigenen Pferden) von Kaschgar fort und kamen in zwei Tagen nach Jengihisar. Wir übernachteten bei einem mir befreundeten Hindu. Der chinesische Kommandant war von dem Gouverneur von Kaschgar über unsere bevorstehende Ankunft unterrichtet worden. Am folgenden Morgen, als Dr. Hedin noch schlief, kamen vier Diener des Landeshauptmanns und brachten einen großen Speisekorb, ähnlich eingerichtet wie die in den europäischen Hotels zum Tragen fertiger Mittagsgerichte in Privathäuser gebräuchlichen Speisekörbe. Vierzig verschiedene Gerichte waren auf Tellern darin. Außerdem brachten die Leute einen Sack Reis und ein Schaf, bestimmt für unsere stets an übergroßem Appetit leidenden Diener, sowie Gerste und Heu für die Pferde. Dr. Hedin sandte mit bestem Dank die Speisen wieder zurück, da sie derart waren, daß wir sie nicht genießen konnten. Das Schaf, sowie Reis, Gerste und Heu jedoch behielten wir. Am Mittage gingen wir hin, um unsern Besuch zu

machen. Aber der Landeshauptmann ließ uns durch seinen Diener mitteilen, daß er leider krank sei und uns nicht empfangen könne.

Wir machten nun einige Tage lang in der Richtung des Muztagh interessante Ritte, während welcher Dr. Hedin geographische und geologische Beobachtungen anstellte. Obwohl wir uns mitten im Juli befanden, war es sehr kalt, da wir immer höher hinauf in die Berge gekommen waren. Die Luft wurde so dünn, daß ich heftige Augenschmerzen bekam und nicht weiter mitreiten konnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Mitarbeiter.

Nach Jengihisar zurückgekehrt, fand ich einen Brief aus Schweden des Inhaltes, die Missionare würden kommen, ich solle ein Haus für sie mieten. Einer von ihnen, Högberg, sei schon von Baku auf dem Wege.

Es gab in Kaschgar nur ein einziges nach europäischem Muster mit Fenstern gebautes kleines Haus, welches ein reicher Mann sich in dem Garten einer Vorstadt errichtet hatte. Jeder Europäer, der in die Stadt kam, wohnte dort. Als ich wieder in Kaschgar angekommen war, erzählte ich dem Besitzer des Hauses, es kämen Missionare aus Schweden, für die ich das ganze kleine Grundstück auf ein Jahr mieten wolle. Der Mann erklärte, er wolle die Männer Gottes ohne Miete in seinem Hause aufnehmen; ich sagte ihm jedoch, es sei besser, wenn sie Miete bezahlten. Die Europäer könnten die asiatische Gastfreundschaft nicht verstehen und wünschten, in dem Hause selbständig schalten und walten zu können. So machte ich einen Kontrakt mit ihm und mietete das schöne Haus mit dem Garten für 240 Mark jährlich.

Dann beriet ich mit meinem Diener, was betreffs der Ankunft der Missionare zu tun sei, und beschloß, zum Schängäng, dem Chef des auswärtigen Amtes, zu gehen und mir einen Paß zu besorgen, um den Brüdern bis an die Grenze entgegenzureiten. Der Beamte war so freundlich, mir keinen Paß, sondern ein Empfehlungsschreiben mitzugeben, des Inhalts, daß man mir, wohin ich auch immer käme, in allen Angelegenheiten beistehen und die Gäste würdig empfangen helfen solle.

Ich schickte nun den Missionaren einen Boten mit einem Briefe bis an die russische Grenze entgegen, weil ich fürchtete, daß die Russen sie abschrecken und ihnen sagen könnten, daß die Chinesen sie nicht hineinlassen würden. Drei Tage ritt ich den Geschwistern bis Oksalur entgegen und traf dort Missionar Högberg und Frau, die Bibelfrau Anna Nyström und einen Perser, welcher bei der Taufe in Tiflis den Namen Jussuf angenommen hatte. Es war mir eine große Freude, sie zu empfangen, da ich so lange Zeit allein gewesen war. Was den Perser Mirsa Jussuf betrifft, so erzählte mir Högberg, daß er Anna Nyström in Täbris persischen Unterricht erteilt habe,

nach der Abreise derselben nach Tiflis gekommen und dort getauft worden sei; er habe ihn aus Baku als Arzt mitgebracht, da er in Teheran lange bei einem solchen gewesen sei. Ich antwortete: „Gut, aber ist er ein wirklich gläubig gewordener Perser? Wie hast du ihn kennengelernt?" Er antwortete: „Ich kann nichts weiter von ihm sagen, da ich keine Zeit gehabt habe, ihn kennenzulernen." Ich wunderte mich, daß er drei Monate mit ihm auf der Reise gewesen war und doch nicht Zeit gehabt hatte, ihn kennenzulernen. Auch machte es mir Bedenken, daß er ihn ohne Kenntnis seines Charakters und seiner Glaubensstellung in ein neues Missionsgebiet mitgenommen hatte. Denn mit ungläubigen Menschen kann man in der Mission des Herrn nichts ausrichten.

Auf dem Wege halfen uns die chinesischen Beamten, und wir brauchten nicht so viel Umwege zu machen wie das erste Mal. Ich bat Högberg dringend, sich eine Zeitlang still zu verhalten, bis er das Volk und seine Sprache kennengelernt habe; auch erzählte ich ihm die Erfahrungen, die ich mit dem Konsul Mr. Macartney und anderen gemacht hatte. Am folgenden Tage sagte ich ihm, daß wir erst den Dotai und dann den Schängäng besuchen müßten, da es hier Sitte sei, daß die Fremden die Beamten besuchten. Aber er erklärte, er müsse erst den russischen Konsul, hernach die anderen besuchen. Daraufhin ging ich mit ihm ins russische Konsulat und dann in den Palast des Gouverneurs, der ihn sehr freundlich aufnahm. Man servierte Tee, sowohl in Gläsern nach russischer Sitte als in chinesischen Gefäßen. Ich dolmetschte. Der Gouverneur sagte: „Seien Sie mir herzlich willkommen! Aus welchem Lande stammen Sie, und was gedenken Sie in unsrer Gegend zu unternehmen?" Högberg sagte: „Wir sind Tugendlehrer." Auf die Frage, ob er reisen oder seinen ständigen Wohnsitz in Kaschgar nehmen werde, antwortete er: „Wie in unserm Paß verzeichnet ist, beabsichtigen wir, Reisen zu machen." Als er seinen Paß zur Bekräftigung seiner Aussage vorzeigen wollte, sagte der Gouverneur zwar höflich, aber bestimmt: „Die Sache fällt nicht in mein Ressort. Sie müssen sich an den betreffenden Beamten wenden. Im übrigen freue ich mich sehr, daß ich Männer, deren Beruf die Tugendlehre ist, als meine Gäste habe begrüßen dürfen. In den nächsten Tagen werde ich mir das Vergnügen machen, Ihren Besuch zu erwidern." Ehe wir gingen, fragte er wie beiläufig: „Haben Sie den alten Russen gesehen, der sich hier aufhält?" Högberg entgegnete, daß er dem russischen Konsul einen Besuch gemacht habe. Während der Audienz hatte der schwedische Missionar, nicht vertraut mit den Sitten des Orients, seinen Hut abgenommen, obwohl ich ihn vorher gebeten hatte, es nicht zu tun. Dieser Verstoß gegen die orientalische Sitte, nach der jedes Entblößen des Kopfes äußerst unpassend ist, mißfiel dem Gouverneur sichtlich, und er bat Högberg, sein Haupt zu bedecken. Als der Missionar antwortete, in Europa gelte es für ehrerbietig, den Hut abzunehmen, entgegnete der Gouverneur: „Wir sind aber nicht in Europa, sondern in Kaschgar," worauf der Schwede seinen Kopf bedeckte.

Die Missionare bezogen nun das Haus, welches ich für sie gemietet hatte; Jussuf aber wollte dort nicht wohnen und mietete ein Haus innerhalb der Stadt. Er wollte es zu einem Krankenhause einrichten, aber die Leute

richteten eine Bittschrift an die Obrigkeit, um diesen Mann nicht in der Stadt behalten zu müssen. Daraufhin mietete er außerhalb der Stadt ein Grundstück und baute im Auftrage Högbergs ein Haus darauf. Der Kontrakt war so abgeschlossen worden, daß nach einigen Jahren das Haus dem Besitzer des Grundstücks gehören solle. Es stellte sich jedoch heraus, daß Jussuf für die Mission ungeeignet war, da er durch seinen Charakter und sein Auftreten Anstoß erregte. Er war ein Trinker und Opiumraucher und zankte fast jeden Tag mit irgend jemand. Das machte mir großen Kummer. Ich sprach ernstlich mit ihm darüber, aber es half nichts; er war unzugänglich für jede gute Ermahnung. Von der Mission hatte er eine merkwürdige Vorstellung; er meinte, Missionare hätten nur Politik zu treiben, die Religion gehe sie nichts an. Ich sagte Högberg, daß es so nicht weitergehen könne, unsre Mission werde darunter leiden, wenn Jussuf sich nicht ändere. Högberg versprach mir, Jussuf zu ermahnen. Am folgenden Tage erhielt ich einen Brief von dem Missionar, in welchem er mir schrieb: „Ich habe mit Jussuf geredet, er hat alle seine Sünden bekannt und um Vergebung gebeten. Aber er ist Arzt, er weiß, was er tut. Opium raucht er seiner Zahnschmerzen wegen; Wein trinkt er mit Münschi Ahmeddin, weil er Magenschmerzen hat. Daß er abends Branntwein trinkt, hat seinen Grund darin, daß das neugebaute Haus noch feucht ist."

Nachdem ich den Brief gelesen hatte, kam Jussuf zu mir. Er wußte natürlich, was Högberg geschrieben hatte, fragte mich aber: „Haben Sie einen guten Brief von Högberg erhalten? Was steht darin? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß diese Leute nicht religiös, sondern politisch sind? Ich kann tun, was ich will, und Sie werden nichts gegen mich unternehmen können." Ich ermahnte ihn brüderlich, aber er lachte.

Bald darauf kam Dr. Hedin von Mustagh zurück und war wieder Gast des russischen Konsuls. Er machte einen Besuch bei den schwedischen Missionaren. An mich richtete er die Bitte, ihn als Dolmetscher nach Lobnor zu begleiten. Ich lehnte es ab; meine Zeit war mir zu kostbar, da ich viel beschäftigt war mit den Arbeiten zu der Übersetzung des Neuen Testaments und außerdem die Missionare in der kaschgarischen Sprache zu unterrichten hatte. Drei Monate wohnte er beim Konsul und sprach oft mit mir über seine Reisepläne. Eines Tages, als wir von Högberg zu Tische geladen waren, bat Dr. Hedin wieder, da wir doch jetzt drei des Türkischen mächtige Missionare in Kaschgar seien, möge ihn doch einer derselben als Dolmetscher begleiten. Högberg lehnte ab, da er durch seinen Hausbau und andere Dinge zu sehr an Kaschgar gebunden sei. Die Mitreise des Persers Jussuf scheiterte an den Tränen Anna Nyströms, seiner zukünftigen Frau. Dr. Hedin sagte zu seiner Landsmännin: „Weinen Sie nicht, Ihr Herzliebster soll hier bleiben." Dann schlug Högberg mich vor; ich aber lehnte ab, da ich auf der Reise meine Übersetzungsarbeiten nicht fortsetzen könne. Darauf entgegnete Dr. Hedin: „Sie können unterwegs ebensogut übersetzen wie hier, denn ich muß auch schriftliche Arbeiten machen; außerdem können Sie einen Diener mitnehmen, damit Sie mehr Zeit und Ruhe haben." Unter diesen Umständen konnte ich abermals sein Verlangen nicht ablehnen und versprach, ihn zu begleiten, wiewohl ich keine Freudigkeit dazu hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Dr. Sven Hedins Reise.

Sven Hedins Plan war, die Wüste Takla Mäkan zu durchforschen. Es war im Anfange des Monats Januar, der geeignetsten Zeit, als er diese Reise plante; im Frühjahr oder Sommer ist es wegen der Hitze unmöglich, die Wüste zu durchreiten. Nachdem ich in der Stadt über Takla Mäkan Erkundigungen eingezogen hatte, riet ich ihm, in Kaschgar Kamele zu kaufen, da niemand sie für solche Reise vermietet hätte, und über Chanarik und Tarim nach Märket zu reiten, wohin wir in vier oder fünf Tagen gelangen könnten. Dort fängt die Wüste an. Dr. Hedin aber sagte, der Konsul habe gemeint, daß in Maralbaschi Kamele billiger zu kaufen seien; so wollte er bis dorthin mit dem Wagen fahren und erst von dort aus Kamele benutzen. Ich hatte erfahren, daß Maralbaschi ein kleiner im Walde gelegener Ort sei, in dem keine Kamele zu haben waren; diese kann man nur in größeren Städten und unbewaldeten Gegenden kaufen. Dr. Hedin aber beharrte bei seinem Entschluß, indem er bemerkte, daß der Aksakal des Konsuls das doch am besten wissen müsse. Ich entgegnete nichts, bat ihn dagegen, uns so schnell als möglich aufbrechen zu lassen. Er erwartete jedoch mit der nächsten Postsendung des Konsuls einen Brief aus Schweden, und da die Post nur alle sieben Tage bei dem Konsul eintraf, mußten wir noch einige Tage verziehen. Da der Brief jedoch weder mit der nächsten, noch mit den darauffolgenden Postsendungen kam, wurde die Abreise wieder und wieder aufgeschoben, bis wir am 17. Februar endlich Kaschgar verließen.

Lazarus ließ ich in Kaschgar zurück und nahm einen anderen Diener namens Haschim mit. Unsere Reise von Kaschgar nach Maralbaschi dauerte sieben Tage. Als wir in der ungefähr eine Meile von Kaschgar entfernt liegenden Stadt Jengischähir ankamen, lief ein Chinese hinter unserm Wagen her und nahm meinen Hund Hämrah weg. Wir ließen den Wagen halten. Haschim stieg aus und wollte dem Chinesen den Hund wieder fortnehmen. Das machte viel Aufsehen, Hunderte von Chinesen und Türken liefen herbei und versammelten sich um unsern Wagen. Von allen Seiten rief man: „Was gibt es? Was gibt es?" Der Chinese behauptete, daß der Hund ihm gehöre und ihm gestohlen worden sei, er wolle ihn wieder haben. Haschim aber entgegnete, der Hund sei schon von klein auf bei mir gewesen. Um diesem Skandal ein Ende zu machen, wollte ich dem Chinesen den Hund überlassen, obwohl das Tier von schöner Gestalt und sehr treu war; Dr. Hedin aber riet davon ab, mein Hund sei viel besser als der seinige, Joldasch mit Namen, ich solle ihn nicht dem Chinesen lassen. Da stiegen wir aus und ordneten an, daß sowohl Haschim als der Chinese in einiger Entfernung vom Wagen den Hund rufen sollten; wem er folge, dem solle er gehören. Die umstehenden Leute erklärten: „Das ist sehr gut." Sven Hedins Diener Islam hielt den Hund am Wagen fest, bis die beiden sich ungefähr zweihundert Schritte weit entfernt hatten. Der Chinese holte ein Stück Fleisch aus der Tasche und rief den Hund mit einem chinesischen Namen. Haschim dagegen hatte nichts in der Hand und rief nur: „Hämrah! Hämrah!" Sofort lief

der Hund zu ihm. Da tadelte die Menge den Chinesen, daß er den Hund habe stehlen wollen; er solle sich schämen.

In Maralbaschi angekommen, erfuhren wir von dem chinesischen Beamten, daß es dort keine Kamele gäbe. Dr. Hedin telegraphierte an den Konsul und fragte, wo er nun welche bekommen solle. Zwei Tage wartete er vergebens auf Antwort.

In diesen Tagen kam ein alter Mann namens Münschi Abdurrahman, den ich in Kaschgar kennengelernt hatte, zu uns. Er war vor vielen Jahren von einem König von Indien, vom Radscha, nach Kaschgar gesandt worden, um das Land zu erforschen. Aber der König starb, die politischen Verhältnisse änderten sich, und er konnte nicht wieder zurückkehren. So blieb er in Kaschgar und verheiratete sich dort. Ich will von diesem merkwürdigen Manne an anderer Stelle Näheres berichten. Als er hörte, daß wir durch die Wüste Takla Mäkan reiten wollten, sagte er, es sei die höchste Zeit, später werde es wegen der Hitze unmöglich sein. Dr. Hedin bat mich, bei den Sachen zu bleiben, bis er das umliegende Gebirge durchforscht habe, inzwischen werde wohl eine Antwort vom Konsul eingetroffen sein.

So bekam ich Zeit, an meiner Übersetzung weiter zu arbeiten; denn auf der Reise blieb mir fast keine Ruhe dazu. Das erste, wenn wir in einer Station angelangt waren, war, daß wir Essen bereiteten. Dann ließ Dr. Hedin einen Mann aus dem Dorfe kommen, der ihm über die Menge der Schafe, Ochsen und Menschen, auch über klimatische Verhältnisse Auskunft geben mußte, wobei ich übersetzte, da er sich selbst noch nicht türkisch mit dem Volke verständigen konnte. Ich merkte aber, daß die Leute ihm vielfach bewußt falsche Angaben machten, da sie sahen, daß er schrieb, und dadurch bedenklich wurden. Ich erachtete es als meine Pflicht, ihn auf die unrichtige Art seines Verfahrens aufmerksam zu machen, und sagte ihm, daß ich in seiner Abwesenheit genauere Nachforschungen anstellen könne durch unbedenkliche Unterredungen. Wenn dies Gespräch beendet war, mußten wir Wasser kochen, um die Höhe des jeweiligen Ortes zu messen. Bis alles fertig war, wurde es fast zwölf Uhr nachts, und um zwölf Uhr mußten die Chronometer aufgezogen werden. Früh am nächsten Morgen standen wir auf, machten uns fertig und zogen wieder weiter. So ging es, solange wir auf der Reise waren.

Nach drei Tagen kam Dr. Hedin von seiner Forschungsreise zurück; aber wir hatten noch keine Nachricht vom Konsul. Wir überlegten, ob wir nach Aksu oder nach Jarkent fahren sollten, um Kamele zu kaufen. Es schien uns zweckmäßiger, nach Jarkent zu fahren, da Aksu eine kleine Stadt ist, in der vielleicht keine Kamele zu haben waren. Gerade als wir abreisen wollten, kam ein Bote vom Konsul, welcher uns Briefe und Zeitungen brachte, jedoch keine Antwort auf das Telegramm. Dr. Hedin nahm den Boten mit. Unterwegs waren wir beide sehr betrübt, er, weil er keine Kamele hatte, ich, weil es Sonntag war, als wir reisten, und ich an die Arbeit für den Herrn dachte.

Am dritten Tage, als wir am Abend in Laslik Tee tranken, redete er mich an: „Kollege, wir müssen jetzt scheiden; lassen Sie uns unsere letzte Tasse Tee fröhlich miteinander trinken." Beim Tee war er sehr im unklaren, ob er in Jarkent kaufen oder den Boten zum Konsul schicken und von dort

Kamele mitbringen lassen solle. Der Bote konnte Kaschgar in drei Tagen erreichen; aber selbst, wenn es ihm gelänge, dort Kamele zu kaufen und sofort zurückzukehren, brauchte er doch wenigstens neun Tage, um wieder an Ort und Stelle zu sein. Jarkent dagegen lag nur eine Tagereise von Lajlik entfernt, außerdem konnte man in dieser Stadt leichter Kamele finden. Ich riet daher, nach Jarkent zu schicken, da die Zeit schon sehr vorgeschritten sei. Nach einiger Überlegung meinte Hedin, daß der Konsul in Kaschgar die Kamele vielleicht billiger bekommen werde; er wolle daher diesen brieflich bitten, Kamele zu kaufen und ihm zu schicken. Unterdessen werde er Islam nach Jarkent schicken, damit er Essen für die Menschen und Futter für die Tiere für fünfzehn Tage hole, außerdem Bleibehälter für Wasser. Ich solle ihm meinen Diener Haschim geben, damit er in dessen Begleitung die Wüste Tärim durchforsche, während die Vorbereitungen für die große Wüstenreise vor sich gingen. Bis dahin solle ich in Lajlik bleiben; nachher wolle er mir Lebewohl sagen, damit ich nach Kaschgar heimkehren könne. Islam fuhr also nach Jarkent und Dr. Hedin mit Haschim nach Tärim; nach fünf Tagen waren alle wieder in Lajlik.

Vierzehn Tage waren vergangen; aber auf den Boten warteten wir vergebens. Dr. Hedin wurde unruhig und wußte nicht, was er tun sollte. Er wollte nun über den Jarkent-Fluß nach Märket, wo der Eingang zur Wüste ist. Ich bemerkte, daß ich nach unserer Verabredung in Lajlik bleiben müsse. Er bat mich aber, ihn doch bis Märket zu begleiten, er brauche einen Dolmetscher, um mit den dortigen Beamten zu sprechen. So ließ ich meine Bücher in Lajlik und begleitete ihn. Die Hitze war schon sehr drückend. Als der Bey, welcher uns sehr freundlich aufnahm, erfuhr, daß wir durch die Wüste wollten, war er sehr erstaunt und erklärte, es sei jetzt wegen der Hitze unmöglich, Takla Mäkan zu erforschen. Vor zwei Monaten hätte man es, gehörig vorbereitet, noch wagen können. Jedoch die Einwohner, Dolang, d. i. Waldleute genannt, meinten, für sie zwar sei die Wüstenreise jetzt unmöglich, aber Dr. Hedin werde vielleicht ein solches Wagnis unternehmen können.

Als ich Abschied nehmen und nach Lajlik zu meinen Büchern zurückkehren wollte, bat Dr. Hedin mich, ihm meinen Diener noch für vier bis fünf Tage zu überlassen, bis Islam in Jarkent Kamele für ihn gekauft habe. Er hatte nämlich schon die Hoffnung aufgegeben, sie aus Kaschgar zu erhalten. Noch vor Lajlik traf ich den Boten aus Kaschgar, aber ohne Kamele. Ich fragte ihn, warum er sich so verspätet habe und wo die Kamele seien. Er antwortete: „Ich bin ein Diener des Konsuls; ich kann nicht kommen, bevor mein Herr mich schickt. Die Kamele sind in Kaschgar teuer. Der Konsul sagt, sie seien in Jarkent billiger; Dr. Hedin solle nur dort kaufen."

Tags darauf erhielt ich von Sven Hedin einen Brief, in dem es hieß: „Da Sie in Lajlik Ihren Diener Haschim erwarten müssen, so schlage ich vor, daß Sie, bis Islam die Kamele bringt, mit Ihren Büchern hierherkommen." Ich nahm meine Bücher und reiste nach Märket. Zuerst freute er sich, mich wiederzusehen, und erzählte mir, der Konsul habe ihm ein Empfehlungsschreiben an den Aksakal in Jarkent geschickt; diesen Brief habe er Islam mitgegeben, damit der Aksakal gute und billige Kamele kaufe. Ich entgegnete ihm, wenn die Sache von dem Aksakal besorgt werde, dann werde sie wieder

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

sehr langsam vor sich gehen. Er meinte aber, der Konsul habe geschrieben, daß es schnell geschehen solle.

Nach zwei Tagen kam Islam zurück, berichtete, daß die Kamele in Jarkent sehr teuer seien, und fragte, ob er kaufen solle oder nicht. Dr. Hedin drang auf schnellen Kauf derselben, wieviel sie auch kosteten.

Am Tage darauf wurde er krank. Er konnte schwer schlucken, auch nur mühsam sprechen. Ich gab ihm täglich vier Eigelb mit Zucker, weiteres konnte er nicht genießen. Während er krank lag, sah ich nach den Instrumenten und maß, während er aufschrieb, so daß die Arbeit keine Unterbrechung erlitt.

Islam war noch nicht mit den Kamelen von Jarkent zurückgekommen, und wir wußten nicht, warum er so lange ausblieb. Da erfuhr ich eines Tages im Basar, daß er sich in Jarkent verheiratet habe. Sechzehn Tage nach seinem Aufbruch bat Dr. Hedin mich, hinzureisen und nachzusehen, wo der Diener bleibe; da es nun zu spät sei, solle man, falls noch keine Kamele gekauft seien, vielleicht nicht mehr danach suchen. Zugleich bat er mich, die Wüstenreise doch mit ihm zu machen. Ich erwiderte, daß es jetzt unmöglich sei; wenn es früher gewesen wäre, hätte ich es getan, jetzt aber sähe ich den Tod vor Augen, und da diese Unternehmung keine Arbeit für den Herrn sei, dürfe ich mein Leben nicht wider bessere Erkenntnis aufs Spiel setzen. Ich riet auch ihm, die Reise jetzt aufzugeben. „Da Sie beabsichtigen, auch das umliegende Gebirge zu durchforschen, so bitte ich Sie, tun Sie das jetzt. Im Herbst können Sie wieder herkommen und dann die Wüste besuchen. Unter diesen Umständen könnte ich Ihnen jetzt und später gern folgen."

Er veranlaßte mich nun, nach Jarkent zu reisen und nachzusehen, ob schon Kamele gekauft seien. Danach wollten wir überlegen, was zu tun sei. Da es am Tage wegen der Hitze beschwerlich war, ritt ich in der Nacht und langte am Morgen in Jarkent an. Ich sah, daß viele Kamele zu haben waren, aber der Aksakal hatte noch nicht gekauft. So schickte ich einen Boten zu Dr. Hedin und ließ fragen, ob noch Kamele gekauft werden sollten. Die Antwort lautete bejahend. Ich wartete, bis die Kamele gekauft und sämtlich außerhalb der Stadt waren; dann kehrte ich nach Märket zurück.

An jenem Abend versuchte Dr. Hedin wieder, mich zu bewegen, daß ich mit ihm reise. Ich weigerte mich jedoch. Da überreichte er mir drei Briefe, für den Konsul, Mr. Macartney und Högberg.

Dr. Hedin schickte sich nun zur Abreise an. Es war schwer, zwei Diener für die Kamele zu finden. Endlich mietete er unter großen Versprechungen zwei Leute, die in Schulden steckten. Es bestand nämlich das Gesetz, daß, wer seine Schulden nicht bezahlen könne, selbst dem Gläubiger als Eigentum zufalle und verkauft werden dürfe. Zum Schluß bat Dr. Hedin mich, ihm meinen Hund Hämrah zu geben, da er treu und wachsam war. Ich wartete, bis er abgereist war und kehrte dann nach Laslik zurück. Dort angekommen, schrieb ich einen Brief an Högberg und schickte diesen sowie die Briefe von Dr. Hedin durch Haschim nach Kaschgar. Högberg schrieb zurück, daß ich nicht recht gehandelt habe, indem ich nicht mit ihm weitergereist sei; Dr. Hedin habe an den Konsul und Mr. Macartney geschrieben, und beide seien empört über mich; ich werde in Kaschgar keine Ruhe mehr haben und keine Post-

sendung vom Auslande mehr erhalten, da die Post ja in den Händen dieser beiden Männer liege. Nur Pater Hendrichs sei auf meiner Seite.

Ich blieb in Lajlik, Dr. Hedin aber reiste in die Wüste Takla-Mäkan. Am zweiten Tage verließ ihn mein Hund und kehrte wieder zu mir zurück, am vierten blieben zwei Leute und vier Kamele liegen, und er verlor viel Geld und Instrumente. Er selbst und sein Diener Islam belasteten zwei Kamele mit den nötigsten Sachen und ritten noch eine Tagereise weiter. Dann aber verloren sie auch die letzten Kamele und konnten nur das eigene Leben retten; halb tot kamen sie auf den Weg von Chotan nach Aksu, wo sich reisende Chinesen ihrer annahmen.

Unterdessen arbeitete ich in Lajlik, einem Dörfchen mit etwa fünf Häusern, in der Stille an meiner Übersetzung. Die Bewohner des Ortes heißen Dolang, d. i. Waldleute; ihre Sprache ist ein reines Türkisch. Alle Tage waren sie bei ihrer Arbeit, und ich saß am Ufer des Jarkent-Flusses und arbeitete im Schatten der Bäume; abends aber versammelten sie sich um mich und verlangten, daß ich ihnen vorlese. Dann las ich aus der Heiligen Schrift und erklärte ihnen das Wort Gottes. Ich übersetzte dort das Johannesevangelium. Nach einem Monat kam der früher erwähnte Münschi Abdurrahman aus Maralbaschi. Dieser alte Mohammedaner stammte, wie schon gesagt, aus Indien. Er war ein merkwürdiger Mann, ein altes Original. Obwohl er siebzig Jahre alt war und eine Frau hatte, wollte er sich nochmals verheiraten und tat es auch trotz meines Abratens. Er hatte keine ordentliche Arbeit, sondern ernährte sich mit Wahrsagen und Schreiben von Amuletten. Nachdem er sich in Jarkent verheiratet hatte, kam er wieder nach Kaschgar und lag eine Zeitlang schwer krank im Hofe des Mr. Macartney, der gerade verreist war. Ich schickte ihm Speise und ließ ihn durch meinen Diener versorgen. Nachdem er gesund geworden, reiste er wieder ab, eine Bibel, die ich ihm geschenkt hatte, mit sich nehmend. Er hatte zwei weiße Hunde und ein starkes Pferd, das außer ihm niemand bändigen konnte. Wenn er ritt, saßen die beiden Hunde vor ihm auf dem Pferde. Er liebte seine Tiere sehr; da aber nach mohammedanischem Gesetz die Hunde unrein sind, so wurde er oft von mohammedanischen Geistlichen getadelt, jedoch umsonst. Um sich zu entschuldigen, sagte er, der Hund stamme von Adam ab, er sei entstanden, als dieser nieste. Als er nach Lajlik kam, hatte er nur noch einen Hund bei sich; da ich nach dem andern fragte, flossen seine Tränen. „Er ist gestorben, und ich habe ihn begraben," sagte er. Er bat mich um Arbeit, und da er sehr schön und kunstvoll schreiben konnte, gab ich ihm meine Übersetzung zum Abschreiben. So blieb er eine Woche bei mir und half mir. Danach bat er, nach dem Städtchen Märket ziehen zu dürfen; er könne dort mit seinen Tieren billiger leben. Jede Woche wolle er kommen, seine Arbeit bringen und neue mitnehmen. Nach zwei Wochen kam er zurück und bat mich, mit ihm nach dem Dorfe Schabtschi bei Jarkent zu kommen. Man könne Papier und alles andere Material, das wir zu unserer Arbeit brauchten, gut in Jarkent bekommen. Als ich von Lajlik abreiste, baten mich die Leute unter Tränen, wiederzukommen und ihnen wieder die „guten Worte" zu sagen. Unterwegs kamen wir in ein Dorf, wo uns zwei Frauen besuchten, die Anliegen an den Münschi hatten. Die eine wünschte ein Amulett, damit

sich ein Mann, der schon verheiratet war, in sie verliebe; und die andere wünschte einen Zauberspruch von ihm, damit Zwietracht entstehe zwischen einem Mann und seiner Frau. Er versprach alles, was sie wünschten, wenn sie ihm zwei Tenge, d. h. 20 Pfennige, gäben. Er bat mich um Papier, um das Gewünschte aufzuschreiben; ich aber machte ihm auf persisch Vorstellungen, er solle doch endlich von solchem Betrug ablassen, um so mehr, da er nun schon so lange die Bibel lese. Aber er fuhr fort, um das Papier zu betteln; er wolle Geld verdienen, um davon Gerste für sein Pferd zu kaufen. Ich sagte: „Gerste für Ihr Pferd will ich Ihnen geben, jedoch nicht Papier für solche Dinge."

Als wir nach Schabtschi kamen, wurden wir sehr freundlich empfangen; der alte Münschi aber erkrankte am Fieber und lag danieder. Da er ein wenig medizinische Kenntnisse hatte, schrieb er sich selbst Rezepte, und wir brachten ihm aus Jarkent die gewünschte Arznei, doch sie half nicht. Nachdem wir seine alte Frau und seinen Schwiegervater hatten kommen lassen, starb er nach langen Qualen. Nach seinem Tode wollte sein Hund tagelang nicht fressen, und sein Pferd ließ niemand an sich heran. Ich blieb in Schabtschi in einer Familie Darugham und hatte Stille und gute Gelegenheit, meine Arbeit fortzusetzen. Die Leute dort waren gut und freundlich und hörten gern das Wort Gottes. Auch hatte ich im täglichen Umgang mit ihnen gute Gelegenheit, alle Ausdrücke ihrer Sprache von ihnen zu hören.

Als ich eines Tages nach Jarkent ritt, um Einkäufe zu machen, erfuhr ich, daß Mirsa Jussuf nach seiner Hochzeit mit Anna Nyström dorthin gekommen sei, um ein Haus für unsere Mission zu bauen. Ich kehrte in mein Dorf zurück, ohne ihn zu sehen. Nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief von Högberg, in welchem er mich bat, wegen einer Besprechung zu ihm nach Chanarik zu kommen. Zugleich kam ein Brief von Jussuf, der sich entschuldigte und um Verzeihung bat, daß er mir Sorge gemacht habe. Ich reiste nach Chanarik und traf Högberg, der von Kaschgar kam und sehr betrübt war. Er las mir einen Brief von Dr. Eckmann vor, in dem es hieß: „Ich habe eure beiden Briefe erhalten und miteinander verglichen und muß sagen, daß alles, was Johannes schreibt, richtig ist. Ohne Feuer kein Rauch. Du mußt im Einverständnis mit ihm leben und alles mit ihm durchsprechen, was du vornehmen willst. Anna Nyströms und Jussufs Benehmen kann der Mission nur schaden; darum soll Anna sogleich nach Schweden zurückkehren und Mirsa Jussuf nach Persien gehen." „Was sollen wir tun," sagte Högberg, „ich habe die Leute ja schon verheiratet. Wir können Mirsa Jussuf nicht zwingen, nach Persien zu gehen, und seine Frau nicht, sich von ihm zu trennen; ich hatte ohnehin einen schweren Stand mit ihm und schickte ihn deshalb nach Jarkent. Schreibe du an Dr. Eckmann, wie die Sache jetzt steht und daß wir nichts tun können. Du mußt auch Mirsa Jussuf als Christ vergeben, nun er sich demütigt." Ich sagte: „Er hat nicht an mir, sondern am Werke des Herrn gesündigt, und du hast das Ganze durch deine Unvorsichtigkeit verschuldet." Als er aber fortfuhr zu bitten, schrieb ich an Dr. Eckmann. Högberg riet mir, jetzt nicht nach Kaschgar zurückzukehren, da Dr. Sven Hedin den Konsul und Mr. Macartney gegen mich aufgebracht habe; ich könne nicht mit dem Auslande korrespondieren. So kehrte ich gern

nach Schabtschi zurück. Eines Tages kam Mirsa Jussuf mit zwei Leuten aus Kaschmir zu mir und lud mich nach Jarkent ein. Ich ritt zu ihm und sah, daß er ein Grundstück gemietet und Fundamente gelegt hatte. Aber er hatte viel Streit und Ärgernisse aller Art, und man wollte ihn hindern, weiterzubauen. Nun bat er mich, einige Tage dort die Aufsicht zu führen, während er nach Kaschgar reise, um Geld zu holen. Er kam aber nicht wieder, und Högberg schrieb mir, da Jussuf nicht kommen könne, solle ich den Bau zu Ende führen. Ich blieb etwa ein halbes Jahr in Jarkent, bis der Bau beendet war, und kehrte dann nach Kaschgar zurück.

Siebzehntes Kapitel.

Letzter Aufenthalt in Kaschgar.

Als ich den Bau in Jarkent beendet hatte und nach Kaschgar zurückkam, wünschte ich, meine schon vor einem Jahr beabsichtigte Erholungsreise anzutreten, und sagte Högberg, daß er um Urlaub für mich an Dr. Eckmann schreiben solle, da ich keine Verbindung mit Europa hatte. Er antwortete jedoch, ein Brief sei nicht nötig, da er zu bestimmen habe; er seinerseits erlaube aber nicht, daß ich reise, da kein Geld vorhanden sei. Wenn ich durchaus wolle, müsse ich aus der Mission austreten. Nachdem ich einen Tag überlegt hatte, was zu tun sei, sagte ich ihm: „Gut, ich werde ausscheiden." Darauf schrieb er auf ein Papier einige Zeilen, deren Inhalt war, daß nicht er, Högberg, mich veranlaßt habe, auszutreten, sondern daß ich freiwillig gegangen war. Dies mußte ich unterschreiben. Ich bat ihn nun um die für mich bestimmten hundert Rubel für die Reise nach Tiflis, von wo ich nach Kaschgar gekommen war. Als ich mir am folgenden Tage das Geld holen wollte, um meine Reisevorbereitungen zu treffen, sah ich, daß Högberg sich ebenfalls anschickte zu reisen, und zwar nach Schweden; infolgedessen hatte er kein Geld für mich übrig; er versprach jedoch, es mir aus Schweden zu schicken. Ich bat ihn, noch einige Tage zu warten und meine Übersetzung mitzunehmen, die nur noch einmal durchgesehen werden mußte; aber er erklärte, er könne darauf nicht mehr warten. So ritt ich ihm voraus, und jeden Abend, wenn er auf einer Station anlangte, war ich schon einige Stunden vor ihm dort und hatte einen Teil der Übersetzung durchgesehen. So beendete ich meine Arbeit während dreier Tagereisen. Er nahm die drei Evangelien mit — das Matthäusevangelium war schon vorher geschickt worden —, um sie der Bibelgesellschaft zu übergeben.

Nachdem ich Högberg so weit begleitet hatte, ritt ich nach Kaschgar zurück. Meine Geldmittel beliefen sich damals nur noch auf etwa zehn Rubel. Natürlich konnte ich davon nicht längere Zeit leben und sah mich gezwungen, von indischen Kaufleuten Geld zu leihen. Inzwischen arbeitete ich weiter an der Übersetzung des Neuen Testamentes, bis ich das Geld aus Schweden erhielt.

Nach drei Monaten schickte Högberg mein Reisegeld. Zu gleicher Zeit schrieb er an seine Frau, sie solle die indischen Kaufleute rufen, ihnen meine

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Schulden bezahlen und ihnen zugleich sagen, daß sie mir nichts mehr borgen sollten, da ich von keiner Seite Geld zu erwarten hätte. Die Kaufleute nahmen aber das Geld nicht an, sondern erklärten, daß sie nicht ihr das Geld geborgt hätten; außerdem hätten sie mich bereits drei Jahre gekannt, bevor Högberg und Frau nach Kaschgar kamen. Ferner meinten sie, es sei nicht nötig für sie, zu wissen, ob ich Geld zu erwarten habe oder nicht; jedenfalls brauche sie sich nicht zu beunruhigen, ob ich bezahlen könne. Dann kamen sie, um mir diese Unterredung mitzuteilen, und erboten sich, mir soviel Geld zu leihen, wie ich brauchte.

Man gab mir also das Geld, aber nach Bezahlung meiner Schulden blieb so wenig übrig, daß ich nicht reisen konnte. Ich erwartete jedoch die Entschädigung für meine Übersetzung. Als ich eines Tages von Kaschgar nach einem Dorfe ritt, um dort in Ruhe zu arbeiten, scheute mein Pferd vor einem chinesischen Wagen; ich fiel herunter und brach das rechte Bein. Auf einer Tragbahre brachte man mich nach Kaschgar zurück. Die Schmerzen waren sehr stark, auch war das gebrochene Glied geschwollen. Am folgenden Tage kamen Pater Hendrichs und der englische Arzt aus Indien, Dr. Tschragadin. Sie untersuchten mein Bein und sagten, daß keine Heilung möglich sei, wenn dasselbe nicht amputiert werde. Da ich mich nicht dazu entschließen konnte, schickte ich zu einem russischen Arzt, welcher sich der russischen Soldaten wegen in Kaschgar aufhielt. Er untersuchte mein Bein, sagte jedoch nichts Bestimmtes, da der englische Arzt die Amputation beschlossen hatte. Darauf fragte ich, ob es in Kaschgar nicht einen Synykdschi gebe, einen Mann, der, obwohl er nicht studiert hat, Erfahrung in der Behandlung gebrochener Glieder besitzt. Man brachte mir einen 95 Jahre alten Mollah, der nun, obwohl er ziemlich weit entfernt von mir wohnte, jeden dritten Tag zu mir kam. Nach sorgfältiger Untersuchung erklärte er, daß das Bein nicht nur gebrochen, sondern auch aus dem Hüftgelenk getreten sei; wenn es ihm gelinge, dasselbe wieder in die richtige Lage zu bringen, so biete das Weitere keine Schwierigkeiten mehr, da der Bruch nicht sehr gefährlich sei. Zwar werde es ein paar Monate dauern, aber das Bein werde geheilt werden. Er nahm nun zwei junge Leute zu Hilfe und brachte in wenigen Minuten das Bein wieder in die richtige Lage, was mir freilich viel Schmerzen verursachte. Dann nahm er zwanzig Eier und schüttete das Eigelb in eine, das Eiweiß in eine andere Schale. Mit einem fünf Meter langen Leinentuch, das er in das Eigelb getaucht hatte, umwickelte er mein Bein und legte ein zweites mit dem Eiweiß getränktes Tuch darüber; darauf band er mit einer Schnur zwei ganz dünne Bretter. Dann band er mich selbst fest, damit ich einige Tage nicht sitze, sondern nur liege. Jeden dritten Tag zog er die Schnur wieder fest, und alle vierzehn Tage legte er neue Verbände an. Als Diät verordnete er nur Weißbrot und Milch. Nach vierzehn Tagen konnte ich sitzen und nach zwei Monaten, auf Krücken gestützt, gehen. Bis zu meiner völligen Wiederherstellung vergingen vier Monate.

Als die Europäer in Kaschgar hörten, daß ich meinen Fuß von einem alten Türken behandeln lasse, wunderten sie sich sehr und meinten, es sei doch merkwürdig, daß ich in Europa gewesen sei und nicht wisse, daß die euro-

päischen Ärzte mehr verständen als diese Pfuscher. Es werde nichts nützen; wenn ich das Bein nicht amputieren lasse, werde auch das andre krank werden. Um mich zu überzeugen, erzählte man mir von einem russischen Prinzen namens Kniaz Galitzin, der vor kurzem aus Indien gekommen und nach Petersburg gereist sei. Dieser hatte auch das Bein gebrochen; wenn es möglich gewesen wäre, ihn auf diese Weise zu heilen, so hätte man es sicher getan, anstatt daß er jetzt mit einem Holzfuße herumgehen müsse. Ich erzählte das meinem alten Doktor. Er antwortete: „Ich kann Ihnen Jarim-Pascha (Halb-Prinz) — so nannte man Kniaz Galitzin in Kaschgar — nicht zeigen; aber ich kann Ihnen Leute zeigen, die ihr Bein schlimmer gebrochen hatten als Sie, jetzt aber gesund umhergehen. Sie werden wieder gesund werden, und es wird nicht sehr zu sehen sein, daß Sie hinken." Für seine Behandlung bekam er einen meiner alten Mäntel, der einen Wert von etwa 30 Mark hatte, und war sehr dankbar dafür.

Auch während dieser Monate arbeitete ich an meiner Übersetzung. Nach meiner Wiederherstellung las ich Mohammedanern die Arbeit vor und revidierte sie. Nachdem sie endgültig beendigt war, reiste ich im Februar 1897 von Kaschgar ab. Die mir zugesagten 300 Rubel für die Übersetzung hatte ich bisher nicht erhalten; Högberg, der inzwischen zurückgekehrt war, hatte mir provisorisch die Übersetzung des Römerbriefes für 100 Rubel abgekauft. Da jedoch diese Summe für meine Reise nicht ausreichte, mußte ich bei indischen Kaufleuten Schulden machen, die ich von Baku aus zurückzahlte.

Achtzehntes Kapitel.

Reiseerlebnisse.

Wenn man von Ost- nach Westturkestan reisen will, wählt man am besten den Winter. Freilich ist es dann sehr kalt, doch kann man sich dagegen durch warme Kleidung schützen, während die Reise im Frühjahr und im Sommer wegen der reißenden Ströme und der häufigen Schneerutsche sehr gefährlich ist. Für vierzehn Tage nahmen wir Lebensmittel für Menschen und Tiere mit, obwohl die Karawanen bei ungehinderter Reise gewöhnlich in neun bis zwölf Tagen Osch erreichen. Am fünften Tage gelangten wir nach Ergetschdam an der russischen Grenze, wo die eigentliche Gebirgssteigung beginnt. Es regnete und war sehr stürmisch. Da wir zwei Tage warten mußten, nahmen die russischen Beamten mich sehr freundlich auf.

Nach Überschreitung des Passes gelangten wir in ein kirgisisches Dorf, Sofininki. Da wir Osch nicht in vierzehn Tagen erreichen konnten, wollten einige Leute dort Einkäufe machen; aber die Kirgisen hatten kein Brot, und Milch konnte uns gegen die Kälte nicht viel helfen. Es gelang uns endlich, ein Kilo Talg zu finden, welches, geschmolzen und mit Reis, den wir noch übrig hatten, vermischt, uns für die letzten zwei Tage Nahrung bot. Von Osch kam ich in drei Tagen zu Wagen nach Chokänd, einer Stadt mit etwa 200000 Einwohnern. Hier blieb ich einige Tage bei einem armenischen Kaufmann, um so billig wie möglich nach Samarkand zu gelangen.

In dieser Zeit machten viele Mohammedaner die Pilgerfahrt nach

Mekka. Mit einem derselben und dessen Sohn legte ich für sechs Rubel den siebentägigen Weg nach Samarkand zurück. Mein Begleiter, ein sehr merkwürdiger Mann, war aus Margelan. Als wir am ersten Abend in einer Station anlangten, ging ich mit den Hadschis (Mekkapilgern) in die Karawanserei. Mein Reisegefährte aber blieb im Wagen und verrichtete dort „Sikr" (d. h. er rief unaufhörlich das Wort „Allah" mit eigentümlicher Artikulation). Er wollte damit die Aufmerksamkeit seiner Gefährten auf sich ziehen, damit sie seine Frömmigkeit sähen und ihm Essen schickten. Am dritten Tage begannen wir, uns etwas zu unterhalten. Ich führte das Gespräch herbei, besonders, da ich bemerkte, daß Vater und Sohn in Uneinigkeit miteinander lebten. Der Mohammedaner erzählte, daß er in Margelan Verwalter eines heiligen Ortes gewesen sei; man nenne ihn Ischan (religiöser Häuptling). Seit langen Jahren habe er den Wunsch gehabt, nach Mekka zu pilgern; da er jedoch kein Vermögen besessen habe, sei die Pilgerfahrt unterblieben. Jetzt habe er sein Haus verkauft, seine Frau entlassen und so die Mittel zur Reise gewonnen. Diesen Sohn habe er mitgenommen. Sie wollten nicht wieder zurückkehren, sondern am heiligen Orte sterben. Ich wünschte, daß Gott ihm ein gutes Ende dieser Fahrt geben möge, und fragte, ob er noch andere Kinder zurückgelassen habe. Er bejahte es, ein Mädchen von fünf Jahren, eins von acht Jahren und einen kleinen Sohn. Da er sah, daß ich darauf nicht antwortete, sondern meinen Gedanken nachhing, fragte er nach meiner Ansicht über seine Handlungsweise. Ich sagte ihm: „Nach Ihrem Gesetz haben Sie nicht richtig gehandelt. Der Islam hat für die Menschen fünf Pflichten bestimmt: Fasten, Gebet, Glaubensbekenntnis, Pilgerfahrt und Almosengeben. Die drei ersten gelten für alle Menschen, die beiden letzten nur für die Reichen. Da Sie aber nicht reich sind, haben Sie kein Recht, diese Pilgerfahrt zu unternehmen. Was wird Ihre Frau jetzt mit den drei kleinen Kindern tun, da Sie auch Ihr Haus verkauft haben?" Er entgegnete: „Ich habe meine Frau entlassen. Sie hat das Recht, eine andere Ehe einzugehen." „Gut, aber was werden die Kinder tun? Sie kann dieselben doch nicht mit in die Ehe nehmen. Wo wird sie sie lassen?" Er meinte: „Allah kerim dir (Gott ist gnädig)." Da sagte ich: „Der Barmherzige liebt aber nicht Menschen, die unbarmherzig sind. Sie nehmen Ihrer Frau und den Kindern Brot und Obdach in diesem harten Winter, um es den wilden Arabern zu geben, die Räuber sind. Durch solche Handlungsweise wollen Sie ein Gott wohlgefälliges Werk zustande bringen? Überlegen Sie, ob Ihr Gewissen Sie nicht anklagen wird." Bis Samarkand sprach ich in milder Weise mit ihm über sein Verfahren. Zuletzt sagte ich ihm: „Ihre Pilgerfahrt soll dorthin sein, wo Ihre Frau und Ihre Kinder sind; das wird Gott wohlgefällig sein." Das Resultat war, daß er mir dankte und beschloß, wieder umzukehren und Frau und Kinder wieder aufzunehmen. Mit Tränen nahm er Abschied von mir und bat mich, wenn ich wieder einmal nach Turkestan käme, ihn doch zu besuchen; er habe viel von mir gelernt.

An der chinesisch-russischen Grenze hatten die Soldaten mir einen Brief gegeben, den ich in Samarkand abliefern sollte. Als ich mich zu diesem Zweck früh am Morgen nach dem russischen Teile der Stadt begeben wollte,

begegnete mir ein Pristaw. Er sah mich an und sagte: „Wi Ewree! (Sie sind ein Jude.)" Ich entgegnete: „Nein, ich bin kein Jude!" – „Doch", sagte er, „Sie sind ein Jude. Woher kommen Sie? Wo ist Ihr Paß?" Ich antwortete ihm, ich sei ein Christ; mein Paß läge bei meinen Sachen in der Karawanserei, er möge kommen und ihn besichtigen. Er weigerte sich jedoch und nahm mich mit nach der Polizei. Dort angekommen, ließ er mich unter Aufsicht eines Gendarmen vor der Tür, während er selbst hineinging. Vergebens bat ich den Gendarmen, mich in die Karawanserei zu schicken, damit ich meinen Paß vorzeigen könne; mein Zug fahre am Mittag. Er schlug meine Bitte ab und sagte mir, daß ich warten müsse, bis der Natschalnik komme. Hungrig und durstig wartete ich, bis dieser endlich um zwölf Uhr kam. Man ließ mich jedoch nicht vor. Durch die Leute, die in das Polizeigebäude hineingingen, ließ ich den Natschalnik bitten, daß er mich rufen lasse, und endlich wurde ich vor den Beamten geführt. Im selben Augenblick kam auch der Kadi von Samarkand. Der Pristaw wiederholte nun seine Behauptung, ich aber sagte: „Ich bin ein Christ aus Persien. Warum haben Sie mich so lange behalten und mir nicht einen Soldaten mitgegeben, daß ich ihm den Paß vorzeigen konnte?" „Sie sind ein Jude", war die Antwort. Der Natschalnik bat den Kadi zu untersuchen, ob ich wirklich ein Christ sei und aus Persien stamme. Nachdem dieser ungefähr zehn Minuten persisch mit mir gesprochen hatte, sagte er zu dem Beamten: „Ich kann bezeugen, daß er die Wahrheit gesagt hat." Nun befahl der Natschalnik mir, am Abend dem Kadi meinen Paß zu bringen, das werde genügen. Als ich dankte und fortgehen wollte, sagte der Pristaw erbittert: „Er ist doch ein Jude!"

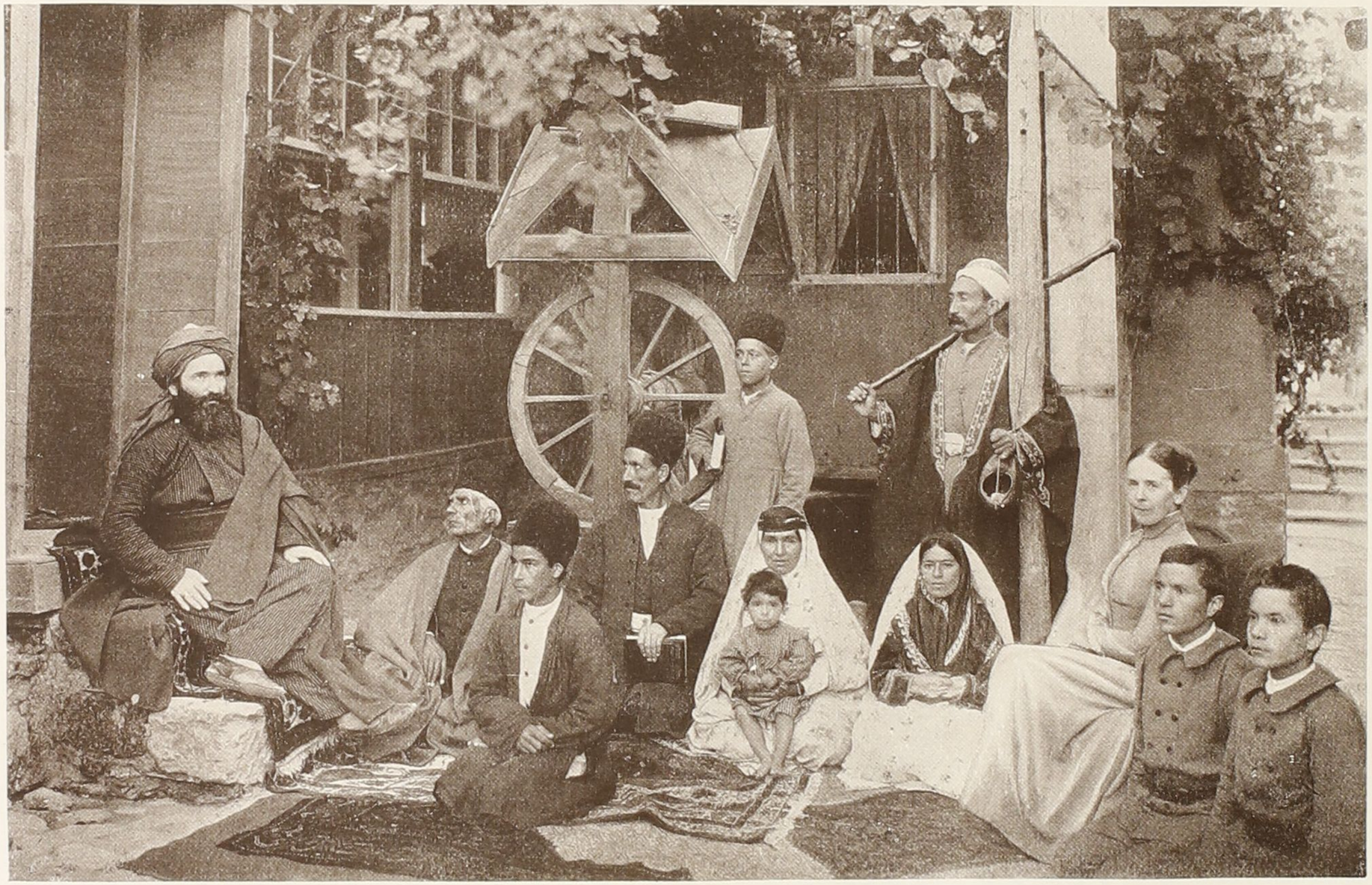
Von Samarkand gelangte ich mit der Bahn in sechs Tagen nach Grasnawosky am Kaspischen Meere, nachdem ich mich noch zwei Tage unterwegs aufgehalten hatte, um an verschiedenen Orten zu predigen. In Grasnawosky stieg ich ins Schiff, um nach Baku zu fahren. Da es sehr stürmisches Wetter war und unser Schiff dadurch sehr litt, kamen wir, anstatt nach einem, erst nach drei Tagen in Baku an. Hier revidierten die russischen Beamten das Gepäck. Ich fürchtete für meine Bücher. Als ich früher einmal von Persien nach Rußland reiste, hatte man mir nämlich Bücher im Werte von etwa 100 Mark fortgenommen mit der Begründung, sie zum Zensor schicken zu wollen; ich habe sie nie zurückerhalten. Obwohl die Grenzbeamten sehr freundlich waren, war ich doch besorgt, daß es mir diesmal ebenso gehen könne. Aber der Herr fügte es, daß die Umstände uns zu Hilfe kamen. Es war Brasnick (Feiertag), so daß die Beamten nicht alle kommen konnten, und außerdem war es sehr windig und kalt, so daß sie sich nicht lange aufhielten, sondern nur oberflächlich nachsahen. So rettete ich meine Bücher.

In Baku blieb ich einige Tage und legte vor den dortigen evangelischen Brüdern Zeugnis für den Heiland ab. Dann fuhr ich nach Schuscha, wo ich eine Woche bei Freunden verweilte. Das nächste Reiseziel war Schemacha, wo ich mich vorher angemeldet hatte, um in der armenisch-lutherischen Kirche zu predigen. Ich wurde herzlich empfangen, aber gleich darauf wegen Visierung meines Passes nach der Polizei gebracht. Als der Pristaw er-



Joh. Awetaranian und Frau Helene geb. v. Osteroth (1900)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13



Im Hofe des Missionshauses in Warna

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

fuhr, daß ich am Sonntag predigen wollte, sagte er mir: „Dann muß ich Sie als Gefangenen, von Soldaten eskortiert, zurückschicken; Sie dürfen es nicht, müssen vielmehr vorher abreisen. Es ist Ausländern nicht erlaubt, hier an einem Feiertag zu predigen." So predigte ich am Freitagabend und fuhr am Sonnabend weiter nach Tiflis. Dort sah ich meinen alten Freund Pastor Keworkian wieder und suchte auch Herrn Steinbrecher, den Agenten der Britischen Bibelgesellschaft, auf. Nachdem ich mit ihm über den Druck meiner Übersetzung gesprochen hatte, schrieb ich nach London, daß, dem Auftrage der Gesellschaft gemäß, die Übersetzung des gesamten Neuen Testaments fertig sei. Man antwortete mir, daß erst die vier Evangelien gedruckt werden müßten, von der mehr oder weniger guten Verbreitung derselben hänge es ab, ob auch der übrige Teil gedruckt werden solle. Diese Antwort befriedigte mich nicht, erstens, weil mir schriftlich aufgetragen worden war, das gesamte Neue Testament zu übersetzen, ferner, weil ich aus Erfahrung wußte, daß es besser ist, statt einzelner Teile das ganze Testament auf einmal zu verbreiten, und endlich, weil ich es für meine Pflicht ansah, die Schrift so bald wie möglich in die Hände des Volkes zu legen, dessen Sprache ich mit Gottes Hilfe so gut gelernt hatte, zumal ich wußte, welch großes Verlangen nach dem Worte Gottes unter den Kaschgaren herrscht. Ich hätte die Kosten des Druckes gern selbst getragen, wenn ich die Mittel dazu besessen hätte. Es war mir unbegreiflich, weshalb die Bibelgesellschaft die Sache jetzt aufschob. Zum zweiten Male schrieb ich nach London und legte in meinem Briefe alle oben erwähnten Punkte dar. Zugleich bemerkte ich, wenn die Gesellschaft es wünsche, wolle ich die Korrektur lesen und für die Übersetzung kein Geld nehmen, damit nur das Wort so schnell wie möglich unter die Kaschgaren komme.

Neunzehntes Kapitel.

Eine neue Bekanntschaft und ihre Folgen.

Während ich auf die Antwort wartete, wurde ich mit dem deutschen Pastor Hansen bekannt, mit dem ich verschiedentlich über meine Angelegenheit sprach. Er riet mir, mich mit Pastor Faber in Verbindung zu setzen, der in nächster Zeit auf der Durchreise nach Persien in Tiflis erwartet werde. Er sei Leiter einer Mohammedanermission gewesen. Ich befolgte diesen Rat. Pastor Faber begegnete mir freundlich, interessierte sich für mich und meine Sache und versprach mir, wegen der Bibelübersetzung umgehend nach London zu schreiben. Alsdann bat er mich, ihn für zwei Monate nach Persien zu begleiten, da er außer dem jungen armenischen Arzt, den er bei sich hatte, einen Mann brauchte, der mit den dortigen Verhältnissen vertraut war. Da er mir seinerseits tatkräftige Hilfe versprochen hatte, außerdem auch mein Aufenthalt in Tiflis augenblicklich von keinem besonderen Nutzen war, willigte ich ein und reiste zunächst mit ihm nach Eriwan. Hier mußte er eine Geldsendung aus Deutschland abwarten. Während dieser

Zeit wollte er den bisher von Tag zu Tag aufgeschobenen Brief schreiben. Außerdem beabsichtigte er, in Karakojunly in der Nähe von Eriwan einen Stein mit Keilinschrift zu erwerben, von dem man ihm erzählt hatte. Zu diesem Zweck setzte ich mich mit einem Mohammedaner in Verbindung, welcher versprach, die Sache mit dem Manne, in dessen Acker der Stein lag, zu ordnen. Jedoch bat er Pastor Faber, sich nicht weiter hineinzumischen, da es nur zu seinem Nachteil gereichen würde. Ich benutzte den Aufenthalt, den unsere Reise erlitt, um die Gemeinden in der Nähe von Eriwan zu besuchen, in denen ich früher gearbeitet hatte. Als ich nach vierzehn Tagen zurückkam, war meine erste Frage an Pastor Faber, ob er nach London geschrieben habe. Er antwortete, er wolle es jetzt tun, fing auch sofort mit Bleistift an zu schreiben. Der Mohammedaner hatte inzwischen in Karakojunly den Stein gekauft und von zwei Baumeistern den wertvollen Teil mit der Inschrift abschlagen lassen. Die mehrere Meter hohe und breite Platte wurde dann zu Wagen nach Tiflis befördert, um von dort per Bahn nach Deutschland gebracht zu werden.

Während dieser Zeit war es schon recht heiß geworden, und Pastor Faber hatte unter den Insekten so zu leiden, daß er mir eines Tages erklärte, er könne jetzt nicht weiterreisen, sondern wolle nach Deutschland zurückkehren und später wiederkommen. Kurze Zeit darauf verließ er Eriwan, nachdem er mich gebeten hatte, ihm nach Deutschland zu schreiben.

Ich hatte auf meinen Brief nach London dieselbe ablehnende Antwort erhalten wie das erste Mal. So hielt auch mich nun nichts mehr in Kaukasien, und da einige Brüder mich mit Geldmitteln unterstützten, konnte ich im Sommer nach Stockholm reisen. Einen Sonntag hielt ich mich in Petersburg auf und besuchte den dortigen Vertreter der Britischen Bibelgesellschaft, Dr. Kean. Dieser war sehr freundlich und erkundigte sich angelegentlich nach Kaschgar und der Übersetzung, da die Verbreitung der Schrift in Kaschgar in seiner Hand lag.

In Stockholm angekommen, fand ich ein Telegramm von Pastor Faber vor: „Kommen Sie nach Deutschland, ich werde die Übersetzung drucken lassen." Ich ging nun zunächst zu Dr. Eckmann und sprach mit ihm über die ganze Angelegenheit. Er meinte, die Sache mit Faber verstehe er nicht; er rate mir aber, zuerst nach London zu reisen und, sobald dort alles geordnet sei, in Deutschland den Druck zu veranlassen. Diesem Rate folgte ich. In London besuchte ich den schwedischen Missionar Engvall und ging mit ihm zu Dr. Wright, dem Direktor der Bibelgesellschaft, nachdem wir erst viel Mühe gehabt hatten, diesen zu finden. Aber alle meine Bemühungen waren vergebens. Er sagte mir: „Wir haben beschlossen, die vier Evangelien zu drucken. Bevor der übrige Teil gedruckt wird, müssen wir erst sehen, was für eine Aufnahme die Evangelien finden, die jetzt in Leipzig unter der Presse sind. Es wäre gut, wenn Sie nach Deutschland reisten, um die Korrektur zu lesen."

So fuhr ich im Herbst 1897 von London nach Berlin. Da ich dort völlig unbekannt war, suchte ich Pastor Faber auf. Er kam mir wie bei unsrer Begegnung sehr freundlich entgegen und war mir in jeder Weise behilflich. Auf seine Veranlassung hielt ich verschiedentlich Vorträge über

die Mission in Kaschgar, und ihm verdanke ich meine ersten Beziehungen zu den gläubigen Kreisen in Deutschland. Als ich der deutschen Sprache etwas mächtig geworden war, machte ich auch Reisen und gewann der Arbeit überall Freunde. Faber selbst suchte durch Wort und Schrift weitere Kreise für dieselbe, insbesondere auch für meine Bibelübersetzung zu interessieren. Durch ihn machte ich auch die Bekanntschaft des Sprachgelehrten Professor Andreas, mit dessen Hilfe ich meine Übersetzung noch einmal revidierte unter Zugrundelegung des Urtextes.

In dieser Zeit kam Pastor Amirchanjanz nach Berlin. Als er hörte, daß ich mit Faber in Verbindung stehe, warnte er mich nachdrücklich. Er sagte mir, daß Fabers pekuniäre Verhältnisse nicht klar seien; außerdem habe er in Rußland einen Stein „gestohlen". Daß Faber allein stand und nicht, wie ich früher geglaubt hatte, einem Komitee angehörte, hatte ich zwar selbst schon gesehen. Da ich aber nur Freundlichkeit von ihm erfahren und, was den Stein betraf, den ordnungsgemäßen Kauf desselben selbst erlebt hatte, so beachtete ich diese Warnung nicht.

Inzwischen war es Sommer geworden. Faber hatte die Absicht, mich im August nach Kaschgar auszusenden, was ich freilich erst später erfuhr. Wegen der großen Entfernung hatte er den Wunsch, mir gleich die Mittel zum Unterhalt für ein ganzes Jahr mitzugeben, und sammelte diese nun im Kreis der Freunde. Ich war noch immer mit der Korrektur für Leipzig beschäftigt.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Bibelübersetzung.

Mitten in der Arbeit begriffen, wurde ich im Juni 1898 zur Missions-Jahreskonferenz nach Stockholm eingeladen. Auf zehn Tage fuhr ich dorthin und traf viele bekannte Brüder, so daß diese Zeit mir eine Freuden- und Erholungszeit wurde. Man fragte mich, warum ich nicht mehr mit dem Missionsförbundet arbeite, und bat mich, falls das Komitee meinen Wiedereintritt befürworten solle, ihn nicht abzulehnen. In einer Sitzung stand Dr. Eckmann auf und sagte: „Unsern Missionar Awetaranian wollen die Deutschen haben; aber wir wünschen, daß er mit uns arbeite und von uns ausgeschickt werde. Sind Sie damit einverstanden?" Fast alle anwesenden Mitglieder stimmten diesem Vorschlage bei. Darauf rief Dr. Eckmann mich und fragte, ob ich auch einwillige. Meine Antwort war: „Ich bin des Druckes wegen nach Europa gekommen; bis jetzt ist nichts dafür geschehen. Die deutschen Freunde wollen mir beistehen. Wenn Sie die Angelegenheit übernehmen wollen, werde ich natürlich gern mit Ihnen weiterarbeiten; wenn aber die deutschen Freunde meine Arbeit drucken lassen, werde ich mit ihnen zusammen gehen." Man versprach mir, den Druck übernehmen zu wollen. Nach der Konferenz riet Dr. Eckmann mir, wieder nach Deutschland zu reisen und mich eingehend nach den Herstellungskosten des Werkes zu erkundigen.

Als ich Pastor Faber den Beschluß der Konferenz mitteilte, war er sehr erfreut, da es ihm, wie er mir sagte, unmöglich gewesen wäre, die nötigen Mittel für meine Aussendung zu beschaffen. Um aber doch einen Anteil an der Arbeit in Kaschgar zu haben, gab er ein Flugblatt heraus, in welchem er um eine Summe zur Gründung eines Waisenhauses in Kaschgar bat.

Wie ich in Leipzig erfuhr, sollten sich die Kosten für 2000 Exemplare des ganzen Neuen Testaments auf 12000 Mk. belaufen. Das teilte ich Dr. Eckmann mit; er antwortete mir, daß er nach London an die Bibelgesellschaft geschrieben habe und daß diese das Testament vielleicht drucken werde; wenn jedoch die Gesellschaft das Anerbieten wieder ausschlagen sollte, so werde der schwedische Bund es drucken lassen, ich solle nur weiter mit Dr. Andreas revidieren. Nach einigen Monaten erhielt ich von Mr. Morrison, dem Direktor der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in Berlin, eine Einladung, zu ihm zu kommen. Zu gleicher Zeit bekam ich einen Brief von Dr. Eckmann, daß die Londoner Bibelgesellschaft meine Übersetzung angenommen habe und nun kein weiteres Hindernis vorliege. Frohen Mutes ging ich zu Mr. Morrison. „Ich hatte Ihnen eine fröhliche Mitteilung zu machen," redete er mich an, „aber soeben erhalte ich aus London ein Telegramm, daß ich mit der Mitteilung noch warten solle; die Sache werde sich vielleicht doch anders gestalten." Die Angelegenheit klärte sich später dahin auf, daß Missionar Högberg aus Kaschgar geschrieben hatte, die Übersetzung müsse erst noch einmal in Kaschgar revidiert werden. Das war der Grund, weshalb die Bibelgesellschaft den Druck aufgeschoben hatte. Diese Beanstandung seitens Högbergs hatte eine Konferenz zur Folge, die bei Mr. Morrison in Berlin tagte. Ich lasse darüber Lektor Dr. Waldenström sprechen, der in der schwedischen Zeitung „Hemlandsposten" vom 7. Januar 1899 folgendermaßen schrieb:

„Niemals hätte ich geglaubt, daß ich so plötzlich wieder nach dem Auslande reisen sollte. Aber die Umstände machten es notwendig, so daß ich mich darin fügen mußte. Unsere kaschgarischen Missionare hatten einige Anmerkungen gegen die Übersetzung von Awetaranian gemacht, welche bewirkten, daß die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft nicht eher drucken lassen wollte, bis das Fehlerhafte beseitigt sei. Es gab keinen andern Weg, als daß ich zusammen mit unserm Missionar Beklund nach Berlin reiste, um zu untersuchen, wie es sich mit der Sache verhalte. Auf dem Wege nach Berlin dachten wir über die Anmerkungen, die gemacht worden waren, nach, die mir teilweise recht ernst zu sein schienen.

In Berlin wurden wir von Awetaranian, Landsmann, dem Judenmissionar des Schwedischen Missionsförbundet, und Professor Andreas empfangen, einem auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen besonders gelehrten Manne, welcher sich mit größtem Interesse in Awetaranians Übersetzungsarbeit hineingedacht hat. Professor Andreas hatte zum Studium der orientalischen Sprachen sechs Jahre in Persien zugebracht. Das ist eine ganz besondere Führung unseres Gottes, daß dieser Mann der Wissenschaft mit Awetaranian in Berührung kommen und sofort von lebhaftem Interesse für diese Arbeit ergriffen werden sollte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Mittwoch mittag waren wir bei dem Vertreter der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, Mr. Morrison, eingeladen, einem besonders frommen, feinen und gefälligen Mann. Am Nachmittag begann unsre Verhandlung, welche viele Stunden währte. Beklund machte seine Anmerkungen, aber aus der Diskussion ging hervor, daß sie größtenteils auf Mißverständnissen beruhten. — Man kann ja von Missionaren, die drei oder fünf Jahre in Kaschgar gewesen sind, eine vollendete Sprachkenntnis nicht erwarten; Awetaranian dagegen, geboren in der asiatischen Türkei und selbst ein früherer mohammedanischer Priester, zeigte während der ganzen Verhandlung einen ungewöhnlich feinen Sprachsinn, was auch von Professor Andreas bezeugt wurde. Die vorgebrachten Einwendungen schränkten sich auf wenige Stellen ein und berührten nur solche Kleinigkeiten, daß Direktor Morrison zu mir sagte: „Wenn die Einwendungen, welche man machen könnte, sich auf solche Kleinigkeiten beziehen, dann muß die Übersetzung von Awetaranian vorzüglich sein." Professor Andreas erklärte dasselbe und setzte seine wissenschaftliche Ehre darauf, daß keine gegenwärtige orientalische Bibelübersetzung sich mit der Awetaranians vergleichen könne — und das will viel sagen."

So weit Lektor Dr. Waldenström, was meine Angelegenheit anbelangt.

Das Resultat dieser Zusammenkunft war, daß man beschloß, nach London zu schreiben, damit der Druck nicht aufgeschoben werde. Dr. Waldenström sagte mir, daß er erst nach Schweden reisen und veranlassen müsse, daß vom Vorstand aus geschrieben werde. Die Bibelgesellschaft erklärte sich daraufhin zum Druck bereit. Plötzlich kam von Högberg ein Brief nach London, des Inhalts, er habe einem Mollah namens Arabschah die Evangelien zur Nachprüfung übergeben, und dieser habe erklärt, die Übersetzung sei nicht gut. Daraufhin schob die Bibelgesellschaft den Druck abermals auf. Dr. Eckmann schrieb mir, es tue ihm leid, daß die Angelegenheit eine solche Verzögerung erleide; es gebe aber nun wohl keinen andern Rat, als daß ich nach Kaschgar reise, um mit Högberg die Sache in Ordnung zu bringen, und sodann die Arbeit nach Europa zurückschicke. Auf diesen Vorschlag konnte ich nicht eingehen, weil es mir dann unmöglich gewesen wäre, Korrektur zu lesen, was mindestens sechsmal geschehen mußte; zum jedesmaligen Schicken von Leipzig nach Kaschgar und zurück aber wären zwei Monate nötig gewesen. Außerdem hatte ich die Überzeugung, daß ein Aufenthalt in Kaschgar für die Revision nichts nützen werde, da alles, was ich in dieser Beziehung tun konnte, meinerseits in Kaschgar bereits geschehen war. Ich teilte Dr. Eckmann meine Ansicht mit und machte ihm den Vorschlag, an Högberg zu schreiben, daß dieser, so weit es ihm möglich sei, die Einwendungen niederschreiben und herschicken solle; dann könne man ja ändern, was zu ändern nötig sei. Nötigenfalls solle man auch Arabschah nach Berlin schicken.

Auf einer der Vortragsreisen, die ich in jener Zeit machte, lernte ich in Stettin Herrn Andrae-Roman kennen. Durch ihn wurde ich mit der Familie von Osterroht bekannt. Der Herr fügte es, daß ich mich mit einer Tochter des Herrn von Osterroht verlobte.

Um nun die augenblickliche Lage der Dinge klar zu übersehen, bat ich Faber um eine Abrechnung über die bisher für Kaschgar eingegangenen Be-

träge, sowie über die bis jetzt davon gemachten Auslagen. Er weigerte sich jedoch, wie er auch meinen und Professor Andreas' Bitten um Bildung eines Komitees beständig ausgewichen war*). Die Sache zog sich lange hin, und endlich sah ich mich genötigt, meine Verbindung mit ihm zu lösen.

Es vergingen vier Monate, bevor wegen der Übersetzung aus Kaschgar Antwort kommen konnte. Nachdem ich mich mit Dr. Eckmann ins Einverständnis gesetzt hatte, reiste ich mit Dr. Lepsius nach dem Orient, über Rußland nach Persien und Mesopotamien, dann über Konstantinopel und Varna zurück nach Berlin.

Als wir in Berlin eintrafen, waren auch Dr. Waldenström und Missionar Högberg aus Kaschgar dort anwesend. Wiederum wurde eine Sitzung anberaumt, die noch länger dauerte als die vorhergegangene. Dr. Waldenström wurde zum Vorsitzenden und Dr. Lepsius zum Schriftführer gewählt. Högberg brachte seine Einwendungen vor, die zu Papier gebracht wurden. Vierzig Stellen beanstandete er. Darauf wurde er aufgefordert, noch mehr zu sagen, wenn er noch etwas zu erwähnen habe. Da das nicht der Fall war, wurden seine Einwendungen klassifiziert. Achtunddreißig betrafen die Synonymik; diese wurden von der Kommission nicht als Fehler gerechnet, da Högberg nicht wissen konnte, welche Wörter hätten gewählt werden müssen. In betreff der beiden andern Stellen fragte man mich. Im ersten Verse des ersten Kapitels im Matthäusevangelium hatte ich das arabische Wort „ibn" (Sohn), im vierten Kapitel dagegen „ogul" (ebenfalls Sohn) gebraucht. „Im ersten Falle", erklärte ich, „habe ich „ibn" angewendet, weil es in der türkischen Sprache gebraucht wird, um den Begriff des Eigennamens hervorzuheben. Im vierten Kapitel dagegen habe ich „ogul" gebraucht, um die Sohnschaft hervorzuheben." Damit war die Konferenz einverstanden. Im andern Falle lag ebenfalls ein Mißverständnis vor. Schließlich sagte Högberg: „Arabschah hat doch Fehler in Ihrer Übersetzung gefunden." Die Übersetzung, welche dieser gelesen hatte, lag auf dem Tische. Pastor Amirchanjanz nahm das Testament und las, was Arabschah am Schlusse eines jeden Evangeliums geschrieben hatte, nämlich: „Diese heilige Schrift habe ich bis zum Ende durchgesehen. Diese Schrift ist außerordentlich richtig übersetzt. Der Herr Übersetzer, Missionar Johannes Awetaranian, hat mit äußerster Vorsicht und großen Anstrengungen übersetzt. Ein paar Worte, die man vor- und nachsetzen kann, habe ich nach meiner Kenntnis angedeutet. Schluß." Da Högberg damals wenig Kaschgarisch lesen konnte, hatte er diese Worte nicht verstanden. Die Konferenz beschloß, meine Übersetzung drucken zu lassen; wenn die schwedischen Missionare wollten, sollte ich eine Korrektur an Arabschah schicken.

Lektor Dr. Waldenström fuhr mit Högberg wieder zurück nach Schweden, während ich in Berlin blieb. Einige Monate vergingen, ohne daß ich von dem Druck meiner Übersetzung etwas hörte. Ich ging zu Mr. Morrison und fragte, warum man nicht mit dem Druck beginne. Er antwortete, ich solle meine Arbeit nach Stockholm schicken; vom Komitee in Stockholm werde

*) Auch Dr. Lepsius hatte von einer Verbindung seiner Arbeit mit Pastor Faber abgesehen. „Da F. es abgelehnt hatte, sich einem Komitee einzufügen." (Christlicher Orient 1900. S. 3/4.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

sie nach Deutschland gesandt und dort gedruckt werden. Ich fragte, warum die Übersetzung erst einen so langen Weg machen müsse, wenn die Arbeit in Deutschland ausgeführt werden solle; das könne doch brieflich erledigt werden. Außerdem wußte ich, daß in Schweden niemand des Kaschgarischen mächtig war; denn da Högberg, wie die Konferenz gesehen hatte, zur Durchsicht unfähig war, konnte ich ihm meine Arbeit nicht anvertrauen. So ist die Übersetzung damals ungedruckt geblieben *).

Während der 8monatigen Orientreise hatten Dr. Lepsius und ich über die Mission im Orient genügend nachgedacht, und da ich nach diesen Berliner Verhandlungen sah, daß ich meinen Zweck nicht erreichte und es auch gegen mein Gewissen war, die Arbeit in solchen Händen zu lassen, beschloß ich, mit Dr. Lepsius zusammen zu arbeiten und in die Deutsche Orient-Mission einzutreten.

In einer Komiteesitzung der Deutschen Orient-Mission wurde beschlossen, daß ich nach Varna in Bulgarien übersiedeln solle, um unter den Mohammedanern zu arbeiten. Zunächst sollten aber die Freunde der Mission besucht werden, um ihnen die Ausbreitung des Evangeliums unter den Mohammedanern ans Herz zu legen. Etwa vier Monate reiste ich in Ost- und Westdeutschland und hielt Vorträge.

Im Juni des Jahres 1900 wurde ich mit Fräulein Helene von Osterroht von Pastor Israel in der Matthäikirche zu Berlin getraut.

Nach einer Abordnungsfeier im Kreise der Freunde der Deutschen Orient-Mission am 7. November desselben Jahres reiste ich mit meiner lieben Frau, welche mir in der Arbeit des Herrn eine große Hilfe wurde, nach Varna in Bulgarien.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mohammedaner-Mission in Bulgarien **).

In Bulgarien gab der Herr uns in der Stadt Varna eine offene Tür. Jakob Schahveled, der Prediger der evangelisch-armenischen Gemeinde wie auch der Prediger der bulgarischen Methodisten Theodoroff waren mit uns verbunden und freuten sich, daß für die bisher von den Christen so wenig bedachten Mohammedaner eine Arbeit begonnen wurde.

Meine Tätigkeit in Bulgarien war in folgender Weise geordnet: Ich predigte jeden Sonntag türkisch, und meine Zuhörer waren türkisch sprechende Armenier, Bulgaren, Griechen und einzelne Mohammedaner. Alle diese verschiedenen Nationalitäten verstehen Türkisch. Am Sonntagnachmittag kamen einige Männer zu mir zur Bibelstunde, und wir beteten zusammen und vertieften uns gemeinsam in das Evangelium Johannes. Dabei entwickelte sich ein sehr eigentümliches Bild, denn jeder las seinen Bibelvers in seiner Muttersprache. Griechen im Urtext, Armenier türkisch, alt- und neu-

*) Siehe den endlich vollendeten Druck und dessen weiteres Schicksal Kapitel 26, S. 162 und Kapitel 27, S. 169 Fußnote.

**) Die nun folgenden Kapitel sind den eigenhändigen Berichten des Verfassers entnommen, die er in der Monatsschrift der Deutschen Orient-Mission „Der Christliche Orient" in den Jahren 1901 und ff. veröffentlicht hat.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

armenisch, Bulgaren bulgarisch, vor mir lagen die deutsche und die schwedische Bibelerklärung, die Besprechung aber geschah in türkischer Sprache.

Die Mohammedaner besuchte ich in ihren Läden und Moscheen, um ihre besondere Art hier in Bulgarien gründlich kennenzulernen und zu sehen, wie die mohammedanischen Geistlichen ihre Leute fesseln. Vielleicht ist es nicht bekannt, daß die Mohammedaner nur 33 Predigten im Jahre haben, 32 davon werden im Ramasan, dem Fastenmonat, gehalten und die letzte zwei Monate später im Kurban. Der Ramasan ging eben zu Ende, als ich einmal auf dem Wege zur Moschee zwei Methodistenbrüder traf, die mit mir gehen wollten. Sie scheuten sich aber schließlich, mich zu begleiten. So ging ich allein.

Der Fußboden der Moschee ist mit Matten bedeckt, und jeder Eintretende zieht am Eingang seine Schuhe oder Galoschen aus, damit er nichts vom Straßenstaub hineinbringt, legt sie mit den Sohlen aufeinander und tut sie vor sich auf Plätze, die für diesen Zweck bestimmt sind. Kein Tisch, kein Stuhl ist zu sehen. Nur eine Kanzel für den Prediger steht an der linken Seite, und auf der rechten steht der Mämber, nämlich eine Treppe mit 10 Stufen; zwischen Mämber und Kanzel ist der Mehrab, welcher etwa die Stelle unseres Altars einnimmt und wo im Namaz (Gottesdienst) der Priester steht. Der Mehrab ist so gebaut, daß der Priester sich nach Mekka wenden muß und das Volk nach der Reihe hinter ihm steht. Der Mämber wird an jedem Freitag und Feiertag benutzt. Der Priester steigt bis zur siebenten Stufe hinauf, wendet sich zum Volk und liest Chütbe (die Anrede) in arabischer Sprache. Nachmittags, als der Gottesdienst zu Ende war, ging ich zur Predigt; ich ließ meine Galoschen am Eingang und setzte mich à la türka neben die Tür. Das sind die bescheidensten Plätze. Nach einigen Minuten bemerkte mich der Muessin, kam zu mir und sagte leise: „Bitte kommen Sie nach vorn und nehmen Sie einen besseren Platz ein." Ich dankte ihm für seine Freundlichkeit, blieb aber an meinem Platze, weil ich dort am besten beobachten konnte. Doch der freundliche Muessin beruhigte sich noch nicht. Er ging zur Tür, nahm meine Galoschen, legte sie neben mich und flüsterte: Ich fürchte, daß die Zigeunerkinder sie am Eingang stehlen könnten.

Der Prediger besteigt die Kanzel, die nur einen niedrigen Rand hat, denn der Priester sitzt wie alle seine Zuhörer mit untergeschlagenen Füßen nach türkischer Art. Die geistliche Nahrung, die er bot, war recht kärglich. Nach dem arabischen Gebet, welches verlesen wurde, fing er an, den Leuten zu erklären, daß es eine Sünde sei, eine andere Moschee aufzusuchen als diejenige, die in eines jeden Bezirk läge. Danach sprach er über das Gebet und sagte, man kann den Koran nicht als Koran lesen, sondern als Gebet. Diese merkwürdige Behauptung begründete er auf verschiedene Weise. „Wenn du", so sprach er, „beten willst, so sage auswendig her, soviel du vom Koran kennst, Gott wird dieses, sein Wort, als Gebet rechnen, du brauchst nicht über den Sinn der Worte nachzudenken. Indessen darfst du auch in deiner gewohnten Sprache beten und etwas von Gott erbitten, sei es Nahrung, Geld, Kleider u. dgl., aber am besten ist es, wenn du um die Seligkeit betest, denn Gott erhört gern dieses Gebet. Die heiligen und gelehrten Männer aber haben, wenn sie in ihrer Sprache beteten, ihr Gebet in sieben Worte gefaßt, was darüber ist, ist überflüssig, und überflüssige Worte sind Gott nicht ge-

nehm. Aber wenn du dich nicht mit sieben Worten begnügen kannst, so wiederhole sie nur, so oft du willst." „Jetzt ist Ramasan", sprach der Prediger weiter, „und wir fasten. Die Gott wohlgefälligste Zeit zum Gebet ist abends vor dem Essen; ohne Zweifel, ganz unbedingt wird dieses Gebet von Gott erhört. Wahrlich, wenn jemand daran zweifelt, ist er ein Gotteslästerer. Meine Teuren, vergeßt und vernachlässigt diese Gebetszeit nicht." Er befestigte diese Ermahnung mit einigen Legenden.

Am anderen Morgen um 6 Uhr besuchte ich die größte Moschee der Stadt, welche voller Zuhörer war, so daß der Prediger keine Ermahnung zum Besuch nötig hatte, wie Tags vorher sein weniger glücklicher Kollege. Sein Text waren die Worte des Korans: „Errettet ist, wer sich reiniget." (Sure 91, V. 9.) Er ist und wird errettet, nicht daß er errettet war!! Er sagte, daß niemand in die Welt kommt als Gläubiger oder Ungläubiger, sondern Gott gibt ihm einen freien Willen mit und läßt ihm freie Entscheidung. Derjenige reinigt sich, welcher an Gott glaubt und in seinem Herzen dem Unglauben keinen Raum gibt. Dann forderte er die Leute auf, mit lauter Stimme zu sagen: „Gott bewahre uns vor dem Unglauben", und sogleich antwortete ihm die ganze Gemeinde. Danach sprach er: „Gott bewahre uns vor Ungehorsam", und seine Worte wurden wiederum von allen wiederholt. Dann beschrieb er, wie genau man sein müsse in Waschungen, in Gebetsformen usw. Er empfahl das Gebet um Mitternacht und sagte: „Wenn jemand um Mitternacht aufsteht und dreimal Namaz (Gebet) macht, so ist das Gott besonders angenehm, und unser Prophet und Herr, Mohammed, — Gottes Friede sei über ihm! — hat es seinen Freunden empfohlen. Aber er hat es nicht zur Pflicht gemacht, wie den täglichen fünfmaligen Namaz, denn er fürchtete, daß dadurch die Muselmänner beschwert würden. Denn er hatte hierfür keinen Auftrag von Gott, darum konnte er es dem freien Willen überlassen." Danach sagte er, wie die Moslem einander grüßen sollten; dieses sei eine Pflicht wie das fünfmalige Gebet. Wer einen Moslem sieht und grüßt ihn nicht, der sündigt. Wenn der andere nicht wiedergrüßt, so sündigt er. Der rechte Gruß ist „Friede sei mit dir", und die Antwort ist „und der Friede sei mit dir"; man darf das „und der" nicht weglassen, denn dadurch wird der Dank ein wenig länger als der Gruß. Selbstgemachte Grüße wie „Guten Morgen, guten Abend" taugen nichts, auch in jedem Briefe muß der rechte Gruß vorkommen, und der Empfänger ist verpflichtet, den Gruß zu beantworten, auch wenn er den Inhalt nicht beantworten will; sonst bleibt eine Schuld auf ihm. Auch muß man in jedem Gebet einen Gruß an den Propheten sprechen. — In dieser Welt, sprach er weiter, sind viele heilige Männer Gottes, aber wir sehen sie nicht, weil unsere Augen durch Sünde und Bosheit verdunkelt sind. Unter ihnen ist einer der Höchste. In der Zeit des Bajasiden Bestam — Gottes Barmherzigkeit sei über ihm! — waren 70000 heilige Männer in der Welt und der größte von ihnen war ein Schmied; und der Bajaside Bestam — Gottes Gnade sei über ihm! — bat Gott, ihm denselben zu zeigen. Da offenbarte ihm Gott in einem Traume, daß er den Schmied besuchen solle; der sei es. Und als er zum Schmied kam und sah seine Hände schwarz, beschäftigt mit seiner Arbeit und weinend, da fragte er ihn: „Warum weinest du? Ist die Arbeit so schwer?" Er sagte:

„Nein, sondern Sünde und Unglauben sind groß geworden in dieser Welt, und ich fürchte, daß Gottes Strafe über uns kommen wird." So sind Gottes Heilige, niemand kann sie kennen, denn sie zeigen sich nicht. Aber dieser Schmied war der größte Heilige seiner Zeit." Der Prediger sprach auch von Wohlgerüchen. Mit großem Ernst empfahl er jedem Moslem, stets etwas Parfüm bei sich zu tragen; „denn unser Prophet", sagte er, „liebte es sehr. Aber man darf nur echte, reine, unverfälschte Sachen brauchen, nicht diese europäischen Wohlgerüche" — sprach er mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung — „welche mit Spirituosen bereitet sind; diese sind schändlich und unrein." „Gott bewahre uns vor Unreinigkeit", rief er der Gemeinde zu, und die ganze Versammlung antwortete ihm. Neue Ermahnungen zum Gebet folgten diesen Worten: „Das fünfmalige Gebet darf man nicht unterlassen. Wenn man krank ist und nicht stehen kann, so muß man es sitzend machen; wenn man nicht sitzen kann, muß man Bewegungen mit dem Kopf machen; wenn man den Kopf nicht bewegen kann, so muß man die Augen bewegen, und das Gebet im Herzen sagen, wenn der Mund nicht sprechen kann. Aber Reinlichkeit gehört unbedingt zum Gebet. Die Stelle, wo man betet, darf nicht schmutzig sein. Ist man gezwungen, mit Ungläubigen zusammen an einem schmutzigen Platze zu sein, so darf man nur im Herzen beten. Alle die Stellen, wo Juden, Heiden und Christen beten, sind unrein. Nicht nur, daß sie sich mit Götzendienerei beflecken, sondern sie kommen auch verunreinigt durch Alkohol oder sitzen mit unsauberen Stiefeln." Er sagte ferner: „Wer seinem Barte Befehl gibt (d. h. ihn wachsen läßt), soll aufstehn." Ungefähr zehn Männer erhoben sich bei diesen Worten. Darauf sprach der Prediger das Bartgebet: Gott segne die Bärte dieser Moslems und mache sie würdig, die Kaaba zu sehen und den schwarzen Stein mit ihren Bärten zu berühren. Gott mache sie würdig, ihre Bärte mit dem Zemzem zu waschen (der Quelle, wo Hagar den Ismael tränkte) usw. — Die Gemeinde erhob die Hände und begleitete jeden Satz mit einem feierlichen „Amen".

Bei diesen Besuchen in den Moscheen habe ich einige gute Bekanntschaften gemacht; auch kann man aus diesen Predigten manchen Weg lernen, um den Mohammedanern nahe zu kommen. Der Versammlungsraum muß so gewählt werden, daß sie auch wirklich gern dorthin kommen und das Wort hören. Denn Paulus sagt Röm. 10, 17: „Der Glaube kommt aus der Predigt." Es ist schwierig, sie in einen Saal zu bekommen, wo Armenier oder Bulgaren Versammlungen haben, denn die alten griechischen oder gregorianischen Kirchen wirken mit all ihren Zeremonien und Äußerlichkeiten nur abstoßend auf die Mohammedaner. So z. B. ihre Weihnachtsfeier: Die Priester nehmen da das Kreuz mit vielen Zeremonien und werfen es ins Wasser; danach springen junge Leute, die sich vorher durch starke Getränke erwärmt haben und einen halbtrunkenen Eindruck machen, ins Wasser und holen das Kreuz wieder heraus. Diese Zeremonie soll ein Sinnbild sein der Taufe Christi. Eine Kindererinnerung trat hierbei in mein Gedächtnis: Auch bei uns in Erserum, wie überall, wo Gregorianer sind, fand diese Zeremonie statt, und als ich meine Mutter fragte, was das zu bedeuten habe, antwortete sie mir: „Die Ungläubigen tauchen ihren Götzen ins Wasser."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Wie verdunkelt ist das Bild, das so die Christen den Mohammedanern vom Christentum geben. Obwohl so viele unter den Mohammedanern die Wahrheit suchen, so stößt sie das, was sie in solchen Fällen sehen, so entschieden zurück, daß sie meinen, selbst mehr wahre Religion und reineren Gottesdienst zu haben als die Christen; und die evangelischen Brüder unter den Armeniern und Bulgaren sind den großen Kirchen gegenüber so gering an Zahl, daß die Mohammedaner leider wenig auf sie achten und daher die Fehler der gregorianischen und griechischen Kirchen allen zur Last legen, da sie nicht in ihre Versammlungen gehen und auch ihre Sprache nicht verstehen. Jeder Mohammedaner bekennt, daß er sündig ist, und das fünfmalige Gebet und alle seine religiösen Übungen erinnern ihn immer wieder an seine Sünde, und niemals kann er eine volle Befriedigung finden, da ihm der Erlöser fehlt. Wir müssen die Erlösungslehre Gottes den Mohammedanern bringen; aber daneben müssen wir alles vermeiden, was sie hindern könnte, zu dieser Predigt zu kommen.

Acht Tage verbrachte ich 1901 in Rustschuk, wo ich alle Tage predigen konnte. — Bald darauf unternahm ich im Auftrage der Missionsleitung eine 4monatige Reise nach Persien. Meine Frau blieb auf dem Missionsposten in Varna zurück. Meine Reise ging über Constantza in Rumänien, wo ich an einem Sonntag mehrere Male in verschiedenen Sprachen das Wort Gottes predigte. Dann nach Baku am Kaspischen Meer.

Als ich den Ararat hinter mir hatte, fuhr ich über den Araxes hinüber, wo alle Spuren der Kultur aufhörten mit Ausnahme der Telegraphenstangen, die aber etwa einmal wöchentlich aufgerichtet werden müssen, so daß Briefe oft früher als Telegramme ankommen. Da die Wege dort für Wagen nicht passierbar waren, mußte man seine Reise zu Pferde fortsetzen.

In einem weit entfernten mohammedanischen Dorf wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Wir hatten eine Versammlung, die eigentlich von Mittag an bis gegen 9 Uhr abends dauerte. Die Leute kamen und gingen, und so saßen wir ganz zwanglos und lasen das Evangelium. Unter andern Besuchern kam auch ein Scheich in Begleitung eines Derwisches. Letzterer war 25 Jahre älter als der Scheich, trotzdem verehrte er denselben wie einen Heiligen und folgte ihm, wohin er auch ging. Der Scheich setzte sich neben mich und schaute mir, während wir uns weiter über religiöse Dinge unterhielten, oft ins Gesicht, und das mit solch vertrauensvollem Blick, als ob er etwas von mir erwartete. Ich blickte ihn wieder an, und so sprachen unsere Augen schon miteinander, noch ehe wir zu reden anfingen. Endlich fragte er mich: Warum blickst du mich an? — Ich sagte: Ich sehe, daß du dich noch nicht selbst erkannt hast. — Wie denn, hast du dich etwa schon selbst erkannt? — Ja, erwiderte ich. — Dann sage mir: Wie bist du denn, wenn du dich selbst erkannt hast? — Ich antwortete: Ich bin ein sündiger, schwacher, unwürdiger Mensch vor Gott; aus mir selbst habe ich nichts Gutes, Heiliges und Gott Wohlgefälliges. — Als er das hörte, schwieg er eine Weile, dann sagte er: So habe ich mich selbst noch nicht erkannt. — Meine Antwort war: Wenn du dich selbst nicht so kennst, wie ich mich erkannt habe, so hast du keinen Teil an der Gerechtigkeit Gottes und an Seinem Heil. — Er versank in Nach-

denken; dann sagte er: Du bist mein Vater und Meister; ich sehe ein, daß ich ein sündiger Mensch bin. — Ich bin nicht dein Vater und Meister; nur Einer ist Meister; ich bin dein Bruder. — Darauf saß er wieder eine gute Weile mit gesenktem Kopfe da; dann verabschiedete er sich und ging. Nach einigen Stunden, als wir immer noch beisammensaßen, kam er nochmals zurück, wieder in Begleitung seines Derwisches, und sagte: „Meine Verwandten haben sich sehr darüber verwundert, daß ich zugegeben habe, ich sei ein sündiger Mensch." Ich erwiderte, daß dies eine Prüfung für ihn sei, die er eben aushalten müsse. Dann ließ ich einen 16jährigen, aus einer angesehenen Scheichfamilie stammenden Knaben Matth. 13, hauptsächlich das Gleichnis vom Säemann, vorlesen, und darauf noch die Bergpredigt sowie einige andere Stellen. Wenn er einen Abschnitt gelesen hatte, so ließ ich seinen älteren Bruder das Gelesene mit seinen eigenen Worten wiederholen und stellte dazwischen auch einige Fragen, um zu sehen, ob man richtig verstanden habe. Der Scheich war bei allem ein aufmerksamer Zuhörer. Sowohl die Männer als auch die Frauen, die natürlich tief verschleiert erschienen, waren betroffen über die Lehre unseres Heilands und sagten: „Wir haben niemals solche Worte gehört." Der Vater des Knaben, der vorgelesen hatte, sagte zu mir: „Ich gebe dir meinen Sohn mit, damit du ihm diese Worte Jesu sagst, damit er nachher wiederkomme, um sie uns auch zu lehren." Ich versprach es, und alle freuten sich darüber, besonders die Frauen.

Nach meiner Rückkehr aus Persien besuchte ich Schumla und Sofia. Der größte Teil der Einwohner Schumlas bestand aus Mohammedanern, und nach meiner Predigt, kurz vor meiner Abreise, bedauerte noch mancher, nichts davon gewußt zu haben, daß eine Predigt für sie stattgefunden habe. In Schumla hatte ich eine große Zuhörerschaft von Mohammedanern, auch ist die Stadt das Zentrum für noch weitere mohammedanische Ortschaften. Außerdem waren die Lebensmittel dort viel billiger als in Varna, und da unsere Brüder aus Asien vorerst noch Unterstützung brauchten, so sind wir im Oktober 1901 nach Schumla übergesiedelt.

Der Abschied von Varna ward uns schwer, weil wir uns von unsern lieben Brüdern, den Pastoren Theodoroff und Schahveled, trennen mußten, die mit uns innig verbunden waren.

Unsere Tätigkeit beschränkte sich zunächst auf literarische Arbeiten (Druckerei), Kolportage, Verkündigung des Evangeliums in Schumla und Umgegend und Erziehung und Vorbereitung von 4 erwachsenen Knaben für unsere Missionsarbeit.

Wir waren, Groß und Klein zusammen, dreizehn; einige der gläubig gewordenen Mohammedaner, welche aus Asien herübergekommen waren und den Grundstock unserer ersten Gemeinde in Bulgarien bildeten, außerdem jener schon genannte junge Mirsa.

Der sechzehnjährige Jüngling, den mir der Vater übergeben hatte, war mit mir nach Varna gekommen.

Während eines vollen Jahres, das er bei uns zubrachte, wuchs der Same der Wahrheit in ihm, und nachdem er einige Monate in Bulgarien war, übergab er sein Herz dem Heiland. Auch dieser Jüngling hat viel

Kampf zu bestehen gehabt; der Geist der Finsternis hat auf jede Weise versucht, die junge Glaubenspflanze in ihm durch fremde Leute und durch falsche Christen im Wachstum zu hindern; aber der Herr hat ihn behütet. Vier Monate lang bat er mich, ihn zu taufen. Ich konnte mich so schnell nicht entschließen, ihn zu taufen, ehe ich völlig überzeugt war, daß er von ganzem Herzen an Jesus, den Sohn Gottes, glaubte und bereit war, sein Kreuz zu tragen. Denn die Taufe eines Mohammedaners ist nicht dasselbe wie eine Taufe unter Christen, sie kann ihm ernstliche Gefahren und den Märtyrertod bringen, deshalb muß man über alle diese Punkte klar sein. Als er mir aber vor Zeugen gelobte, daß er bereit sei, seinem Heiland treu zu sein bis zum Tode und daß sein einziges Ziel sein sollte, den Namen des Herrn zu verherrlichen, konnte ich ihm die Taufe nicht länger verwehren (Ap. 10, 47). Ich belehrte ihn gründlich über die Bedeutung der christlichen Taufe und zeigte ihm alle Stellen der Heiligen Schrift, die von diesem Thema handeln. Wir versammelten uns in unserem Saal, und ich stellte ihm vor Zeugen Fragen über die Heilslehre, danach beteten wir und sangen ein Lied, das ich ins Türkische übersetzt hatte; es fängt an:

Hast du die Kraft des Blutes erkannt?
Bist du gewaschen in Jesu Blut?

Dann zogen wir beide lange weiße Hemden an und gingen in unseren Garten an den Rand des dort befindlichen Teiches. Als Zeugen waren fünfzehn Christen und ein mohammedanischer Mollah zugegen. Unter den Christen waren drei bulgarische Brüder, die Leiter der hiesigen Methodistengemeinde und der alte blinde Pastor Krekor Keworkian aus Rustschuk mit seiner Frau; dann aus den Mohammedanern der Bibelkolporteur Mirsa Jahjah, der vor dreißig Jahren getauft wurde, ein Mirsa Ibrahim, der vor drei Jahren, und ein Mirsa Muchtar, der vor zwanzig Jahren getauft worden war. Wir sangen wieder ein türkisches Lied:

Ich war ein verlorener Sohn,
Aber jetzt bin ich heimgekommen,
Mein Jesus hat errettet mich,
Von der Welt bin ich zu Gott gekehrt.
Jetzt bin ich heimgekommen, jetzt bin ich heimgekommen,
Ehre sei Gott, jetzt bin ich daheim!

Danach gingen wir beide in das Wasser (Ap. 8, 34), das uns bis an die Hüften reichte, und ich fragte wiederum: „Glaubst du, Wedie, daß Jesus für deine Sünden gestorben ist?" Er antwortete: „Ja, ich glaube es!" Dann sagte ich: „Himmel und Erde und diese Männer sind Zeugen, daß du Jesus bekannt hast, und daß ich dich taufe im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes." Indem ich das sagte, tauchte ich ihn ins Wasser, zum Zeichen, daß er begraben werde und mit Jesus auferstehe (Röm. 6, 3 u. 4). Die ganze Handlung war sehr still und feierlich und machte einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden. Am Abend feierten wir das Abendmahl mit acht Männern und Jünglingen und zwei Frauen. Da wir unter den Mohammedanern arbeiten, so ist es

doppelt wichtig für uns, daß wir uns auch in den äußeren Formen genau nach dem Vorbild der Apostel richten und uns nicht ängstlich an die Vorschriften der abendländischen kirchlichen Sitten halten.

Sechs Monate war ich krank, und erst im Frühling des Jahres 1903 fühlte ich mich wieder gesund und frisch. —

Die Arbeit in Schumla entwickelte sich folgendermaßen: Erstens die literarische Arbeit. Wir hatten zunächst eine kleine Druckpresse, die wir aus Deutschland mitgebracht hatten und die uns gute Dienste leistete. Ich hatte angefangen, eine türkische Zeitung herauszugeben unter dem Namen Schahid-ül-Haqaiq, d. i. Zeuge der Wahrheit, und hatte auch einige andere Sachen in türkischer und persischer Sprache gedruckt. Mit Gottes Hilfe übersetzten wir allerlei gute Lektüre, Bücher und Traktate für die Mohammedaner. Diese literarische Arbeit war ein wichtiger Teil unserer Mission, denn wir schufen dadurch Bleibendes.

Als Setzer arbeitete ein Armenier aus Konstantinopel, ein lieber Mensch, namens Nerses, der schon im amerikanischen „biblehouse" tätig war und zur Massakerzeit mit seiner alten Mutter hierher floh und in kümmerlicher Weise sich als Gemüsehändler ernährte. Außerdem hatten wir einige junge Leute aus Persien, die in unserem Hause erzogen wurden, die ebenfalls beim Drucken und Falzen in der Druckerei halfen und täglich von uns Unterricht bekamen.

Der zweite Teil unserer Arbeit, nach meiner Ansicht der wichtigste Teil, ist der persönliche Verkehr mit den Mohammedanern. Ehe die erste Nummer meiner Zeitung erschien, war es ziemlich schwer, Fühlung mit ihnen zu gewinnen. In den ersten Monaten besuchten mich gar keine Mohammedaner, aber dann kamen ihrer viele zu mir: Geistliche (Mollahs), Lehrer, Handwerker, Jungtürken, Leute aller Richtungen und Schattierungen; fast bei allen bildete meine kleine Zeitung die erste Anknüpfung. Diese Leute sprachen mir oft ihre Freude aus, daß in ihrer Stadt und in ihrer Sprache eine solche Zeitschrift erschien, dann redete ich mit jedem nach seiner Art und nach seinem Verständnis, und es bot sich viel Gelegenheit, ihnen die Schrift näher zu bringen. Mit Gelehrten sprach ich zuerst von den Werken ihrer Literatur, deren ich eine hübsche Sammlung besaß, zeigte ihnen allerlei, was sie interessierte, und meist endete unser Gespräch bei dem Einen, was not tut.

Einmal besuchte mich ein mohammedanischer Lehrer, einer der tüchtigsten seines Standes, und wir sprachen einige Stunden miteinander. Ehe er ging, kamen noch drei andere angesehene Mohammedaner dazu, die der Partei der Jungtürken angehörten. Sie standen zueinander wie die Pharisäer und Sadduzäer, aber solange sie sich mit mir unterhielten, vertrugen sie sich ganz gut. Sie blieben recht lange, und es machte den Eindruck, als wollte jeder der letzte sein, um nachher über die andere Partei zu klagen. In solchem Falle gilt das Wort des Apostels 1. Kor. 9, 20. 22: „Den Juden bin ich worden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne. Ich bin jedermann allerlei worden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache." Kürzlich kam jener Lehrer mit einem anderen Mollah

wieder und äußerte den Wunsch, die persische Sprache, die er schon etwas kannte, mit mir weiterzustudieren. Ich forderte ihn auf, alle Donnerstag nachmittag zu mir zu kommen, und diese Stunde gab mir gute Gelegenheit, von dem mit ihm zu reden, was mir am Herzen lag.

Der dritte Teil unserer Arbeit war der Unterricht, worauf wir viel Gewicht legten, und meine liebe Frau widmete sich dieser Aufgabe mit ganzer Kraft. Die drei jungen Männer aus den Mohammedanern, die wir bei uns aufgenommen hatten, sahen in uns ihre Eltern; meine Frau unterrichtete sie im Deutschen und den andern Fächern, ich gab ihnen Religionsstunden. Wir waren mit großer Freudigkeit dabei. Die Hauptsache aber war uns, ihnen eine christliche Erziehung zu geben.

Der vierte Teil unserer Arbeit war die Kolportage. Unser alter Mirsa Jahjah reiste im Lande umher, verbreitete heilige Schriften und auch Arbeiten unserer Druckerei. Er benutzte treulich jede Gelegenheit, um Zeugnis für den Heiland abzulegen, und ich fand Spuren, daß der Herr sein Bemühen segnet.

Der fünfte Teil der Arbeit waren die Predigten, welche ich wöchentlich dreimal hielt. Jeden Sonntagvormittag predigte ich in unserer Wohnung und nachmittags in der Methodistenkapelle türkisch, am Mittwochabend abwechselnd türkisch und armenisch ebenfalls in der Kapelle. Obwohl wir in unserem Hause gute Räumlichkeiten hatten, so war es doch kein Ersatz für einen Predigtsaal, der nur geistlichen Zwecken dient. Dorthin kommen die Leute leichter, aber in die Wohnung des Predigers zu gehen, erschien manchen bedenklich. Deshalb bezahlten wir auch monatlich 20 Frcs. für die Benutzung der Methodistenkapelle. Es blieb aber mein innigster Wunsch, daß wir unsere eigene Kapelle bekämen.

Zwei von den persischen Brüdern, welche uns mit ihren Frauen nach Schumla begleitet hatten, haben uns viel Kummer gemacht; Liebe und Ermahnungen halfen nichts bei ihnen, und sie sind endlich in ihre Heimat zurückgekehrt. Die Monate in Bulgarien waren für sie eine Prüfungszeit, und es zeigte sich, daß sie nicht von uns waren, wiewohl sie zu uns gekommen waren. Solche Elemente können viel verderben, aber unsere betrübten Herzen wurden dadurch getröstet, daß der Herr uns einen recht fröhlichen Fortschritt in der Arbeit gab, nachdem sie gegangen waren. — Ganz ohne unser Zutun hatte er uns auch neue Hausgenossen geschickt, die uns fleißig und freudig in unserer Arbeit halfen. Einen von ihnen, einen jungen Mollah, einen Studenten aus Konstantinopel, hatte das Streben, sich weiterzubilden, zu mir getrieben. Er hatte meine Zeitung gelesen und die Predigt gehört und faßte Zutrauen. Er schickte mir eine Bittschrift, in der er mich flehentlich bat, ihn zu unterrichten, damit er später seinem Volke nützlich werden könne. Er wünschte besonders, abendländische Sprachen zu studieren, und wir erfüllten seinen Wunsch. Er war sehr bescheiden, wohlerzogen und begabt; ich hoffe, daß die Stunden und unsere Besprechungen dazu gedient haben, daß er den Heiland findet.

Weiter kam ganz unerwartet ein junger Mann aus Persien nach Schumla. Er hatte in Tiflis die zurückkehrenden Leute getroffen, die ihn nach Art der Kundschafter abschrecken wollten, aber er hatte ihnen nicht ge-

glaubt und war doch gekommen. Er war als Kind drei Jahre in die amerikanische Schule in Urmia gegangen, zu einer Zeit, wo seine Eltern noch Mohammedaner waren, und sagte uns, daß er seitdem im Gebetsumgange mit seinem Heiland stehe. Da es für die Bekehrten schwer ist, in mohammedanischem Lande ihr Brot zu verdienen, so war er seit mehreren Jahren in Rußland und hatte die christliche Gemeinschaft sehr entbehrt. Er lauschte der Predigt mit großem Eifer und versäumte nie, sie nachher niederzuschreiben.

An einem Donnerstag, den 5. Februar 1903, fuhr ich nach Rustschuk. In einem sehr kleinen Warteraum waren Bulgaren und Armenier, die sich Speisen und Getränke geben ließen. Es kam auch ein mohammedanischer Mollah mit weißem Turban, welcher sich neben mich setzte und ein Glas Tee bestellte. Während er seinen Tee trank und ich meine Suppe aß, entwickelte sich ein Gespräch. Er sagte mir, daß er in Schumla wohne und jetzt auf die Dörfer fahre, um Amulette zu schreiben und dergleichen, damit er etwas zum Lebensunterhalte habe. „Gott hat jedem etwas gegeben," führte er weiter aus, „und mir hat er diese Gabe geschenkt, wodurch ich leben kann." Ich fragte ihn darauf, wo er studiert habe. Er antwortete: „Teils in Schumla, teils in Konstantinopel; aber ich gehöre nicht zu denen, die, wie Sie vielleicht meinen, gut studiert haben, sondern ich habe nur so viel gelernt, daß ich lesen und schreiben und dadurch leben kann." Ich schenkte ihm dann ein Exemplar vom Schahid-ül-Haqaiq, der von mir herausgegebenen türkischen Zeitschrift, und noch einen kleinen Traktat, welchen wir auf unserer kleinen Druckpresse gedruckt hatten. Nachdem er ein wenig gelesen hatte, sagte er: „Sie müssen unsere Religion sehr gut kennen." Darauf stellte er einige Fragen über das Evangelium und das Alte Testament, die ich beantwortete. Unsere Unterhaltung dauerte mehr als eine Stunde; zuletzt dankte er mir und sagte, daß er mich in Schumla besuchen wolle, außerdem bat er mich, ihm zu verzeihen, wenn er etwas Ungehöriges gesagt haben sollte.

Während dieser ganzen Unterhaltung hörten die Bulgaren und Armenier aufmerksam zu, da sie ja alle türkisch gut verstehen und sich freuten, wo es galt, dem Mohammedaner Christus zu bringen.

Im Zuge nach Rustschuk saßen in meinem Wagenabteil eine rumänische Jüdin und ein jüdischer junger Mann; außerdem befand sich noch bei uns ein feiner Bulgare, Fabrikbesitzer aus Rustschuk. Bei mir hatte ich den „Reichsboten"; die Jüdin bat mich auf deutsch, ihr die Zeitung ein wenig zu leihen. Endlich fragte sie mich, ob ich ein Jude sei. Ich sagte: „Nein, ich bin Christ; Sie sind eine Jüdin?" Sie bejahte es. „Aber Sie sprechen untereinander rumänisch?" fragte ich. „Ich bin aus Rumänien, aber seit zwei Jahren wohne ich in Varna und reise jetzt nach Rumänien zurück." „Kennen Sie Dr. Rosenberg in Varna?" fragte ich. Sie: „Ja, er ist Protestant geworden. (Dr. Rosenberg hatte sich im Frühjahr des Jahres zuvor in der Methodistenkapelle in Schumla taufen lassen.) Denken Sie, er hat auch seine Frau und Kinder taufen lassen: Ich war an einem Sonntag bei ihm meiner Zähne wegen; er arbeitet nicht mehr Sonntags, aber am Sabbath. Er ist jetzt nicht mehr Jude." Ich: „Er ist doch jetzt erst recht Jude, da er die Erfüllung der Hoffnung Israels in Christus erkannt

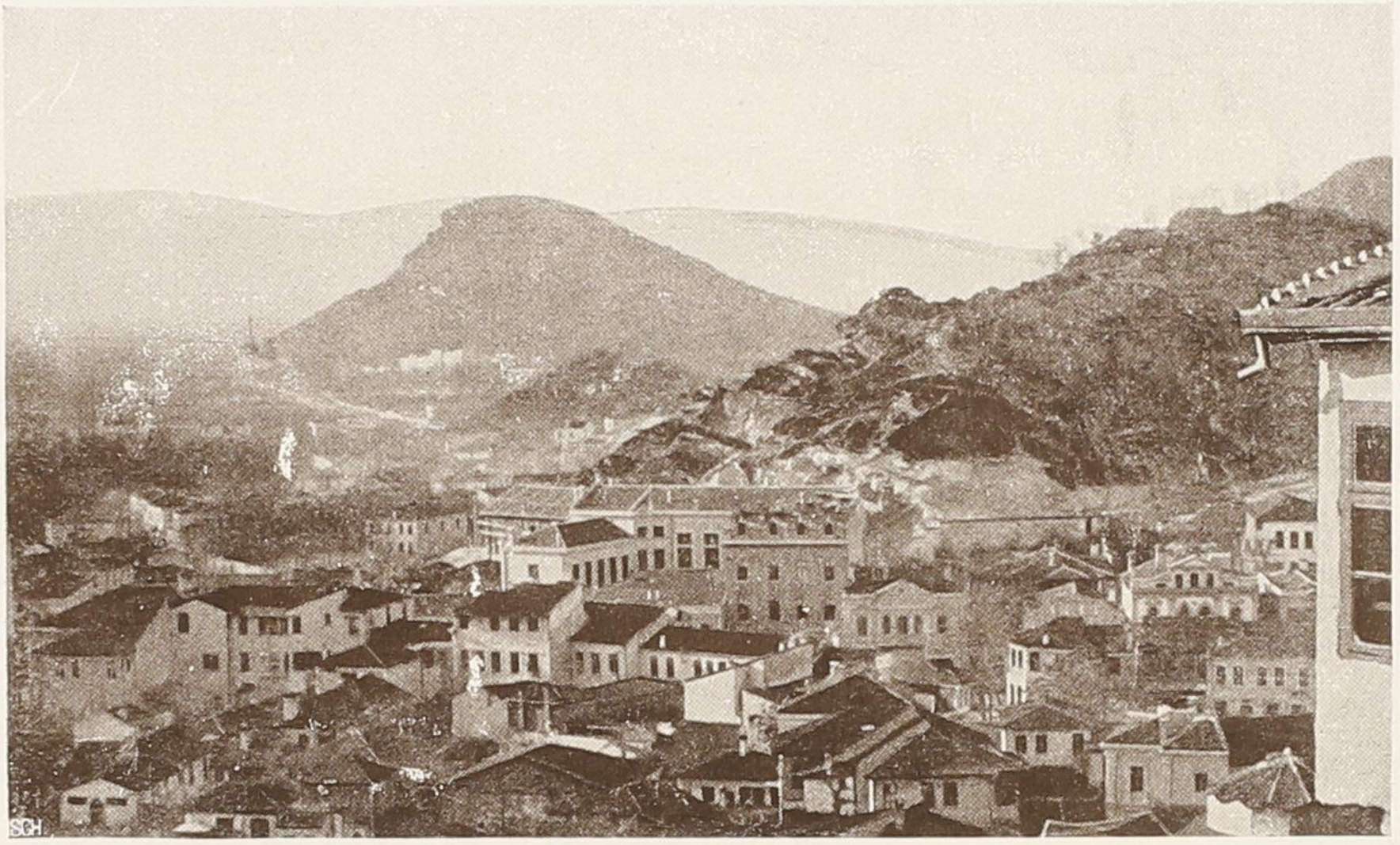


Die Druckerei in Schumla

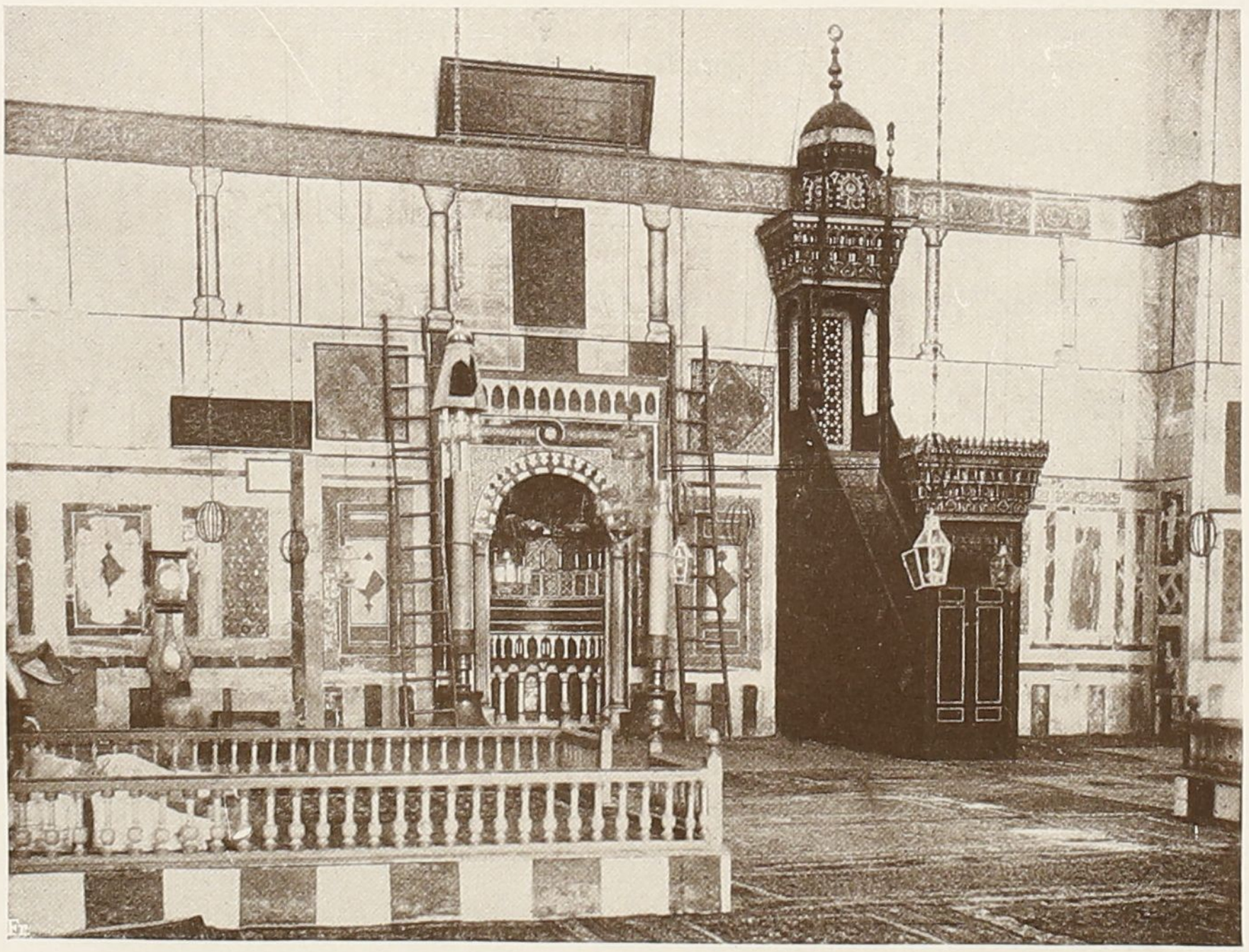


Awetaranians Missionshaus in Schumla

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13



Philippopel



Minbar (Kanzel) und Mihrab (Gebetsnischen) in mohammedanischen Gotteshäusern

hat." Sie: „Aber was hat er dadurch gewonnen? Es geht ihm sehr schlecht, und seine jüdischen Patienten hat er verloren. Er wird nicht mehr in Varna bleiben können." Ich: „Wenn er aber Frieden in seinem Herzen hat, so ist das mehr wert; und ich glaube nicht, daß jemand an Christus glauben wird ohne gewisse Überzeugung in seinem Innern." Ich erzählte ihr dann den Lebenslauf einiger nachher zum Christentum übergetretenen Juden, welche ich von früher kannte, z. B. von P. Rosenstein, P. Gordon, den Missionaren Toff und Landsmann, ehemals gelehrte Juden, nachher aber überzeugte Christen. Sie hatte offenbar solches bis dahin noch nicht gehört, denn sie paßte sehr auf und hatte, wie ich glaube, offenbar einen guten Eindruck erhalten. Sie sagte noch: „Rosenberg und seine Frau haben mich fast gezwungen, zur protestantischen Kirche zu gehen, um die Predigt zu hören. Aber ich bin nicht gegangen." „Warum", fragte ich, „sind Sie nicht gegangen?" „Dann hätten die Juden gesagt, ich sei auch eine Protestantin geworden", antwortete sie.

Obwohl der Bulgare nichts verstand, wurde er doch aufmerksam. Nachher fragte er mich, was ich für einen Beruf hätte. Ich antwortete ihm, daß ich Prediger sei. Er stellte in betreff der Religion viele Fragen. Unter anderm bedauerte er den Zustand der orthodoxen Kirche, daß sie so viele Feiertage und Zeremonien, aber keine richtige Kenntnis des Evangeliums habe; dagegen hätten die Protestanten alles so einfach und das Evangelium in einer verständlichen Sprache. Er war orthodoxer Bulgare, glaubte an Jesus und wünschte die Reform seiner Kirche nach dem Evangelium. Meine Unterhaltung mit diesem Bulgaren war sehr bewegend für mich. Ich erzählte ihm viel von meinen Erlebnissen in Zentralasien und von der Mission im allgemeinen.

In Rustschuk war ich Gast bei meinem alten Freunde Pastor Keworkian. Man hatte schon vorher in der Stadt die Versammlungen, in denen ich sprechen sollte und die in der Kapelle der bulgarischen Protestanten stattfanden, bekannt gemacht. Am Freitagabend predigte ich. Unter meinen Zuhörern befanden sich Bulgaren, Armenier und Juden, die meisten aber waren Mohammedaner. Ich predigte über den Text: Prüfet alles, und das Gute behaltet. 1. Thess. 21, 5. Ich bemühte mich, die Vorurteile und Mißverständisse der Mohammedaner gegen die Christen zu beseitigen, denn ehe diese Punkte nicht aufgeklärt sind, bleiben die Mohammedaner taub gegen jedes Wort. Am folgenden Abend hatte ich mehr Zuhörer als am vergangenen. An diesem Abend sprach ich über das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Zum Schluß kamen einige vornehme Mohammedaner und Mollahs und dankten mir. Durch diesen Vortrag suchte ich in milder Weise ihren engen Horizont, der gebietet, nur die eigenen Glaubensgenossen zu lieben, zu erweitern. Am Sonntag predigte ich zweimal armenisch für die dortigen Armenier. Am Montag und Dienstag predigte ich wieder vor Mohammedanern und legte das 5. Kapitel des Matthäusevangeliums aus. Der Zuhörer waren so viele, daß nicht nur der Hauptsaal, sondern auch der Nebensaal bis auf den letzten Platz gefüllt war. Durch die Auslegung der Bergpredigt erklärte ich ihnen, wie Jesus

das Gesetz nicht abgeschafft, sondern erfüllt hat. Am Mittwoch leitete ich meine Predigt über das Gleichnis vom Säemann damit ein, daß ich von Adam bis zu den Propheten ihnen die Weissagungen auf Jesus vorlegte und erklärte, so daß ich ihnen sagen konnte, daß nur Jesus allein der Retter der Menschheit sei. Obwohl die Predigt sehr lange dauerte, hörten die Mohammedaner doch sehr aufmerksam zu. Ich kann nicht beschreiben, welche Freude unter den Brüdern war, daß so viele Mohammedaner gekommen waren. Viele Mohammedaner bezeugten ihre innigste Dankbarkeit, und vieles kam vor, was man als vom Herrn ausgegangene Wunder betrachten kann. So hatte z. B. ein junger Mohammedaner, ein Gymnasiast in Rustschuk, in der Nacht nach der ersten Predigt, die er gehört hatte, ein Gesicht. Nachdem er aufgewacht war, schrie er: „Wir lesen den Koran, aber wir müssen auch das Evangelium lesen." Dies wiederholte er laut schreiend mehrere Male, so daß seine Eltern aufwachten. Am folgenden Tage versuchte man, ihn zu verhindern, in die Versammlung zu kommen. Aber da man sah, daß er weder krank noch geistesgestört war, mußte man ihn gehen lassen. Ein anderer der Zuhörer ging in einen andern Teil der Stadt, in ein Café und erzählte vor den Mollahs, was er gehört hatte. Ein Mann, der zugegen war, ging wieder in einen andern Teil der Stadt und erzählte ebenfalls vor Mollahs, ein Mann in dem und dem Café habe so und so erzählt. Da stand ein 70jähriger Greis auf und sagte: „Was Sie da sagen, ist wahr; ich bin selbst dort gewesen. Was man für seine Seele braucht, kann man dort finden." Daraufhin fragte man ihn: „Bist du ein Protestant geworden? Was wirst du antworten, wenn wir dich vor den Mufti bringen?" Er antwortete: „Was hat der Mufti mit mir zu tun? Ich bin alt, und mein ferneres Leben ist nur einer Fliege Lebenszeit: ich gehe hin, wo ich die Rettung meiner Seele finde." Dieser alte Mann kam jeden Abend mit seinem Sohne, einem Schuhmacher, saß immer vorn und hörte sehr aufmerksam zu. Bemerkenswert ist, daß er sehr arm war und sich durch den Verkauf von Süßigkeiten, die er abends in den Lokalen feil bot, ernährte; an diesen Abenden verkaufte er nicht. Man sagte ihm: „Du armer Mann, warum hast du den Verkauf deiner Waren unterlassen und verlorst die für dich so wichtige Zeit, um dorthin zu gehen?" Er antwortete: „Die Speise für die Seele ist mehr wert als die für den Körper, nochzumal ich so alt bin; ich muß das haben." Am letzten Abend kam er zu mir, und wir beteten zusammen. Da er wegen der Schwäche seiner Augen nicht lesen konnte und auch kein Geld hatte, um sich eine Brille zu kaufen, bestellte ich eine für ihn und gab ihm die Heilige Schrift.

In der Nacht kamen drei gelehrte Mohammedaner zu mir. Einer von ihnen war sehr stolz, da er schon bei so vielen Predigern gewesen war, aber niemand habe ihm auf seine Fragen genügende Antworten geben können. Er sagte: „Ich habe Ihre Vorträge nicht besucht; denn was habe ich von einer Predigt, die für Leute, die nichts wissen, bestimmt ist! Deshalb bin ich gekommen, um mit Ihnen persönlich zu sprechen." Die wichtigste seiner Fragen betraf zunächst die Gottheit Christi. „Er aß und trank," so führte er aus, „wurde müde und, wie in Ihrem Evangelium steht, gekreuzigt: wie konnte er Gott sein?

Ferner, Gott ist Einer, und wenn Jesus auch Gott ist, so werden aus Gott zwei!" Meine Erwiderung, dem hauptsächlichen Inhalte nach, war: „Jesus war ein vollkommener Mensch: er aß, trank und wurde gekreuzigt für die Sünden der Menschheit, und Gott hat ihn nachher vom Tode auferweckt. Von ihm sagen wir, daß er, was seine Menschheit betrifft, einen Anfang hat, aber ewig ist und Gott gleich als der eingeborene Sohn Gottes, als das Wort Gottes, denn Gott selbst hat sich in der Person Jesu geoffenbaret. Von dem Wort Gottes bezeugt auch der Koran dasselbe: Sure 4. v. 169. „. . . Der Messias Jesus, der Sohn der Maria, ist der Gesandte Allahs und sein Wort . . ." Außerdem sagt auch Ihre Dogmatik: Das Wort Gottes ist nicht etwas Geschaffenes; was auch mit unserem Evangelium übereinstimmt: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort . . . Und das Wort ward Fleisch." Und wenn Sie sagen, daß wir Anbeter zweier Götter sind, weil wir behaupten, daß Jesus das Wort Gottes ist, — dann haben Sie nach Ihrer Dogmatik: neun Götter. Denn Ihre Dogmatik legt Gott acht Attribute bei, die ewig sind (eines von ihnen ist das Wort, und von diesem ist ausdrücklich gesagt, daß es nicht etwas Geschaffenes sei), und außerdem ist geschrieben: We hije welahnwe lagheijrehi, d. h. und diese (Attribute) sind nicht er (Gott) selbst und nicht anders als er selbst. Ich frage Sie: Wie soll man dieses verstehen? Wenn diese Attribute ewig sind, wie Gott, und nicht Gott selbst, so muß man annehmen, daß es neun Götter sind. Wenn man nun aber sagt, daß sie nicht anders sind als Gott selbst, so muß man annehmen, daß sie ein Kollegium bilden von einerlei Beschaffenheit. Dies sage ich Ihnen, auf daß Sie nicht so ohne weiteres auf die Christen herabsehen und die Lehre des Evangeliums ohne gründliches Studium desselben verwerfen. Übrigens weiß ich, daß diese Ihre Dogmatik auch gegen den Koran streitet, denn dieser spricht nur von einem persönlichen, ewigen Gott." Hierauf antwortete er mir nichts, sondern ging zu einer andern Frage über: „Können Sie mir beweisen, daß die Heilige Schrift, die Sie haben, echt ist?" „Für Sie, als Mohammedaner, kann ich viele Beweise bringen, und da Sie eben Mohammedaner sind, brauche ich nicht viele Umwege zu machen. Im Koran steht S. 10. v. 94: „Bist du im Zweifel über etwas, was wir dir jetzt geoffenbaret, so frage nur die, welche die Schrift vor dir gelesen." — Sie wissen, daß Mohammed ungefähr 600 Jahre nach Christus gelebt hat, und diese Stelle bezeugt, daß die Christen in dieser Zeit die echte Heilige Schrift hatten, wie hätte sonst Gott zu Mohammed sagen können, daß er zu den Juden und Christen gehen solle, wenn er über etwas im Zweifel sei; und wenn einige die Schrift verfälscht haben, so muß dies in oder nach der Zeit der Abfassung des Korans geschehen sein. Aber wir haben viele Handschriften und Übersetzungen, die einige hundert Jahre vor Mohammed geschrieben sind, und das ist dasselbe, was wir jetzt in unseren Händen haben." Er war mit dieser Erklärung zufrieden. Unsere Unterhaltung zog sich bis 1 Uhr hin. Zuletzt bat er mich, ihm doch 3 Exemplare von dem zu schicken, was ich drucke. Ein anderer, der Sohn eines Scheichs, der das Haupt eines Derwischordens in

Rustschuk ist, übermittelte mir noch Grüße von seinem Vater; leider sei er krank, sonst wäre er gern gekommen. Meine drei Gäste entfernten sich darauf, mir noch freundlich dankend und mit dem Wunsche, wenn ich noch einmal nach Rustschuk käme, mich dann besuchen zu dürfen.

Die Reise war mir und den Brüdern eine große Freude, weil man bisher noch nicht gesehen hatte, daß so viele Mohammedaner mit aufrichtigem Herzen das Wort Gottes suchten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Allerlei Erfahrungen und Segnungen.

Im Frühling des Jahres 1903 starb einer unserer persischen Freunde, Muchtar, unser Drucker, an der Auszehrung, nachdem er etwa ein Jahr bei uns gewesen war. Er wußte, daß es mit ihm zu Ende ging, und freute sich, unter Christen zu sterben und unter ihnen begraben zu werden.

Amerikanische Missionare in Konstantinopel schrieben uns und baten um Aufnahme für eine türkische, christliche Frau und ihre kleine Tochter. Aber da ihr Mann Mohammedaner geblieben ist und sie nicht entlassen hat, so mußte ich antworten, daß wir sie nur mit Erlaubnis ihres Mannes aufnehmen dürften.

In unserer Druckerei waren inzwischen Maghrebi (persisch), die 32 Handwerkerdisputationen (kaschgarisch), ein Traktat in türkischer Sprache, den ich schrieb, und Schahid-ül-Haqaiq gedruckt worden. Ferner Bunyans Pilgerreise in türkischer Übersetzung, von den amerikanischen Missionaren für die türkisch sprechenden Armenier bestimmt und mit armenischen Lettern versehen; ich revidierte sie und druckte sie mit türkischen Lettern für die Mohammedaner. Außerdem armenisch Kelile Demine, das ich zum Teil schon in Kaschgar übersetzt hatte. Auch ein türkisches Liederbuch druckten wir. Die Lieder sind teils den Liedersammlungen der Amerikaner (welche mit armenischen Lettern gedruckt sind) entnommen, teils habe ich sie aus dem Deutschen und Schwedischen übersetzt.

Im Jahre 1903 waren die Zustände im Orient, nicht nur in Bulgarien, sondern auch in Persien und in der Türkei, sehr schlecht. Die mohammedanischen Zeitungen schrieben in tiefster Verzweiflung über die Zukunft des Islams. Die Müdschtehids, obersten Mollahs, waren höchst aufgeregt und fürchteten für den Bestand des Mohammedanismus. Mollahs und Gelehrte waren sehr verbittert gegen Regierung und Verwaltung, das Volk verbittert gegen beide. Überall schrie man: Wir gehen zugrunde, wir haben keine Erziehung, keine Wissenschaft, wie werden wir bestehen können? Die Geistlichkeit schob die Schuld auf die Regierung, daß sie ihre Pflicht nicht erfülle, um Bildung und Fortschritt des Volkes zu fördern; die Regierung tadelte wieder die Priester, daß sie ein Hindernis für Bildung und Fortschritt des Volkes seien. Besorgniserregende Zustände herrschten in

Teheran, die den Thron des Schahs bedrohten. Die Zustände in der Türkei waren nicht besser. Es war eine wichtige Zeit für uns.

Als eine Kriegserklärung des Islams war eine Veröffentlichung aufzufassen, die in jenem Jahre in einer französischen Zeitschrift erfolgte unter der Parole: „Ein letztes Wort des Islams an Europa." Als Verfasser zeichnete ein Scheich Abdul Hagk von Bagdad, Mitglied der heiligen islamischen Liga, in deren ausdrücklichem Auftrag die Erklärung erfolgte. Hier ein Auszug:

„Christliche Völker! Es ist Zeit, uns zu hören. Der Haß des Islams gegen Europa ist unversöhnlich. Nach Jahrhunderten von Anstrengung, uns freundlich zu stimmen, bleibt als einziges Resultat unserer Tage dieses, daß wir euch verabscheuen, mehr als in irgendeiner anderen Epoche unserer Geschichte. Lernt, ihr europäischen Klugen, verstehen, daß ein Christ, mag seine Stellung sein, wie sie will, durch die einzige Tatsache, daß er ein Christ ist, unsern Augen wie ein Blinder erscheint, der alle menschliche Würde verloren hat.

Wir wissen genau, was wir sind; es ist durchaus notwendig für euch, wenigstens in diese iundamentale Wahrheit einzudringen, daß das ganze Gebäude des Islams gegründet ist auf die Einheit des einen Gottes, der unendlich ist, unvergleichlich, ewig, der nie gezeugt ist und nichts gezeugt hat. Dieser Glaubensartikel ist speziell gegen die Christen gerichtet. Durch diesen Artikel wird die christliche Dreieinigkeit der geschworene Feind des islamitischen Gottes. Der Gegensatz dieser beiden Grundgedanken ist die brennende und grausamste Geduldsprobe für jede muselmännische Seele. Ihr Christen, erzogen von Jugend auf in den Lehren eurer Kirche, ihr könnt euch gar nicht vorstellen, welcher Schauder und Schrecken uns ergreift allein beim Namen eurer Dreieinigkeit. Gestattet also wenigstens den Zulaß dieser undiskutierbaren Tatsache: „Zwischen uns und eurem Glauben an die Gottheit Jesu ist ein ewig unüberbrückbarer Abgrund. Wisset, daß es uns, die wir erfüllt sind von einem grenzenlosen Glauben an unsern einigen Gott, absolut unmöglich ist, etwas zuzulassen, etwas zu dulden, etwas zu verzeihen, das von fern oder nah auch nur den geringsten Eintrag tun könnte an der absoluten Einheit unseres unvergleichlichen, ewigen, unendlichen Gottes. —

Wir haben eure Kreuzzüge nicht vergessen. Sie setzen sich jetzt unter hundertmal fluchwürdigeren Formen fort. Ihr habt uns durch alle eure Mittel bekämpft und gedemütigt. Ihr habt die Grenzen des Islams auf allen Punkten des Erdballs zurückgedrängt. Und den Rest sucht ihr ohne Aufhören durch eure Diplomaten und Missionare zu zersetzen. Euer Plan ist fertig. Ihr verfolgt ihn offen, systematisch: Den Ruin des Islams. Statt aller Entschuldigung werft ihr uns vor, Rebellen gegen eure Zivilisation zu sein. Ja, Rebellen! und Rebellen bis zum Tode! Aber ihr, ihr allein seid schuld daran! — Nein, ihr Diplomaten, wir haben zu teuer unser naives Vertrauen bezahlt. Wir wissen ganz genau, daß eure Zivilisation, solidarisch mit euren Kirchen verbunden, nichts anderes will und kann, als die Zerstörung des Islams. —

Kein Zweifel, daß ihr uns in Indien, in Afrika, in Zentralasien große materielle Vorteile gebracht habt, aber bei der unendlichen Größe des Gottes des Islams, ist es denn möglich, daß wir auch nur einen einzigen Augenblick die Herrschaft eines gekreuzigten Gottes verzeihen könnten, eines Gottes, der die Erniedrigung unseres unendlichen Gottes, des allmächtigen Herrn der Welt, proklamieren will? — Wißt also, christliche Eroberer, daß kein Rechenkunststück, kein Goldschatz, kein Wunder uns jemals mit eurer gottlosen Herrschaft versöhnen kann. Wißt, daß schon der Anblick eurer Fahnen allein, die in unserm Lande wehen, eine Qual für die Seele des Islams sind. Eure größten Wohltaten sind ebenso viele Schandflecke, mit denen unser Gewissen besudelt wird, und unser brennendster Wunsch ist der, zweifelt nicht daran, daß der glückliche Tag komme, wo wir die letzten Spuren eurer verfluchten Herrschaft auslöschen können.

Übrigens, das müssen wir auch heute bekennen, sind wir an erster Stelle euren Gewalttaten dankbar. Sie haben uns gelehrt, uns besser kennenzulernen. Wir wissen jetzt,

daß wir 300 Millionen sind. Eine organisierte Konzentration hat uns gefehlt, ihr habt sie uns gelehrt mit gebieterischer Notwendigkeit.

Die islamische Einheit erhebt sich von einem Ende der Welt zum andern, und ein geheimnisvolles Wesen treibt uns zu unserer heiligen Bestimmung. Droht uns nicht mit euren Waffen! „Was verschlagen uns die Dinge der Welt? Sieg oder Niederlage, das ist Gottes Werk. Unsre Pflicht ist es, gut zu sterben, und die Welt weiß durch dreizehn Jahrhunderte, wie wir zu sterben wissen."

Diese Bewegung unter den Mohammedanern zeigte, daß von seiten des Islams ein energischer Widerstand zu erwarten war. Unter den islamischen Völkern der Erde war überall dahin gearbeitet worden, die Gläubigen zu fanatisieren.

Diesem Zwecke diente auch die ausgesprengte Nachricht, daß Mohammed, der Prophet, auferstanden sei mit dem Rufe: „Allah, errette Dein Volk."

Vor jedem Krieg, den die Mohammedaner gegen christliche Völker geführt haben, wurden ähnliche Nachrichten verbreitet, nicht alle so kurz wie diese; in der Regel in Form eines Traktates unter dem Titel: „Weßijedt" (Name) oder „Berat" (Testament-Brief). Diese Traktate werden unter dem Volke verbreitet, immer mit der Einleitung, daß Mohammed, der Prophet, in seinem Grabe in Mekka Tinte und Papier von dem Scheich*) verlangt habe, daß der Scheich beides an das Grab Mohammeds gestellt habe und fortgegangen sei. Am Morgen, als der Scheich wiederkam, fand er geschrieben, was er als Einleitung in dem Traktat wiedergab.

Obwohl eine solche Auffassung gegen die Grundlehre des Islams streitet und obwohl die moslemischen Gelehrten diesen Fabeln keinen Glauben beimessen, läßt man diese Traktate dennoch unter dem Volke verbreiten, weil noch immer das abergläubische und fanatische Volk durch ein Wort des Propheten am schnellsten für einen „heiligen Krieg" fanatisiert wird. — Es ist bekannt, daß ein solcher Traktat verbreitet worden ist in der Zeit der Kreuzzüge und vor dem letzten türkisch-russischen Kriege; aber der vorstehende Traktat ist viel schärfer und gehässiger als die früheren. Wer die Verhältnisse kennt, muß sagen, daß wir es erleben können, daß noch viel Christenblut von den Mohammedanern vergossen werden wird, denn, was den Mohammedanern Mut gibt, ist folgendes:

1. daß so viele christliche Armenier von den Türken ermordet wurden, ohne daß den Mördern eine nennenswerte Strafe geworden ist;

2. daß nicht nur jetzt, sondern auch schon in früherer Zeit sehr viele Konsuln christlicher Mächte — ebenfalls ungestraft — dem moslemischen Fanatismus zum Opfer gefallen sind, daß man in allen Fällen die Entschuldigungen der hohen Pforte als aufrichtige und genügende angesehen hat. Ein gelehrter Mohammedaner sagte mir: Unsre früheren Herrscher sind viel zu barmherzig gewesen, daß sie ihre christlichen Untertanen leben ließen, sie hätten sie alle ausrotten müssen, dann hätten wir heute Ruhe.

Ein Mufti, mit welchem ich auf der Fahrt nach Philippopel sprach, sagte mir: Wir haben bis jetzt auf die christlichen Mächte Rücksicht genommen, aber nun haben wir verstehen gelernt, wie weit die Mächte gehen, und es

*) Der oberste Mollah.

wird nicht mehr lange dauern, so wird alles werden, wie wir es wollen, nicht wie die Mächte es wollen; natürlich meinte er damit, daß die Christen zunächst im türkischen Lande ausgerottet werden müßten. (Das war 1903.)

Ich muß sagen: Wenn der HErr nicht den Islam durch energische Schritte der christlichen Mächte warnen läßt, wird eine schwere Zeit für die Christen im Orient kommen, eine Zeit, wie sie bisher noch nicht gewesen ist. Möge der HErr sich erbarmen *)!

Andererseits wiederum sind die Mohammedaner in großer Angst, ja fast in Verzweiflung in betreff des Fortbestehens des Mohammedanismus. Was den christlichen Völkern an Reformen versprochen worden ist, ist von den Mohammedanern nie gehalten worden; sie können es auch nicht halten, weil sie dadurch gegen die Gesetze des Islams verstoßen, und wenn wirklich etwas von dem Mohammedaner mit Nachdruck verlangt werden wird, was er doch nicht erfüllen darf, so bleibt für ihn nichts übrig als Schwert und Gewalt, der „heilige Krieg". Die Mohammedaner sagen sich: da die Mächte untereinander uneinig sind und noch immer bereit, dem, was wir ihnen sagen, Glauben zu schenken, können wir noch den letzten Versuch machen, den Islam wieder zur Macht zu bringen. Gelingt es uns: gut; gelingt es uns nicht, so haben wir nichts zu verlieren, denn die Uneinigkeit der Mächte läßt keine Gefahr für uns aufkommen **).

Auch im Jahre 1904 habe ich in Rustschuk drei Tage nacheinander für Mohammedaner gepredigt. Die Hörer waren in dem Jahr nicht so zahlreich wie im Jahr vorher; doch hatte ich den Eindruck, daß alle, die gekommen, einem wirklichen Herzensbedürfnis gefolgt waren. Der siebzigjährige Mohammedaner, der im Jahr vorher das Wort der Wahrheit angenommen hatte, war mit seinem Sohne gekommen, obwohl er das ganze Jahr hindurch Hohn und Spott seitens der fanatischen Moslems hatte ertragen müssen.

Von Rustschuk fuhr ich donauaufwärts nach Schistowa. Es war bekannt gemacht worden, daß am folgenden Tage eine Mohammedanerpredigt stattfinden werde. An der festgesetzten Stunde fehlten nur noch wenige Minuten, aber niemand war erschienen; schon dachten wir, daß die Mohammedaner sich gänzlich ablehnend verhalten würden. Der Mufti konnte ihnen verboten haben zu kommen. Aber Punkt 4 Uhr strömten die Moslems in die Kapelle, und nach wenig Minuten war kein Sitz mehr frei, so daß die Späterkommenden nach orientalischer Weise auf dem Fußboden Platz nahmen oder vor dem Eingang stehen blieben. Der große Raum faßte die Zuhörer nicht, und mancher mußte wieder umkehren. Ich redete $1\frac{1}{2}$ Stunden; in der großen Schar herrschte tiefe Stille und gespannte Aufmerksamkeit. Nach Schluß der Versammlung kamen viele Mohammedaner und dankten für das,

*) Diese Voraussicht ist durch die Ereignisse des Weltkrieges zur traurigen Wahrheit geworden. Die heutige Türkei ist von Christen fast völlig befreit. Die Deportationen haben Hunderttausende vernichtet, den Rest hat die türkische Regierung des Landes verwiesen. Vergleiche „Deutschland und Armenien". Diplomatische Aktenstücke des Auswärtigen Amtes in Berlin und der Deutschen Botschaft in Konstantinopel. Herausgegeben von Johannes Lepsius, 1928. Tempel-Verlag, Potsdam.

**) Die Entwicklung des Islams ebenso wie die der Türkei nach dem Weltkriege scheint anders beurteilt werden zu müssen; doch ist die weitere Entwicklung abzuwarten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

was sie gehört hatten. Einige wollten meine Hand küssen, aber ich ließ es nicht zu. Es ist eine Ehre, welche Mohammedaner einem Christen nicht erweisen dürfen, wenn sie nicht den Eindruck haben, daß dieser die Wahrheit besser kennt als sie selbst. Auch der Mufti war unter denen, die mir dankten. Abends sandte derselbe zwei Boten, ältere Leute, um mir einen Gruß zu bestellen und zu fragen, wann und wo er mit mir sprechen könne. Ich bestimmte denselben Abend. Um 8 Uhr kam er mit fünf gebildeten Mohammedanern, und wir redeten bis 12 Uhr über geistliche Dinge. Sie erzählten mir von einem Buch (Müdafea, d. h. Widerlegung), das ein Pascha geschrieben hat und das von seiner Disputation mit einem englischen Missionar handelt. Die Mohammedaner stellten mir einige der hergebrachten Fragen, betreffend Jesu Gottheit und ähnliche Dinge. Ich antwortete ihnen, wie vor einem Jahr in Rustschuk. Der Mufti sagte: „Das Wort „Vater und Sohn" können wir nur menschlicherweise verstehen; es muß aber eine andere Bedeutung haben. Eine Übersetzung kann nicht in jedem Punkt den genauen Inhalt des Urtextes wiedergeben. Deshalb ist zum völligen Verständnis eine Erklärung erforderlich." Darauf gab ich ihm eine kurze Auslegung. Aber das genügt nicht. Wir müßten den Mohammedanern eine Übersetzung des Neuen Testaments geben mit Erklärungen, welche auf ihre besonderen Schwierigkeiten eingehen. Dazu brauchen wir die Hilfe gläubiger Theologen, die gründliche Kenner sowohl des Urtextes als auch der orientalischen Verhältnisse sind.

Am folgenden Tage begegnete ich einem Mohammedaner Hafis Effendi (Hafis ist der Titel derer, die den Koran auswendig wissen), der uns mit strahlender Freundlichkeit begrüßte und uns bat, einzutreten und ein Glas Tee zu trinken. Im Lauf des Gesprächs, das er immer wieder auf die Predigt des vergangenen Tages brachte, erbot er sich, mich zum Chodscha, dem Lehrer des Seminars, zu führen. Dieser, ein ehrwürdiger Mann mit weißem Turban, begrüßte uns aufs freundlichste. Die Schüler begrüßten uns, indem sie sich von der Erde erhoben und sich nach mohammedanischer Sitte nicht eher setzten, bis ich den Lehrer bat, ihnen die Erlaubnis dazu zu geben. Nachdem noch einige Sätze aus dem arabischen, religiösen Buch, mit dem man sich gerade beschäftigte, ins Türkische übersetzt worden waren, um mir eine Probe von den Kenntnissen der Schüler zu geben, begann der Lehrer, sich mit mir zu unterhalten. Er bedauerte, zu spät von der Versammlung gehört zu haben; er war nicht dort gewesen, erzählte mir aber, daß am vorhergehenden Abend große Aufregung unter den mohammedanischen Frauen geherrscht habe. Es war eine von ihnen in dem Vortrag gewesen und hatte den andern davon erzählt. Nun sagten diese: „Warum konnten wir nicht auch jene Worte hören?"

Als wir uns schon zur Rückreise nach Rustschuk rüsteten, sagte P. Todoroff mir: „Es geht die Rede unter den Mohammedanern, daß man Sie zur Predigt in die Moschee einladen will. Würden Sie dort sprechen?"

„Sehr gern", war meine Antwort, „nur würde ich nicht auf die Kanzel steigen, sondern vor dem Mehrab in orientalischer Art sitzen und von dort predigen."

„Warum nicht von der Kanzel?"

„Weil man dann eins der vorgeschriebenen langen Gebete vorlesen muß. Das möchte ich nicht. Vom Mehrab dagegen würde ich niemand Anstoß geben, wenn ich einfach mit Gottes Namen die Predigt beginnen würde."

„Es wäre besser, wenn Sie in der Kirche, nicht in der Moschee predigten."

„Warum?"

„Weil es mehr zur Ehre Jesu wäre, als wenn die Mohammedaner die Wahrheit in ihrer Moschee hören."

Ich mußte ihm sagen, daß ich anderer Ansicht sei:

„Hierher werden die Mohammedaner, wenn sie auch kommen würden, ihr Mißtrauen mitbringen. In der Moschee aber würde es leichter sein, sie für Jesus zu gewinnen." —

Auf dem Dampfer, der uns nach Rustschuk zurückbrachte, befand sich ein Mohammedaner aus Schistowa, der 800 Böcke zum Kurbanbairam (Osterfest) nach Konstantinopel brachte. Er war in der Versammlung gewesen und fing gleich an, davon zu reden. Auch erzählte er mir, daß die Mohammedaner am Abend vorher in den Cafés viel über den Vortrag gesprochen hätten.

Wir hatten in Schumla die obrigkeitliche Erlaubnis für die Druckerei erlangt und auch einen recht brauchbaren Maschinenmeister gefunden, der die Arbeit des verstorbenen Mirsa Muchtar übernahm.

Daheim fand ich unsern Bibelkolporteur Dädo Petko, der mir von seiner dreimonatigen Reise viel Erfreuliches zu berichten hatte. In Dzumaja, Osman-Pazar, Orjechovica, Trnova, Selijevo, Loveč, Plevna, Somovit, Orjechovo, Lom-Palanka, Vidin, Nikopol, Svistov, Wrzel und anderen Städten und Dörfern hat er heilige Schriften verbreitet und verschiedentlich Unterredungen mit Mohammedanern gehabt. Er riet, daß auch ich diese Ortschaften besuche und das Evangelium predige. Leider kann ich nicht ausführlicher auf seine Reise eingehen.

Es gab vielerlei Arbeit für mich. Eine neue Nummer des Schahid-ül-Haqaiq und ein paar kleine Traktate mußten beendet werden, damit Dädo Petko sie auf der nächsten Reise mitnehmen konnte. Während ich hiermit beschäftigt war, besuchte mich Pastor Hagob Schahveled. Dann beschlossen wir, zusammen nach Balčik am Schwarzen Meer zu reisen, einer Stadt mit 20 000 Einwohnern.

Die Stadt gehört zu den Orten Bulgariens, in denen keine amerikanischen Missionare arbeiten, vermutlich, weil die Einwohner meist Mohammedaner sind, die Tätigkeit der Amerikaner sich aber auf Bulgaren beschränkt.

Am ersten Abend besuchte uns ein Hafis. Ich unterhielt mich mehrere Stunden mit ihm und gab ihm einen Schahid-ül-Haqaiq und Traktate, worüber er sich sehr freute. Nachdem wir am nächsten Morgen, einem Sonntag, eine gemeinsame Andacht gehalten hatten, versuchten wir, für Mohammedaner und Armenier eine Versammlung zu veranstalten. Aber wir konnten keinen geeigneten Raum finden, und außerdem war es ein Ringtag (siehe 1. Mos. 32, 25). Auf einem Platz mitten in der Stadt sangen viele Mohammedaner miteinander, und alle ihre Glaubensgenossen schienen zum Zusehen dort versammelt zu sein. So begnügten wir uns damit, daß ich in Begleitung des alten Predigers einige Cafés besuchte, um türkische Traktate und den Schahid-ül-Haqaiq zu verteilen.

Am Montag machten wir dem Statthalter einen Besuch und baten ihn um die Erlaubnis, im Börsenhause für die Mohammedaner predigen zu dürfen. Er war sehr freundlich, unterhielt sich lange mit uns und zeigte viel Interesse für Mohammedanermission. Bezüglich des Börsenhauses gab er uns leider abschlägige Antwort. Er riet uns jedoch, im Saale des Hotels Dentschov zu reden. Das taten wir auch. Der Balaban *) machte in der Stadt bekannt, daß am Abend eine türkische Predigt stattfinden werde, zu der jedermann eingeladen sei.

Zur Stunde versammelten sich zunächst viele Bulgaren im Saal; die Mohammedaner dagegen verspäteten sich. Da ich aber gerade zu diesen zu reden gedachte, war ich etwas in Verlegenheit, was ich nun den Bulgaren predigen solle. Pastor Schahveled begann leise mit ihnen zu sprechen und ihnen zu sagen, daß ich es auf eine Mohammedanerpredigt abgesehen hätte und deshalb noch warten wolle, ob die Türken kommen würden oder nicht. Wir warteten eine halbe Stunde, aber die Mohammedaner kamen nicht. Da fing ich an, einen Vergleich zwischen christlichen und nicht christlichen Völkern zu ziehen, um auf diese Weise meinen Hörern klarzumachen, welch ein neues Leben das Evangelium und die Worte Jesu den Menschen gebracht haben und zu welchen Fortschritten sie sie führen. Während ich redete, erschienen zahlreiche Mohammedaner und Armenier. Der Raum reichte nicht aus, viele blieben im Hofe stehen, und man öffnete die Fenster, damit auch sie hören könnten. Nachdem ich eine Stunde lang gesprochen hatte, wurden türkische Traktate und der Schahid-ül-Haqaiq verteilt. Von den 200 Exemplaren, die ich mitgenommen hatte, war bald keins mehr vorhanden. Da man noch mehr verlangte, bat ich Hafis Effendi, mir die gestern erhaltenen Traktate zurückzugeben, und versprach, ihm aus Schumla andere zu schicken. „Nein", antwortete er, „ich kann sie nicht wiedergeben; ich reise übermorgen nach Konstantinopel und muß sie meinen Söhnen mitnehmen, die dort in der Schule sind."

Das Urteil der verschiedenen Zuhörer über die Versammlung war sehr merkwürdig. Die studierten jungen Bulgaren, deren Ansichten wohl meist von den Sozialisten beeinflußt waren, meinten, wir müßten christliche Sozialisten sein, da wir Liebe zu allen Menschen predigten; es wäre gut, wenn sie diesen Gedanken auch unter den Mohammedanern verbreiteten. Der bulgarisch-orthodoxe Pope, welcher ebenfalls der Versammlung beigewohnt hatte, sagte: „Hört nicht auf sie; sie sind Lügner und Betrüger!" Auf die Entgegnung, daß alles, was wir gesagt hatten, wahr und gut und für alle Menschen nützlich sei, hatte er erklärt: „Ja, im Anfang predigen sie so; aber später werden sie lügen und euch betrügen." — Die Mohammedaner hatten die Predigt behalten und weitererzählt, auch die Armenier freuten sich darüber.

Auf dieser Reise wurde uns wieder recht klar, welch ein Durst nach der Wahrheit unter den Mohammedanern, die bisher solche Schriften und Traktate geistlichen und sittlichen Inhalts nicht gesehen haben, herrscht.

---

*) Balaban heißt Trompete. Wenn die Regierung den Bewohnern der Stadt etwas bekannt machen will, so geht der Balabandji herum, stößt auf jedem Platz und in jeder Straße in seine Trompete, um die Leute aufmerksam zu machen, und richtet dann den Auftrag der Regierung aus.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Als ich nach Hause kam, fand ich auf meinem Tische verschiedene von Mohammedanern niedergeschriebene Fragen, z. B.: „Welches ist der Unterschied zwischen Christentum und Islam?" „Welches ist der Unterschied zwischen dem Heiligen Geist und dem Geist der Wahrheit, zwischen Prophetentum und dem Amt der Lehrer des Wortes Gottes?"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Philippopel, Jahre der Arbeit und der Kämpfe.

Die folgenden Jahre im Leben Awetaranians waren neben dem reichlichen Maß von Arbeit mit mancherlei Kämpfen ausgefüllt. Awetaranian hatte ja nicht nur die Stationsarbeit in Bulgarien, im Vordergrunde stand seine literarische Arbeit, die das Rüstzeug für sein ganzes missionarisches Wirken bildete. Er hatte als „Erfolg" dieser Arbeit mit dem Widerstande derer zu rechnen, die im Lande die offiziellen Vertreter der mohammedanischen Religion, die Führer der moslimischen Bevölkerung waren. Er hatte ferner für das Verständnis seiner Arbeit innerhalb der deutschen Missionsgemeinde ununterbrochen zu werben; denn die Kenntnis des Mohammedanismus innerhalb der Christenheit, das Verständnis für die Psyche des Mohammedaners war selbst in den sonst religiös und missionarisch tätigen Kreisen derart, daß er als Missionar nicht verstanden worden wäre, wenn er nicht unabläßig und mit immer neuen Gründen geworben hätte, wenn er nicht aufgeklärt und in das Wesen des Islams durch zahllose Einzelberichte Einblick verschafft hätte. Es geschah dies immer in Anknüpfung an seine ständig neuen Erfahrungen, auf Reisen und in Vorträgen sowohl im Arbeitsgebiet wie in der deutschen Missionsheimat. Er berichtet über jede neu erschienene Nummer des „Schahid-ül-Haqaiq", über den Inhalt seiner selbst ausgearbeiteten und in der eigenen Druckerei gedruckten Traktate. Er zeigt, wie dem Moslem die Begriffe der durch das Gewissen bezeugten Sünde völlig fern liegen, weil für ihn einzig und allein die Vorschriften Mohammeds als Gottes Gebote gelten.

Awetaranian übersetzt John Bunyans „Pilgerreise" ins Türkische, damit der Mohammedaner nicht die Werke eines Voltaire, Rousseau oder die französischen Romane als Produkte christlicher Literatur anzusehen hat. Er läßt seine Buchhandlung in derselben Richtung wirken, seine Kolporteure ausrüsten und lernt wieder aus deren Erfahrungen. Von seinen Schülern Sahak und Hagop Arakelian läßt er den einen ein Handwerk lernen, den anderen in Deutschland zum späteren Dienst an den Mohammedanern ausbilden.

Mehrwöchentliche Evangelisationsreisen, über die er berichtet, bringen ihm wieder viele mohammedanische Zuhörer außer den freundlich gesinnten Christen. Von Diskussionen, von Nikodemusgesprächen berichtet er. Zugleich aber spürt er überall und läßt es auch seine Freunde in Deutschland wissen, daß kein Schritt in seiner Arbeit getan werden kann, ohne daß feind-

liche Widerstände, Drohungen und Angriffe entstehen. Awetaranians Zuflucht ist der Herr, und er allein. Er fordert in seiner schlichten und so herzergreifenden Weise die hinter ihm stehende Gemeinde, die Gemeinde der Gläubigen auf, ihn und seine Mitarbeiter zu stärken, zu ermuntern, den nächsten Schritt weiter mit ihm zu tun und kleidet das alles in Worte der Schrift, als der ermahnende und bittende Mithelfer am Werke des Herrn.

Im Frühjahr 1906 besucht Dr. Johannes Lepsius, der Vorsitzende der Deutschen Orientmission (Potsdam) seinen Freund und Mitarbeiter Awetaranian in Schumla und reist mit ihm und seiner Gattin zur Mohammedaner-Missions-Konferenz nach Kairo (Ägypten). In Bulgarien fand Lepsius eine wenn auch nicht organisierte so doch eine Gemeinde von Moslems und Christen, die sich um Johannes Awetaranian sammelte und der Wortverkündigung lauschte: die hoffnungsvolle Grundlage einer gesunden schriftgemäßen treuen Missionsarbeit.

Die Kairokonferenz war der erste Versuch, die Aufgabe der Mohammedanermission zu einer Sache von internationaler Bedeutung, zur Beratung und Verständigung unter den evangelischen Missionsgesellschaften aller Länder zu machen.

29 Missionsgesellschaften mit 62 Abgeordneten waren auf der Konferenz vertreten und etwa 60 sonst interessierte Personen als Gäste. An fünf Verhandlungstagen gewann man einen vorzüglichen Überblick über alle Fragen, die mit der Mohammedanermission zusammenhängen. In einem Aufruf an die christliche Kirche waren die Eindrücke der Kairokonferenz zusammengefaßt:

„Die Not von mehr als 200 Millionen Mohammedanern und die gegenwärtigen Probleme der Mohammedanermission, die auf so vielen Gebieten den Missionsarbeitern ans Herz gelegt sind, waren die Veranlassung zu einer Konferenz von Delegierten der Missionen in den Ländern des Islams, die vom 4. bis 9. April 1906 in Kairo tagte.

Die Verhandlungen erstreckten sich über die ganze mohammedanische Welt, über ihre ethnographischen, sozialen, religiösen und intellektuellen Verhältnisse, über das bisher vollbrachte Missionswerk und über die Aufgaben und Probleme, die der christlichen Kirche durch den Islam gestellt sind. Die hauptsächlichsten Methoden missionarischer Arbeit an Mohammedanern in bezug auf Predigt, Literatur, ärztliche Missionen und Erziehung wurden zur Sprache gebracht.

Was uns an Tatsachen vorgelegt wurde, die große Not der mohammedanischen Welt, die ersten Früchte der christlichen Predigt, das unaufhaltsame Vordringen des Evangeliums in die Länder des Islams, wirkte auf uns als ein ernster Ruf Gottes an seine Kirche zu dieser unserer Zeit.

Obwohl wir aus vielen mohammedanischen und christlichen Ländern zusammengekommen sind und von sehr verschiedenen Seiten den Islam kennengelernt haben, so rufen wir doch einmütig und dringend die christliche Kirche, wie sie vertreten ist in ihren Missionsgesellschaften, auf, mit neuer Energie das Werk der Mohammedanermission in Angriff zu nehmen. Wir bitten,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

dies Werk zu stärken und zu fördern 1. dadurch, daß mehr Arbeiter für diesen besonderen Zweck ausgebildet und ausgesandt werden, 2. daß systematisch eine Literatur für die mohammedanische Welt geschaffen und ausgebreitet werde, 3. daß wichtige Zentren der mohammedanischen Welt neu besetzt, daß die bestehende Arbeit nachdrücklich gefördert und daß das Vordringen des Islams in bisher noch heidnische Gebiete fortan verhindert werde.

Möge Gott uns fähig machen, seinen Willen zu tun."

Awetaranian hat durch diese Konferenz eine starke Ermutigung erhalten. Seine bisherige Arbeitsweise lag ja in denselben Bahnen, die auch von anderen in langer Lebensarbeit erfahrenen Männern wie D. Zwemer, Rev. Jessup, Rev. Harrick beschritten wurden. Für Awetaranian waren die Eindrücke ja schon vorhanden, daß alle Mohammedaner, welche mit der westlichen Zivilisation in Berührung gekommen sind, dadurch in einen gewissen Widerspruch zur islamischen Lebensanschauung und damit zu einer Annäherung an das Christentum gekommen sind. Die Gewinnung des Einzelnen steht ihm im Vordergrund, und er nennt die Wege, die dazu zu gehen sind:

1. Schriftenverbreitung. Bibel, Traktate, Broschüren geistlichen Inhalts.
2. Predigttätigkeit.
3. Persönliche Unterhaltung über religiöse Fragen.
4. Armen- und Krankenpflege.
5. Kindererziehung.

Dabei ist es ihm ganz gewiß, daß „nicht jeder, der in Deutschland das Evangelium verkündet, ein für den Orient geeigneter Missionar ist, sondern gründlich vorbereitete, erfahrene, gläubige Männer und Frauen, deren guter Wandel auch von außen bezeugt wird, und die sich zielbewußt in der Liebe Christi hingeben". Eine ärztliche Vorbildung möchte er für alle Missionare haben.

Es war für Awetaranian eine große Freude und Ermutigung, daß seine deutsche Missionsgesellschaft den mohammedanischen Kurden in jenem Jahre einen Missionar sandte, der wohl alle diese Voraussetzungen hatte: Pastor Detwig v. Oertzen, der zunächst ein Volkslesebuch für Kurdistan schuf und mit der Übersetzung des Neuen Testamentes ins Kurdische begann.

Im September 1907 verlegte Awetaranian seine Arbeit von Schumla nach Philippopel.

Über die Anfänge der Arbeit in Philippopel berichtet Awetaranian: „Nachdem wir ein Jahr in Varna und sechs Jahre in Schumla schriftlich und mündlich von unserm Heiland gezeugt hatten, verlegten wir unsre Station nach P h i l i p p o p e l. Durch diesen Wechsel rückten wir dem Zentrum des Islams einen Schritt näher; unser neuer Wohnort liegt an der großen Verbindungsbahn zwischen Orient und Okzident, und der Orient-Expreßzug erreicht in einigen Stunden Konstantinopel, die Hauptstadt des osmanischen Reiches. Für die Arbeit unsrer Missionsdruckerei wurden uns in Philippopel in mancher Hinsicht Erleichterungen, die wir in dem abgelegenen Schumla entbehren mußten.

Als die Entscheidung getroffen, alle Sachen abgesandt waren und der Zug mich mit jeder Minute meinem neuen Bestimmungsorte näher brachte, gab mir der Herr selbst ein Zeichen der Ermutigung.

Mir gegenüber im Abteil saßen einige Mohammedaner, unter ihnen ein

Mollah. Die Aufmerksamkeit des letzteren wurde auf den „Schahid-ül-Haqaiq" gelenkt, den ich in der Hand hielt. Als er fragte, was für eine Schrift das sei, antwortete ich nur: „Bitte, lesen Sie", und reichte sie ihm. Als er einige Seiten gelesen hatte, sagte er: „Wer hat das geschrieben? Wo ist das zu haben?" Ich antwortete: „Sie können von mir bekommen, soviel Sie wollen." Er schrieb sich meine Adresse auf und bat, mich auf der Rückreise in Philippopel besuchen und dann mindestens 12 Exemplare mitnehmen zu dürfen. Dann unterhielten wir uns, bis der Zug Philippopel erreichte.

Einmal wurde unser Gespräch durch einen Griechen unterbrochen, dessen Interesse unsre Worte erweckt hatten. Dieser Grieche, ein junger Mann mit offenbar viel christlicher Erkenntnis, hatte seine Beschäftigung als Agent einer Tabakfabrik in Tartar-Bazardjik, einer Stadt in der Nähe Philippopels. Er erzählte mir, daß sich jeden Abend viele Mohammedaner in seinem Hause versammelten, denen er aus der Heiligen Schrift vorlese und übersetze, und bat mich, ihm hin und wieder Broschüren zur Verteilung unter die Türken zu senden.

Der Mollah hatte in Konstantinopel studiert und war Müderris, d. h. Religionslehrer, in Bosnien. Den „Schahid-ül-Haqaiq" wollte er in seinen Unterrichtsstunden lesen lassen. Er hatte sich schon einige Schriften von der amerikanischen Mission in Beirut schicken lassen, um einen Einblick in die christliche Lehre zu gewinnen, meinte aber, daß die Druckerei in Beirut, einer türkischen Stadt, doch, von der türkischen Zensur beeinflußt, sich nicht so offen aussprechen könne wie der Schahid. Das Heft, das ich ihm gegeben hatte, bat er mich, mitnehmen zu dürfen, doch mit der Erlaubnis, das Titelblatt abzureißen, da er über Konstantinopel eine Wallfahrt nach Mekka machte und befürchtete, daß das Blatt ihm gefährlich werden könne.

Es dauerte einige Wochen, bis die Einrichtung unsres Hauses und der Druckerei fertig war. Nach Beratung mit den amerikanischen Missionaren Marsh und Haskell, die unter dem bulgarischen Volke arbeiten, beschloß ich, jeden Sonntagnachmittag in der Kapelle ihrer Gemeinde türkisch zu predigen. Wir luden die Mohammedaner mittels gedruckter Blättchen zu den Gottesdiensten ein. Es schien mir, daß die Philippopel-Mohammedaner uns freundlich gesinnt seien, so daß wir eine offene Tür hatten. Gern wollte ich die Türken in ihren Cafés aufsuchen und persönliche Beziehungen zu ihnen anknüpfen, auch die umliegenden Dörfer und Städte besuchen; aber meine Zeit wurde durch schriftliche Arbeiten und die Leitung der Druckerei so sehr in Anspruch genommen, daß wir dringend zwei Mitarbeiter brauchten, einen, der mich vertreten und mir helfen würde, und einen, der während des Drucks des kaschgarischen Neuen Testaments sich vorbereiten sollte, um dann als Missionar nach Kaschgar zu gehen.

Unsre Druckerei hatte folgende Schriften in Arbeit: Dürer i münedjie i Messihie (Perlen des christlichen Heils), ein sehr gutes Büchlein, dessen ungenannter Verfasser ein bekehrter gelehrter Mohammedaner sein muß. Sein Zweck ist, den Mohammedanern das Heil in Christo nahezubringen. Ich fand das kleine Buch als einzelnes Exemplar in Kairo. Erschienen ist es in Konstantinopel, aber niemand weiß etwas darüber. Es ist also vermutlich verboten und unterdrückt worden. Ferner drucken wir „Pilgrim's

Progreß" in Aderbaidjan-Türkisch (d. i. in dem türkischen Dialekt, der in Kaukasien und Persien gesprochen wird). Nebenher schreitet der Druck meiner kaschgarischen Übersetzung vorwärts, auch ein neuer „Schahid" ist in Vorbereitung, dessen Inhalt u. a. eine Gegenüberstellung des Gottesbegriffs nach Koran und Heiliger Schrift ist."

Die weiteren Berichte Awetaranians geben einen Einblick in die auch in der Stadt Philippopel einsetzenden Fortschritte und Widerstände.

„Am 15. Dezember des Jahres 1907 war unter den Zuhörern im Gottesdienst ein mohammedanischer Priester. Wahrscheinlich war er mit bestimmten Aufträgen von andern mohammedanischen Geistlichen geschickt worden. Nach fünf bis sechs Wochen veröffentlichte er in der einzigen türkischen Zeitung Bulgariens einen Leitartikel unter dem Titel „Ein Mohammedaner kann keine andre Religion haben als den Islam", dem nach zwei Tagen eine Fortsetzung folgte. Der Inhalt der Artikel ist kurz gefaßt dieser: Jedermann weiß, daß die Protestanten, um ihre Gemeinde zu vergrößern, kein Geld sparen und in alle Länder Prediger schicken. Einer von ihnen, der sich in unserer Stadt niedergelassen hat, lädt die Mohammedaner zu seinen Predigten ein. Um zu erfahren, welches der Unterschied zwischen Protestantismus und Orthodoxismus ist, und was für Beweise die Protestanten haben, um einen Mohammedaner von der Wahrheit ihrer Religion zu überzeugen, besuchte ich eine dieser Predigten. Der Prediger Johannes Awetaranian sprach in seiner Predigt über verschiedene Laster und bewies, daß jedermann dieselben als Sünde anerkenne. Danach beschrieb er die entgegengesetzten Tugenden und schloß mit der Behauptung, mit dem bloßen Wollen könne niemand von den Lastern frei und der Tugenden teilhaftig werden; dazu sei die Wiedergeburt nötig, welche Jesus gelehrt hat. Am Ende seiner Predigt sagte er: Laßt uns beten. Die Protestanten standen auf. Unsre Mohammedaner wollten sich anfangs erheben, kamen aber schnell zu der Einsicht, daß sie vor einem christlichen Prediger standen, und blieben sitzen. Mit dieser Aufforderung zum Gebet bezweckte er nichts andres, als die Mohammedaner unter seinen Befehl zu bringen und so allmählich an den Protestantismus zu gewöhnen. Solche grundlose und geistlose Predigt macht auf uns keinen Eindruck. Wir lernen die Grundsätze der Sittenlehre schon in der Kindheit in unseren Häusern und Elementarschulen und bemühen uns, danach zu leben." — In der Fortsetzung mildert er seine Worte in gewisser Beziehung, indem er sagt: Die Worte „grundlos" und „geistlos" soll man auf die Lehren der Predigt beziehen; denn im Koran, in der Tradition und in unseren vornehmsten Religionsbüchern sind auch die Laster als Laster und die Tugenden als Tugenden genannt. Grundlos und geistlos ist nur die Behauptung, daß man nur durch das Christentum, durch die Wiedergeburt von den Lastern völlig befreit und der Tugenden teilhaftig werden kann. Was die Wiedergeburt betrifft, so nennen wir sie „Ilhām" (Offenbarung oder Vision) und „Hidajet" (göttliche Leitung). Der Weg zu ihr ist breit; wenn man nämlich an Gott, seine Engel, seine heiligen Bücher und seine Propheten glaubt, so hat man sie erlangt. Und wir sind nicht Leugner Jesu Christi, sondern wir sind verpflichtet, ihn als einen der größten Propheten zu ehren und

seine Hilfe anzuflehen, und das tun wir täglich. Wer dieser „Hidajet" teilhaftig ist, der fragt nicht nach so zweifelhaften und sinnlosen Dingen wie Wiedergeburt. Der Prediger möge versichert sein, daß ein Mohammedaner keine andre Religion als den Islam haben kann. —

Auf diesen Artikel schrieb ich eine ausführliche Antwort und schickte sie dem Redakteur. Dieser versprach mir in einem sehr entgegenkommenden Brief, sie zu drucken. Am selben Abend jedoch ließ er mich bitten, die Entgegnung doch lieber selbst in einer Broschüre zu veröffentlichen, da er als ein Moslem und eines Moslems Sohn Schwierigkeiten befürchten müsse. Wenn ich aber darauf bestände, daß der Artikel in die Zeitung käme, so müsse er um eine Entschädigung von Frc. 150.— bitten. Eine solche Ausgabe wollte ich nicht machen und schrieb deshalb nur eine kurze Antwort, wie folgt; eine ausführliche Widerlegung und Beweisführung, daß Mohammedaner Christen werden können, gedenke ich selbst in einer Broschüre herauszugeben.

„Wir Christen, die wir durch die uns aus Gnaden geschenkten himmlischen Bücher Erleuchtung des Verstandes, Läuterung der Sitten und Reinigung des Herzens empfangen, behalten dieselben nicht allein für uns, sondern, um auch unsere Mitmenschen dieser göttlichen Gaben und geistlichen Schätze teilhaftig zu machen, haben wir sie bis jetzt in 400 Sprachen übersetzt und lassen sie in aller Welt Ländern zu unsern Brüdern gelangen. Daß wir von den Kindern der Welt verspottet werden, weil wir für diese Sache Geld und Leben opfern, kann unsre Hände niemals laß machen. Denn wir wissen, daß wir vom Leben zum Tode hindurchgedrungen sind, und haben die Wahrheit des in unsern Büchern befindlichen Verses erfahren, daß „das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr denn das Licht; denn ihre Werke waren böse. Wer Arges tut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden. Wer aber die Wahrheit tut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott getan" (Joh. 3, V. 19—21).

Unsre mohammedanischen Brüder ehrend, haben wir sie zur Predigt des heiligen Evangeliums eingeladen, welches der Vers des Korans: „musaddikän lima määkum" *) bestätigt, und an welches zu glauben ihnen der Vers: „we ma ünzile min käblike" **) zur Pflicht macht.

Daß wir für diese Erweisung unsrer Liebe statt mit dem Koranvers: „Ilahüna we Ilahükum wahidun we nehnu lehu müslimun" ***) begrüßt zu werden, mit Worten wie „grundlos" und „geistlos" gering geschätzt werden, und daß die in dem Vers des Evangeliums „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen" (Joh. 3, V. 3) erwähnte Wiedergeburt, ohne daß ihr Wesen erforscht wird, mit Ausdrücken wie „zweifelhaft" und „sinnlos" beurteilt wird, bedauern wir sehr.

---

*) Sure 2, V. 38; der Inhalt ist, daß der Koran herabgesandt wurde, um die Bibel zu bestätigen.
**) Sure 2, V. 3; der Inhalt ist, daß diejenigen, welche von Gott geleitet sind, nicht nur an den Koran, sondern auch an die Heilige Schrift glauben.
*** Sure 29, V. 45 sagt, wörtlich übersetzt: (O Moslem, sagt dem Volke der Schrift:) Unser Gott und euer Gott ist ein einiger Gott, und ihm sind wir ergeben.



Pastor Keworkian und Joh. Awetaranian (Rustschuk 1904)



Johannes Lepsius und Johannes Awetaranian (1906)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13



Awetaranian mit zwei Christ gewordenen Mollahs (1909)



Awetaranian bei der Arbeit (Philippopel 1908)

Da aber sie und wir an einen Gott glauben, so hoffen wir trotzdem, daß zwischen uns das Mißtrauen beseitigt werde und eine den Söhnen der Schrift angemessene Freundschaft zustande komme.

Johannes Awetaranian."

Diese Erklärung stand im „Balkan", begleitet von einem Zusatz des Redakteurs Adhem Ruhi, in dem er unter anderm die Gewissensfreiheit des Islams rühmt und erklärt, daß jeder Mohammedaner hören und lesen könne, was er wolle, womit er (nota bene) unsrer Arbeit den besten Dienst leistet.

Es entstand eine sehr lebhafte Kontroverse, die bis in den Monat April hinein mehrere geistliche Führer auf mohammedanischer Seite auf den Plan rief. An Umfang und starkem öffentlichem Interesse wuchs die Diskussion mehr und mehr; Awetaranian konnte mit ihr eine Nummer seines „Schahid-ül-Haqaiq" ausfüllen, um die diskutierten Fragen und die beiderseitigen Ausführungen beieinander zu haben. Er hatte mit seinen Erwiderungen der Sache des Evangeliums jedenfalls eine Beachtung und ein Ansehen verschafft, die über den Rahmen einer vorübergehenden Unruhe weit hinausgingen.

Über seine Disputation mit den Gelehrten der Mohammedaner schrieb Awetaranian selbst: „Ich wußte im Anfang nicht, daß die Sache solchen Umfang annehmen würde. Jetzt sammle ich das Ganze in einem Schahid-ül-Haqaiq. Jetzt wollen die Gelehrten sich, wie man aus den Artikeln sieht, zurückziehen, nur möchten sie das letzte Wort behalten. Da sie aber selbst angefangen haben, so verlangt die Gerechtigkeit, daß ein Schreiben von mir das letzte ist. Ich bin Gott dankbar, daß er uns diesen Weg geöffnet hat, die Wahrheit des Evangeliums in weite Kreise der Mohammedaner zu tragen. Die Autorität der islamischen Theologen ist auf diese Weise kräftig erschüttert worden, die allgemeinen Vorstellungen vom Christentum im mohammedanischen Volke haben sich geändert, überall liest man meine Antworten mit großem Interesse, sogar Leute, die nicht lesen können, fragen den Zeitungsverkäufer, ob eine Antwort in der Zeitung steht. In dem Falle kaufen sie ein Blatt und lassen es sich vorlesen. Eines Tages begegneten sich zwei Mollahs vor dem Laden eines evangelischen Armeniers im engen Basar; es waren gerade zwei meiner Artikel noch ohne Entgegnung ihrerseits. Der eine fragte den andern: „Was soll werden, wenn unsere Gelehrten nicht mehr antworten können? Die Gedanken sind verwirrt, man darf es nicht so lassen, man muß antworten." — Jetzt wollen sie sich mit Lügen helfen, indem sie verschiedene Nachrichten verbreiten. Weil der Atheismus ihres größten Mufti, auf den sie ihre Hoffnung gesetzt hatten, klar erwiesen ist, sagen sie, die Artikel stammten nicht von ihm; denn ein so gelehrter Mufti könne nicht Atheist sein, ein anderer habe unter seinem Namen geschrieben. In den Cafés hat man darüber gesagt: „Wie konnte er erlauben, daß so etwas unter seinem Namen geschrieben werde?" Klügere gaben folgende Erklärung: „Der Träger des Titels Sr. Exz. Ali Zija sei eigentlich nicht Mufti, er sei erst Lehrer, dann Priester gewesen — in Konstantinopel studiert habe er natürlich — aber er sei, da der Mufti in Rachowa gestorben, jetzt dessen Stellvertreter; denn ein Mufti könne nicht ungläubig sein. Auf diese Weise soll das Volk betört werden. Den Christen gegenüber äußern sie sich anders: „Unsere Gelehrten

reden nicht über Religion, die Artikelschreiber sind unbedeutende Menschen, deshalb können sie Awetaranian nicht besiegen. Unsere eigentlichen Gelehrten hielten es nicht für wert, über diese Sache zu schreiben, sonst hätten es Vierzig in die Hand genommen."

Im März des Jahres 1908 konnte durch die Missionsgesellschaft und durch die Opferwilligkeit Fräulein Henriette von Blücher's eine neue größere Druckerpresse nach Philippopel befördert werden. Der Bedarf an Druckschriften wuchs, die kaschgarische Übersetzung des Neuen Testamentes sollte nun endlich gedruckt werden; auch die von Pastor v. Oertzen in Angriff genommene Übersetzung des Markusevangeliums ins Kurdische war zu erwarten.

Die türkische Revolution des Jahres 1908 gab der Arbeit einen neuen Impuls und die hoffnungsvollsten Aussichten. Daß Awetaranian die jungtürkische politische Bewegung mit größtem Interesse verfolgte, ist ja selbstverständlich. Sein Vaterland, die Türkei, lag in den Fesseln des Islams. Er, als früherer Mohammedaner und türkischer Untertan, durfte in seiner Heimat nicht leben, wenn ihn nicht die Strenge des türkischen Gesetzes, die Todesstrafe, treffen sollte. In den türkischen Staatsgesetzen lag ja noch die Verbindung der blutdürstigen Despotie eines Abdul Hamid mit dem Scheriat, dem islamischen geistlichen Gesetz. Der „blutige" Sultan war Kalif, Inhaber der höchsten religiösen Würde, des Nachfolgers des Propheten. Weder politische noch religiöse Freiheit war gegeben, solange die Staatsgesetze der Türkei nicht auf neuzeitlich-freiheitliche Grundlagen gestellt waren. Das Jungtürkentum, das solche Umstellung herbeiführen wollte, war deshalb der Sympathie aller derer sicher, die den Völkern der Türkei eine kulturelle und wirtschaftliche Auferstehung wünschten, vor allem hatten sie den Beifall aller dieser Völker selbst, der Armenier, Griechen, Araber, Kurden, Türken.

Als die jungtürkische Revolution 1908 dem Sultan eine freiheitliche Verfassung abnötigte, eröffnete sich allen Freiheitsfreunden eine wundervolle Aussicht. Auch für Johannes Awetaranian schien der Weg frei zu werden, nun endlich seinem Türkenvolk frei und offen das Evangelium verkünden und selbst in seine Heimat zurückkehren zu können.

Schon taucht der lange unterdrückte Wunsch auf, nun mit der Missionsarbeit nach Konstantinopel überzusiedeln. Die Zensur ist ja gefallen, und auch die in Philippopel erscheinenden Druckschriften wandern nun unbehindert ins türkische Land und Volk, viel begehrt und stark beachtet.

Angesichts dieser Lage bittet Awetaranian seine Freunde um Hilfe; dem plötzlich übergroß gewordenen Bedarf an christlicher Literatur möchte er gewachsen sein. Das Morgenrot einer neuen Zeit scheint ihm angebrochen, die Zeit der Mission an den Völkern des Osmanischen Reiches gekommen. Selbst die Berichte aus dem Innern der Türkei lassen keinen Zweifel mehr, daß mit der Revolution etwas unerhört Neues geschehen ist und Christen und Mohammedaner ihre Streitart begraben haben. Awetaranian und Pastor von Oertzen aus Kurdistan rüsten schon zur Reise nach Konstantinopel.

„Gott hat in unseren Tagen Großes getan," so schreibt Joh. Awetaranian im August. „Die eisernen Türen der Türkei, welche bisher der Verkündigung

des Evangeliums verschlossen waren, stehen jetzt offen. Ich, der ich vor 30 Jahren meine Heimat verlassen habe, hatte nicht gedacht, daß es mir in meinem Leben möglich sein würde, meine Heimat wiederzusehen und dort von der Liebe Christi Zeugnis abzulegen. Doch der Herr hat alles möglich gemacht. Jetzt kann ich dorthin wie überall in der Türkei reisen und mündlich und schriftlich die gute Botschaft verkündigen. Dies alles kommt mir wie ein Traum vor, dessen Wirklichkeit man bezweifeln möchte."

„Wie haben nun die Jungtürken, die Führer der Revolution, gearbeitet, und was für Leute waren sie? Großenteils junge Leute, die durch ihr Studium mit einigen christlichen Ideen in Berührung gekommen waren und nun nicht mehr sklavisch unter den Gesetzen des Islams bleiben konnten. Sie wollten nach Recht behandelt werden, aber man gab ihnen kein Recht. Im Gegenteil, man warf sie ins Gefängnis und sah sie als dem Islam feindliche Elemente an, obgleich sie keine andere Lehre als den Islam bekannten. Vielen von ihnen gelang es, aus dem Gefängnis oder der Verbannung zu entfliehen und im freien Europa eine Zufluchtsstätte zu finden. Seit 25 Jahren haben sie von dort aus mittels einiger Zeitungen gearbeitet, indem sie beständig die Ungerechtigkeiten der türkischen Regierung u. dgl. tadelten. Der Sultan tat sein möglichstes, um durch strenge Zensur, durch Spione und Bestechungen ihren Einfluß zu hindern. Vergebens. Die Zeitungen der Jungtürken kamen ins Land, wenn auch nur in vereinzelten Exemplaren; sie gingen von Hand zu Hand, wurden heimlich gelesen und zuletzt in völlig abgenutztem Zustand zerrissen oder verbrannt. Die Gedanken und Ansichten jedoch, welche diese Zeitungen verbreiteten, blieben im Gedächtnis der Leser, griffen immer mehr um sich und durchdrangen in der Stille, wie ein Sauerteig, sowohl die Armee als auch das Volk. Das Resultat war, daß der Herrscher, welcher die Jungtürken verfolgte, nachgeben mußte. Er mußte ihrem Rate folgen, ihre Wünsche erfüllen, ja, ihnen sogar mehr Vertrauen erweisen als seinen früheren Beamten. Er wurde gezwungen, dem Volke die Verfassung zu geben, wenn er nicht die Herrschaft und vielleicht gar das Leben verlieren wollte. Nun herrscht in der Türkei Freiheit und Gleichheit wie in anderen Ländern, auch Preßfreiheit und Lehrfreiheit. Wenn ich über diese Ereignisse nachdenke, so finde ich, daß sie nichts anderes bedeuten, als einen Sieg des christlichen Rechts über das des Islams. Die Grundlagen des Islams sind erschüttert. Eine äußerliche Reformation hat keinen Zweck; das würde heißen, neuen Wein in alte Schläuche gießen oder neue Lappen auf ein altes Kleid setzen. Das kann der Islam nicht vertragen. Die Kraft des Islams besteht in drei Dingen: Gewalt, Stolz und Fanatismus. Durch die Verfassung sind diese drei Dinge gebrochen. In mohammedanischen Gesetzbüchern steht geschrieben, daß das Haus eines Christen nicht gleiche Höhe mit dem seines mohammedanischen Nachbarn haben darf. Will der Christ sein Haus erhöhen, so muß er warten, bis auch der Nachbar Moslem in der Lage ist, das seine zu erhöhen. Vor Gericht darf der Christ dem Mohammedaner nicht gleichgestellt werden u. dgl. mehr. Die Verfassung macht nun dem allem ein Ende. Jetzt hat der Christ gleiche Rechte und dieselbe Freiheit wie der Mohammedaner. — So hat nun Gott auch der Verkündigung des Evangeliums einen offenen Weg aufgetan."

„Unsere Zeitschrift „Schahid-ül-Haqaiq" wurde hin und wieder auch in der Türkei gelesen, obgleich sie wie die jungtürkischen Zeitungen oft durch die strenge Zensur verboten wurde. Nun ist dies Verbot aufgehoben, und ein ziemlich großer Vorrat von Schriften, die den Samen des Lebens enthalten, liegt bereit, um hingeschickt zu werden. Doch gilt es jetzt noch mehr zu arbeiten."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nach der türkischen Revolution.

Im November 1908 schreibt Awetaranian an seinen Freund Johannes Lepsius, daß angesichts des erwachenden türkischen Geisteslebens die Herausgabe einer Zeitung für die Mohammedaner als dringende Notwendigkeit erscheint. Jedermann in der Türkei will Zeitung lesen, und die von mohammedanischer Seite herausgegebenen Blätter verfolgen offensichtlich die Absicht, den in jedem Kulturgut auch für mohammedanische Blicke enthaltenen Einfluß des Christentums zu ignorieren und alles dem Menschen vorteilhafte, neu übernommene Kulturgut dem Islam zuzuschreiben. Im Dezember ist Awetaranian in Konstantinopel, erforscht die Lage und sieht die besten Aussichten für seine Arbeit in der türkischen Hauptstadt, wird auch bestärkt in seinem Plan der Herausgabe einer Zeitung, die bald darauf von ihm gegründet wird.

Nachdem die „Günesch" (Sonne) im Januar 1909 zunächst als Wochenschrift ins Leben getreten war, schreibt er im März an seine deutschen Freunde:

„Nun war die Herausgabe einer Zeitung sehr notwendig. Aber ich hatte noch andere Aufgaben zu erfüllen. Meine kaschgarische Übersetzung war im Druck und verlangte die größte Sorgfalt; denn ich fühlte mich verantwortlich vor meinem Heiland, der mir die Aufgabe anvertraut hat, Sein Evangelium durch Übersetzung einem Volke von 12 Millionen zu vermitteln. Gleichwohl glaubte ich, mit der Herausgabe der Wochenschrift beginnen zu müssen; es wäre nicht recht gewesen, die Zeit zu versäumen. Diese Zeitung sollte keine direkte Missionsarbeit tun. Sie sollte, soviel wie möglich, brennende Tagesfragen in das Licht der Wahrheit stellen. Der „Schahid-ül-Haqaiq", meine rein religiöse Monatsschrift, und andere Schriften, welche direkte Mission wollen, sollen nicht durch diese Wochenschrift verdrängt werden. Vielmehr sollen die verschiedenen Blätter einander ergänzen. Die Wochenschrift soll die Leser für die Annahme der Wahrheit des Evangeliums vorbereiten, und die übrigen Schriften die Wahrheit selbst verkündigen. Vielleicht erscheint es optimistisch, wenn ein Mensch soviel übernimmt. Aber wir wissen, daß Paulus mit Timotheus und wenig andern Mitarbeitern weit mehr übernommen und ausgeführt hat als alle Missionsarbeiter unserer Zeit. Wie dringend brauche ich daher jetzt Mitarbeiter!

Vor kurzem brachte ein hiesiges türkisches Blatt aus Neid einen Artikel, der unsere Zeitung „Günesch" verdächtigen sollte. Es heißt darin, die Günesch wolle die Mohammedaner zum Protestantismus bekehren, den

Pangermanismus verbreiten usw. Diese Stellungnahme war im Anfang recht schwer; denn wenn die Mohammedaner dergleichen hören, so überzeugen sie sich nicht selbst von dem wahren Sachverhalt, sondern erschrecken und lesen nicht weiter.

Nun hat aber der Herr auf wunderbare Weise zwei mohammedanische Gelehrte, Mollahs aus Mazedonien, hergeschickt. Diese beiden Männer sind nach langem Forschen zur Erkenntnis der Wahrheit des Evangeliums gelangt und sind nun bereit, an der Verbreitung der Wahrheit mitzuarbeiten. Sie haben eine gründliche Kenntnis des Islams in allen seinen Richtungen. Aber um wahre Jünger Jesu zu sein, fehlt ihnen noch manches. Es wäre gut, wenn andere Christen voll Weisheit und Liebe ihnen mit dazu helfen könnten, das zu erlangen. Dann würden auch ihre großen Kenntnisse dem Werke des Herrn nutzbar gemacht."

Da kamen die ersten Nachrichten von politischen Rückschlägen, ja von einer Wiederholung der Massaker. Am 13. April fand ein reaktionärer Putsch in Konstantinopel statt, am 14. April setzte das Massenmorden von Adana ein. 20 000 Menschen wurden getötet. Jungtürkische Truppen waren bei diesem Morden beteiligt. Ein eisiger Tau fiel auf die Hoffnungssaat. Aber noch sieht Awetaranian die Christenmetzeleien als Ausfluß des alten Islams an und erwartet von den Jungtürken alles Gute. Er schreibt (Mai 1909):

„Jetzt sitzt dieser große Machthaber*), der Kalif des Islams, im Gefängnis; er ist der verachtetste Mensch der Welt geworden, alle seine Geheimnisse und Schandtaten sind vor den Augen der Menschheit bloßgestellt. Wer hat dies zustande gebracht? Augenscheinlich die Jungtürken. Aber wer sind sie? Sie sind die Werkzeuge einiger europäischer Ideen, und diese sind nichts anderes als das Produkt der christlichen Kultur; doch sie sind nicht rein christlich, sie vermochten aber, dem Islam einen empfindlichen Schlag zu geben, das Schwert den Händen des Gewaltherrschers zu entreißen und sein Ansehen zu vernichten; den Nationen, die unter dem Islam zur Knechtschaft und Vernichtung verurteilt waren, verhießen sie Freiheit und Gleichheit.

Es ist leicht begreiflich, daß unter diesen Umständen der Geist des Islams der Wahrheit des Evangeliums den äußersten Widerstand bietet und soviel wie möglich Christen, die noch unter seiner politischen Macht stehen, zu vernichten sucht. Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Menschenliebe Nicht-Mohammedanern gegenüber kennt der Islam nicht. Wenn ihn die Not dazu zwingt, schmeichelt er den Christen, Mohammed selbst hat seinen Anhängern solches befohlen, doch diese Verträglichkeit dauert nur so lange, bis sich eine günstige Gelegenheit bietet, die Christen zu vernichten.

Die neuesten Massaker in Cilicien und in Syrien kennen wir durch die Zeitungen. Dort haben die Mohammedaner zahlreiche Christen auf die schrecklichste Weise ermordet und geschändet. In Alexandrette stürzten sich viele ins Meer, um den Händen ihrer unmenschlichen Verfolger zu entrinnen. Andere flüchteten in die Kirchen, doch man legte Feuer an diese, und alle fanden den Tod in den Flammen. Neunzehn evangelisch-armenische Pastoren,

*) Abdul Hamid, der „blutige Sultan".

die aus verschiedenen Orten zur Jahreskonferenz zusammengekommen waren, wurden in der Kirche während der Andacht überfallen und zu Tode gemartert. Ein Missionar hatte aus seinem Fenster gesehen, wie unschuldige Frauen und Kinder auf die scheußlichste Weise mißhandelt und getötet wurden; man schnitt den Frauen die Brüste ab. Ihr Geschrei und ihr Flehen, sie zu schonen, wurde weder von Menschen noch von Gott gehört; der Glaube dieses Missionars an die Allmacht und Gerechtigkeit Gottes wurde dadurch tief erschüttert. Sowohl eingeborene evangelische Prediger wie auch ausländische Missionare wurden getötet. In einem Dorfe wurden alle Bewohner hingeschlachtet, nur ein Lehrer rettete sein und seiner Familie Leben dadurch, daß er im letzten Augenblick den Islam annahm. Die Schuld an diesen Greueltaten trägt der Geist des Islams, der in den Mohammedanern wohnt. Er sieht, daß er seinen Einfluß über die Menschen immer mehr und mehr verliert und verübt deshalb diese Greueltaten."

Indes, die einmal erregte Freiheitswelle war nicht aufzuhalten. In Bulgarien, außerhalb der türkischen Grenzen, setzten sich die geistigen Auseinandersetzungen, die öffentlichen Diskussionen, unbehindert fort. In der „Güneſch" ergriffen die beiden zu Awetaranian gestoßenen mohammedanischen Gelehrten das Wort und riefen durch die freimütige Art ihrer Kritik am Islam und nicht weniger durch ihre bis dahin anerkannte moslemische Würde und „Heiligkeit" das allergrößte Aufsehen hervor. War es schon bei ihrem Auftreten in den ersten Freiheitstagen auf türkischem Boden, in den Zentren des türkischen Islams, zu Bewegungen und Unruhen gekommen, so wurde ihre ständige literarische Betätigung den bulgarischen Mohammedanern ein Ärgernis. Durch ihre Betätigung, wie durch die ganz und gar veränderte politische Lage sollte der Plan Awetaranians, nach Konstantinopel zu gehen, aufgeschoben, ja die ganze Arbeit der Mohammedanermission in andere Bahnen gedrängt werden.

Johannes Lepsius schreibt im Juli 1909:

„Im Februar hatte Awetaranian berichtet, daß zwei Mollahs in Philippopel in seinem Hause Aufnahme gefunden haben. Inzwischen hat er sich von der Aufrichtigkeit ihres Glaubens und der Reinheit ihrer Beweggründe überzeugt und zu seiner eignen Überraschung in Erfahrung gebracht, welch merkwürdige Wirksamkeit diese beiden Männer bereits an den vornehmsten Sitzen der mohammedanischen Gelehrsamkeit entfaltet hatten. Ohne die Wissenschaft des lebendigen Islams, wie sie diese Mollahs und unser Missionar Awetaranian als mohammedanische Geistliche erwerben konnten, bleibt auch das gelehrteste Studium des Korans auf Grund unsrer europäischen Literatur ein totes Wissen, das für die lebendigen Aufgaben der Mission unfruchtbar ist. Gott hat unsrer Mission aus dem Islam nun drei mohammedanische Geistliche der seltensten Art geschenkt. Alle drei sind ohne eines Menschen Zutun, ohne das Verdienst irgendeiner Mission, nur durch das Werk des Heiligen Geistes, der sie bei der Erforschung der Heiligen Schrift erleuchtete, zum Glauben an den Sohn Gottes gelangt.

Muhammed Schükri Efendi, der bei seiner Taufe im Jahre 1885 den Namen Johannes Awetaranian annahm, war als Sejid, d. h. als

Nachkomme des Propheten, von Kind auf zum priesterlichen Stande bestimmt gewesen und wurde bis zum 18. Jahre in der Medresse seiner Vaterstadt zum Geistlichen herangebildet. Als Mollah kam er zur Erkenntnis der Wahrheit des Evangeliums.

Scheich Achmed Keschaf war noch bis zum Jahre 1907 Scheich des vornehmsten Derwischordens der Rüfai in seiner Vaterstadt in Mazedonien. Er hat in der Lehre und religiösen Praxis der Derwischorden, in der Kenntnis der mystischen Geheimlehren und der Philosophie der Sufis die höchsten Grade erreicht.

Muhammed Nessimi Effendi ist Müderis, d. h. er hat das Diplom der Professoren der Theologie des ersten Grades, aus welchen der Scheich-ül-Islam erwählt wird. Auf seinen Reisen wurde er überall als einer der ersten Gelehrten des Islams gefeiert und niemand war imstande, ihn in öffentlichen Disputationen zu überwinden."

In Bulgarien spitzte sich inzwischen die Lage zu. Die Presse nahm den Kampf gegen Awetaranian und seine beiden Paladine auf. Auch die Redaktion des „Balkan" war unter den feindlichen Kämpfern und zeigte jetzt unverhüllt ihre islamische Grundeinstellung. Der Durchbruch der politischen Freiheitsbewegung, die freimütige Kritik der vom Islam her kommenden religiös eingestellten Männer drohte in weiten Volkskreisen die Fesseln der religiösen Überlieferung zu lockern. Der Fanatismus der besorgten Islamfreunde erwachte. Der Kalif Abdul Hamid, abgesetzt von einer Nationalversammlung, der auch Juden und Christen angehörten, die Gleichstellung der Nichtmohammedaner (Raja) mit dem Herrenvolk der Moslems, die öffentlich ausgesprochenen Zweifel an der mohammedanischen Religion, das alles bot Grund genug, den Religionshaß gegen exponierte Einzelpersonen wüten zu lassen. Die freudige Zustimmung, die der Arbeit der drei Männer in weiten Kreisen zuteil wurde, konnte die Tatsache nicht verdrängen, daß der Religionshaß seinen Ausweg suchte. Drohbriefe, zurückgesandte Nummern der „Güneschʺ mit den gröbsten Beschimpfungen, Karikaturen, die sehr deutlich Wunsch und Absicht der Tötung der Verhaßten aussprachen, langten in der Redaktion der „Güneschʺ an. Man ließ diese Drohungen zunächst unbeachtet und wandte sich den positiven Aufgaben zu. Ein mohammedanisches Dorf wollte von den beiden Mollahs unterrichtet und zum Übertritt in das Christentum vorbereitet werden. Schließlich erfuhr man von einem auf das Leben der beiden Mollahs geplanten Attentat. Eine Erkundigung, ob die bulgarische Regierung die beiden schützen werde, ergab den Bescheid, daß die Mörder wohl bestraft werden würden, daß man aber eine Bürgschaft für das Leben der Bedrohten nicht übernehme. Einige Freunde berichteten, daß in Paschmakli, ihrer Vaterstadt, eine geheime Versammlung beschlossen habe, die Abtrünnigen zu töten. Eine weitere Nachricht traf ein, daß ein fanatischer Mohammedaner sich öffentlich verschworen habe, bei allem, was den Moslems heilig ist, binnen Wochenfrist die beiden Lehrer „wie Hunde totzuschlagenʺ. Die Bedrohten selbst hatten keine Furcht, begehrten vielmehr, daß man sie öffentlich taufen sollte.

Awetaranian erwog, welchen Verlust für die Sache der Mission der Tod dieser beiden Männer sein würde, wie wenig unter den gegebenen Umständen

gewonnen sein würde, wenn sie als Märtyrer fallen würden. Darum beschloß er, mit ihnen Philippopel zu verlassen und der Gefahr auszuweichen. Am 2. Juli traf er mit ihnen in Potsdam, dem Sitz der Lepsius' Mission ein.

Es ist ein eigenartiges Ergehen, das der von Dr. Joh. Lepsius geführten Deutschen Orient-Mission in den mehr als 30 Jahren ihres Bestehens immer wieder zustößt und sich damit deutlich als Fügung und Führung bekundet: In dem Augenblick, wo die Mohammedanermission energisch in Angriff genommen werden soll, wird die Gesellschaft gezwungen, sich einer anderen Aufgabe zuzuwenden. So war es 1895 bei ihrer Gründung, die in die Tage der Abdul Hamidschen Massaker fiel und das armenische Hilfswerk entstehen ließ, um die vom Islam verwundete christliche Nation der Armenier vor dem Islam zu retten. So ist es 1908/09 gewesen, als Adana wieder eine neue Hilfsaktion für die Armenier erforderte und zugleich die beiden christgläubigen Moslems vor der Wut des Islams zu flüchten zwingt, und schließlich, in ungleich größerem Maßstabe 1915/16, den Jahren der armenischen Deportationen; es mußte wieder die Arbeit der Mohammedanermission vertagt und auf mehr als 15 Jahre hinaus die internationale Christenheit ihr in der Geschichte einzigartiges Rettungswerk im Orient leisten, um die Reste eines alten Christenvolkes vor der Vernichtung durch den Islam zu retten. Auch die deutsche Missionsgesellschaft wurde hier wieder von ihrer eigentlichen Aufgabe ab- und für mehr als ein Jahrzehnt zur Notstandsarbeit an den Armeniern hingedrängt.

So war allem Planen zuwider die Leitung der bulgarischen Arbeit, die Redaktionen von „Güneschʺ und „Schahid-ül-Haqaiqʺ, nach Deutschland, nach Potsdam gekommen. Der Vorstand der Mission kam zu dem ihm durch die Ankunft der drei ehemaligen Moslems erleichterten Entschluß, in Potsdam eine Art Seminar zu errichten, von dem aus nicht nur die beiden Zeitschriften weiter redigiert werden sollten, in dem auch europäische Theologen und Missionare sich für das Werk der Mohammedanermission vorbereiten sollten. Das Wintersemester 1909/10 weist neben Männern wie Dr. Johannes Lepsius, Dr. Paul Rohrbach, Pastor Paul Fleischmann, dem jetzigen Vorsitzenden der Dr. Lepsius Orient-Mission, die Namen Awetaranians und der beiden Mollahs auf. Die Sprachen Persisch, Türkisch und Armenisch liest Awetaranian, Auslegung des Korans und Arabisch Müderis Nessimi Efendi, Derwischorden und die sufitische Philosophie Scheich Achmed Keschaf. Religionsgeschichte lesen die deutschen Theologen.

Im August ist Awetaranian noch einmal in der türkischen Hauptstadt. Seine Eindrücke sind sehr entmutigend: Die Menschen haben von Freiheit geträumt, sie aber nicht erhalten. Auch die Pressefreiheit ist eingeschränkt. Zeitungsverbote sind an der Tagesordnung. Wenn Awetaranian mit Jungtürken über die Zukunftsaussichten spricht, begegnet er ausweichenden Antworten. Er hört, daß die türkische Presse den Scheich-ül-Islam aufgefordert hat, dafür zu wirken, daß die „Güneschʺ ihr Erscheinen einstelle. Kurz, eine Arbeit in Konstantinopel ist nicht möglich.

In der Potsdamer Nikolaikirche werden die beiden Mollahs am 10. Oktober von Awetaranian vor einem

überfüllten Gotteshause getauft. Awetaranian erlebt wieder, trotz aller äußeren Hindernisse, eine Erhörung seiner Gebete für seine Brüder, die Mohammedaner. Er siedelt mit seiner Frau nach Berlin-Steglitz über, um die Arbeiten im Seminar und den Verkehr mit den beiden Mollahs pflegen zu können.

Am 15. November wurde das mohammedanische Seminar in Potsdam eröffnet. Ein für das Abendland fast unbekanntes Gebiet galt es der Forschung zu erschließen, und die elf Teilnehmer bekamen sehr bald den Eindruck, daß es ein anderes ist, den Islam in seiner Geschichte und in seinem Koranbuch, wie unsere Orientalisten es tun, zu durchforschen, und noch ein anderes die lebendige Religion der Mohammedaner und den Volksglauben, wie er in den Schulen und Moscheen des Islams gelehrt und gepredigt wird. Ein ungeheures Material tut sich auf, die chaotische Masse der Tradition, der ganze Wust ältester und jüngerer religionsgeschichtlicher Überlieferungen des Orients mußte in Angriff genommen und zu ordnen begonnen werden.

Im Februar 1910 ist Awetaranian mit seinen Freunden in Halle a. S. auf der Missionskonferenz. Unter Leitung des ehrwürdigen Prof. Warneck verhandelt man über die Aufgaben der Christenheit, die durch die damalige Lage dem Mohammedanismus gegenüber gegeben war. Praktische Resultate der Konferenz vermißt Awetaranian, wenn auch die Notwendigkeit, die Missionare besser als bis dahin mit der Kenntnis des Islams ausgerüstet zu sehen, dringend betont wurde. Awetaranian erklärt gegenüber aller „planmäßigen" Methodik, daß dem Islam nur beizukommen sei durch die Ausschaltung des Scheriatgesetzes. Und dieses kann nur von intimen Kennern in einer gerechten und dem Volk verständlichen Art kritisiert, das Vertrauen des Volkes zu diesem über allen Staatsgesetzen stehenden Religionsgesetz erschüttert werden. Awetaranian sieht in dem Rückschlag in der Türkei den Durchbruch dieses Scheriatgesetzes und seinen Sieg über die staatliche Neugestaltung. Die von ihm empfohlene Art der Bekämpfung ist die gleiche, die er in seiner Zeitung „Günesch" befolgt, und die in Bulgarien so viel Unruhe verursacht hat. Gerade dieser „Erfolg" war ihm Beweis für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges.

Während er in Deutschland am mohammedanischen Seminar wirkt, seine Zeitschriften redigiert und durch einen nach Philippopel gesandten neuen Mitarbeiter eifrig verbreiten läßt, verfolgt er aufmerksam die mohammedanische Presse. Alles, was er aus der Türkei, Persien, Indien und Ägypten erfährt, das Erwachen des Gesamtislams und sein Aktivwerden als Panislamismus, die Frage, ob das bedrohte Afrika dem Islam anheimfallen solle, verarbeitet er. Seinen deutschen Freunden gibt er Einblick in die täglich dringender werdenden Notwendigkeiten. Er reist dazu in Deutschland umher, hält in den Gemeinden und vor Kolonialfreunden seine gewinnenden Vorträge und entzieht sich nicht der Pflicht, neben den Erfordernissen seiner literarischen Arbeit in Bulgarien, der er von Deutschland aus vorsteht, auch der deutschen Missionsgemeinde ein volles Verständnis der brennenden Aufgaben zu vermitteln. Das alles nimmt auch seine körperliche Kraft stark in Anspruch. In Konstantinopel war seine Wochenschrift

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

„Güneſch" inzwiſchen verboten worden. Die Folge war zunächſt ein ſtärkerer Verſand. Beſtellungen aus faſt allen Teilen der mohammedaniſchen Welt können nicht genügend befriedigt werden; es müſſen mehr und größere Auflagen gedruckt werden. Die Mittel dazu werden knapp. Das Weitererſcheinen wird zunächſt eingeſtellt. Ermutigend wirkt wieder, daß neben der Erbitterung der mohammedaniſchen Preſſe über die Kritik der beiden Mollahs ſich in der Türkei Männer finden, die für die Gedanken der „Güneſch" wirken und die Zeitſchrift trotz des Verbots verbreiten. Zuſtimmungserklärung von Moslems, die die hohe Bedeutung ſeiner beiden Mitarbeiter anerkennen, ihren kritiſchen Artikeln zuſtimmen und ſie in ihrem Kampf unterſtützen wollen, erreichen ihn und zeigen, daß er auf dem begangenen Wege weitergehen muß. Mit der „Güneſch" finden nun auch die anderen Werke Verbreitung, die „Pilgerreiſe", „Schahid-ül-Haqaiq", die kleinen Bücher und Traktate.

Die ſo ſtark auf ſie einſtürmende Frage der Mohammedanermiſſion brachte in die Reihen der Vorſtandsmitglieder der Deutſchen Orient-Miſſion Unſtimmigkeiten. Mit knapper Not wurde vermieden, daß die drei Herren zugleich mit dem Direktor Johannes Lepſius aus der Miſſion ausſchieden; der Vorſtand trat zurück, ein neuer Vorſtand erſtand, und die drei Männer konnten ihre Arbeit fortſetzen. Ohne ſeeliſche Kämpfe gehen dieſe Erfahrungen an Awetaranian nicht vorüber, obwohl man ihm in all der Arbeit jener Tage keinerlei Verzagtheit anmerkt. Mit gewinnend lächelnder Freundlichkeit, hinter der man immer wieder eine kindliche Selbſtverſtändlichkeit ſeiner Wünſche und Aufgaben wirken ſieht — der unerſchütterliche Glauben an ſein Werk —, ſpricht er über die Schwierigkeiten, über die abweichenden Auffaſſungen im Lager ſeiner Freunde.

Von Philippopel aus gehen die Wirkungen ſeiner nun von Deutſchland aus fortgeſetzten literariſchen Arbeit ihren ungeſtörten Gang. Keworkian, ein Miſſionar, der Bulgarien bereiſt und dort evangeliſiert, verbreitet neben der Bibel auch die kritiſchen, aufklärenden und aufbauenden Werke der Philippopeler Station. Von Tiflis aus gehen die durch Kolportage verbreiteten Werke nach Perſien, Zentralaſien, ja bis nach Sibirien.

Bevor das zweite (Sommer-)Semeſter des mohammedaniſchen Seminars beginnen kann, geht die Klage durch die Veröffentlichungen Awetaranians, daß ſich für die Aufgabe der Mohammedanermiſſion nicht mehr miſſionariſch geſinnte Teilnehmer finden; denn es hatten ſich für das zweite Semeſter nur 2 ausländiſche Miſſionare und 2 Deutſche gemeldet, und Johannes Lepſius ſchreibt:

„Ich verſtehe es, wenn man die Vorarbeit, die wir in unſerem mohammedaniſchen Seminar tun möchten, für überflüſſig hält und geringſchätzig beurteilt. Es gibt immer noch Leute, die eine höchſt mechaniſche Vorſtellung von der Predigt des Evangeliums haben und, wenn von Miſſionsarbeit die Rede iſt, von recht großen Zahlen hören wollen. Wieviel Miſſionare? Wieviel Getaufte? Wieviel Taufbewerber? Kaum hat man angefangen, an Mohammedanermiſſion zu denken, werden einem ſolche Fragen an den Kopf geworfen. Dabei iſt es ſo, daß wir keine weſentlichen Fortſchritte auf dem Gebiete der Mohammedanermiſſion machen werden, *ſolange wir nicht aus dem Neuen Teſtament ſelbſt eine neue Form der*

Darstellung entwickelt und in das Gewand der orientalischen Vorstellungswelt gekleidet haben. Die Arbeit, die Paulus für die griechisch denkende Welt getan hat, muß für die mohammedanisch denkende Welt erst noch geleistet werden."

Drei Monate weilt Awetaranian im Anfang des Jahres 1911 in Bulgarien, findet dort den Gang der Arbeit zufriedenstellend. Er predigt wieder unter großem Andrange, begrüßt von allen wohlgesinnten Moslems. Chajri Bey, ein Mitglied des Kriegsgerichts in Konstantinopel, erscheint in einer der ersten seiner Predigten und schreibt die Predigt mit. Er hat mit ihm nachher eine Diskussion, bei der er auf seine Fragen antwortet und seinerseits dem Abgesandten gegenüber den Vorwurf erhebt, daß die neue Türkei, obwohl sie die europäische Freiheit proklamiert habe, doch den Geist der Freiheit nicht habe und nicht gelten lasse.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kampf und Arbeit. Balkankriege.

„Die Leser werden", so schreibt Awetaranian im November 1911, „sich erinnern, daß ich in den Jahren 1891 bis 96 den Mohammedanern in Kaschgar das Evangelium verkündigte und auch das Neue Testament in ihre Sprache übersetzte. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft ließ die vier Evangelien meiner Übersetzung in Leipzig drucken, und ich kam 1897 nach Deutschland, um die Korrektur zu lesen. Nachdem aber die Evangelien nach Kaschgar gesandt waren, übernahm ich in Verbindung mit der Deutschen Orient-Mission eine größere Aufgabe in der Mohammedanermission in Bulgarien und konnte infolgedessen nicht nach Kaschgar zurückkehren. Mir liegt aber viel daran, daß die ganze Übersetzung des Neuen Testaments so bald wie möglich zu den Millionen kaschgarischer Mohammedaner komme. Bis zum März dieses Jahres hatte ich den Neudruck der Evangelien und den Druck der übrigen Teile des Neuen Testaments in unserer Missionsdruckerei in Philippopel mit den besonders dafür angeschafften Lettern bis zum 10. Kapitel des 2. Korintherbriefes vollendet. Als ich nun im Monat Juli in London war, besprach ich mich mit dem Sekretär der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, Rev. Ritson, und später auch mit Dr. Kilgour, dem Leiter des „publication departement", wegen der Verbreitung meiner Übersetzung in Kaschgar. Da die erste Ausgabe der vier Evangelien meiner Übersetzung schon lange vergriffen ist und in Kaschgar ein dringendes Bedürfnis nach einer neuen Auflage vorhanden war, wurde von der Britischen Bibelgesellschaft eine Konferenz zwecks Besprechung dieser Frage für den 6. Oktober in London anberaumt. Dr. Kilgour sandte Einladungen dazu an die Orient-Mission und an den Schwedischen Missionsbund, der in Kaschgar arbeitet. Ich wurde vom Kuratorium zu dieser Konferenz deputiert. Der Zweck der Zusammenkunft war vor allem, ein Einverständnis zwischen uns und dem Schwedischen Missionsbunde herbeizuführen, damit

dieser die Verbreitung der Übersetzung in Kaschgar übernehme. Zu meiner Freude war mein früherer Mitarbeiter Missionsarzt Raquette aus Kaschgar mit dem Direktor des Schwedischen Missionsbundes D. Waldenström zur Konferenz nach London gekommen.

Die Konferenz fand am 6. Oktober in den Räumen der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft statt. Professor Tumajan war als Sachverständiger und Übersetzer hinzugezogen worden.

Es bestanden bezüglich einiger Details meiner Übersetzung Meinungsverschiedenheiten zwischen den schwedischen Missionaren und mir, über die eine Verständigung erzielt werden sollte. Raquette sprach sich dahin aus, daß die schwedischen Missionare in Kaschgar für die Übersetzung dankbar seien, weil dadurch dem kaschgarischen Volk und der Mission ein unschätzbarer Dienst geleistet wäre. Einige sprachliche Fragen wurden einer besonderen Zusammenkunft mit Dr. Raquette vorbehalten, um vor der Fertigstellung des Druckes ein völliges Einverständnis zu erzielen. Unter dieser Bedingung wurde die Übersetzung von den Schweden anerkannt und von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft übernommen.

Es wurde beschlossen, daß, sobald die jetzt im Druck befindliche Auflage von 2000 Exemplaren verbraucht und eine neue Auflage nötig sei, die erneute Revision im Einvernehmen mit der schwedischen Gesellschaft vorgenommen werden solle. Die Kosten für den Druck der Übersetzung übernimmt die Bibelgesellschaft.

Spätestens nach Ablauf eines Jahres wird nun mit Gottes Hilfe der Druck des Neuen Testamentes fertiggestellt sein und die Verbreitung in Angriff genommen werden.

Wir hatten nun zwei Jahre lang in Deutschland geweilt, und diese Zeit war nicht vergebens für uns. Wir haben manches gelernt, manche Erfahrungen gesammelt, die wir im Missionsgebiet nicht gewinnen konnten, und die unsrer Arbeit nützen werden. Zu der Zeit lebte auch die Frage eines Mohammedaner-Missionsseminars neu auf. Wir haben ein Missionsseminar eröffnet und ein Semester lang durchgeführt. Wie aber jederzeit die wichtigsten Unternehmungen stets auf Schwierigkeiten stoßen, so ist es auch unserem Missionsseminar ergangen. Theologen oder Orientalisten, die bereit gewesen wären, als Missionare in unsre Arbeit einzutreten, fanden sich bis jetzt noch nicht. Es konnte daher nur an der ersten und wichtigsten Aufgabe des Seminars, den Islam der Gegenwart zu erforschen und das literarische Werkzeug für die Mohammedanermission vorzubereiten, gearbeitet werden. Die Zeit wird zeigen, daß es für die große Aufgabe notwendig ist, von Jahr zu Jahr mehrere mit dem Geist des Glaubens und den nötigen Kenntnissen ausgerüstete Missionare in die mohammedanische Welt auszusenden.

Nun führten die Verhältnisse dazu, daß ich und meine liebe Frau wiederum nach Philippopel zurückkehren konnten. Von der bulgarischen Grenze an, in Rustschuk, Razgrad, in Schumla und in Sofia, wo wir Missionsstationen haben, sprachen die evangelischen Brüder, die die Verhältnisse unter den Mohammedanern ziemlich gut kennen, ihre Besorgnisse um meine Lebenssicherheit aus; sie fürchten, daß die mohammedanischen Fanatiker in Bulgarien mir schaden könnten. Außerdem haben auch unsre Freunde

unter den Bulgaren und Armeniern dasselbe Bedenken geäußert. Aber wie Paulus zu seiner Zeit habe auch ich mein Leben nicht für teuer angesehen, und da der Herr mich seit 30 Jahren unter noch viel schwereren Verhältnissen bewahrt hat, so wird er mich auch jetzt bewahren, wenn es so sein Wille ist.

Auf meiner Reise habe ich in den obengenannten Städten das Wort Gottes verkündigen dürfen. In Rustschuk, wo unser Missionar Pastor Keworkian in großem Segen arbeitet, habe ich viel Freude gehabt. Sonntags predigte ich dort viermal, zweimal in der Kirche, einmal im Jünglingsverein und abends in Keworkians Wohnung. In Keworkians Begleitung kam ich für einen Tag nach Rasgrad, wo eine kleine evangelische Gemeinde besteht.

In Schumla blieben wir 3 Tage, und täglich hatte ich Besuch; besonders gern kamen verschiedene alte Hausfrauen zu mir, die den Trost des Wortes Gottes brauchten. Auch für unsren alten Freund Chatschadur Agha Kurian, der unsrem Bibeldepot in Schumla vorsteht und Evangelisationsarbeit treibt, mußte ich reichlich Zeit haben. Zwar ist er 75 Jahre alt, aber dennoch ist er frisch und gesund und hat große Lust und Freudigkeit zur Arbeit. Er kämpft sehr tapfer, besonders auch gegen den Atheismus, der sich unter der Schuljugend verbreitet. Mehrere Gymnasiasten versammeln sich abends bei ihm und hören ihm gern zu, und er versteht, die jungen Herzen für den Heiland zu gewinnen. Auch in Sofia blieb ich einige Tage, durfte dort zweimal predigen und auch in Bruder Schahveleds Gemeinde das Abendmahl feiern."

Und am Weihnachtstage:

„Wenn ich der hohen Freude gedenke, die in dieser Zeit unter den Gotteskindern herrscht, und zugleich einen Blick werfe in die mohammedanische Welt, so bleibt mir nichts übrig, als in Jeremias' Klagelieder einzustimmen, um meines Volkes, der Mohammedaner, willen. Warum herrschen heute Sorge, Angst und Klage in dem Lande, da Christus Mensch wurde? Die Bevölkerung in der Türkei ist jetzt in steter Angst vor Massakern. Die ottomanische Presse meldet Hiobsposten aus allen Gegenden der Türkei. In Armenien und Kurdistan und an andren Orten wird das Morden und Rauben fortgesetzt. In Albanien, in Istip wurden am Kurbanbeiram (dem sogen. Osterfest) 148 Christen von den Mohammedanern niedergemetzelt und mehr als 500 verwundet; und nur 3 Mohammedaner haben gleichzeitig Schaden genommen. Man behauptet, Mitglieder eines bulgarischen Komitees hätten am Eingang einer Moschee Bomben geworfen. Aber tatsächlich war das Gebäude keine Moschee, und zur Zeit des Attentats befand sich kein Mensch darin. Außerdem haben nicht Christen die Bombe geworfen, sondern reaktionäre Mohammedaner. Auch vom Libanon, aus Beirut, Damaskus und anderen Orten kommen ungünstige Nachrichten. Infolgedessen sind die Herzen der Christen in der Türkei voller Angst und Sorge, um so mehr, als sie aus trüber Erfahrung wissen, daß die christlichen Mächte sich nicht um die inneren Angelegenheiten der Türkei bekümmern.

Man hat den „heiligen Krieg" gegen die Italiener als Christen erklärt. Die türkischen Tageblätter beschäftigen sich eingehend mit Tripolis, und die Spalten ihrer religiösen Zeitungen sind voll bittrer Verwünschungen gegen die Italiener als Christen, und diese Lektüre ist wohl geeignet, den Fanatismus der Mohammedaner zu erregen und sie gegen ihre christlichen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Mitbürger zu erbittern. Dabei kennt der Islam keinen Unterschied zwischen Politik und Religion und fragt nicht nach der Verschiedenheit der Konfessionen unter den christlichen Völkern, und so richtet sich ihr Haß gegen alle Christen.

Die türkischen Zeitungen melden Grausamkeiten der Italiener im tripolitanischen Kriege, und die Italiener führen die gleiche Klage gegen die Türken und Araber, so daß man nicht weiß, auf welcher Seite größere Grausamkeiten verübt worden sind. Aber eins steht fest: Die Grausamkeiten, die in den letzten Jahren in der Türkei selbst, in Mazedonien, Armenien und Arabien an den eigenen Untertanen, Christen wie Mohammedanern, verübt wurden, sind viel schlimmer als alles, was man jetzt aus Tripolis hört. Wie lange soll dieser Zustand dauern? Wie lange noch soll der Fanatismus in der Türkei herrschen und geordnete Verhältnisse unmöglich machen? Es gibt nur ein Heil für die islamischen Völker, und das ist die Annahme des Evangeliums. Solange sie unter der Herrschaft der Ideen des Propheten Mohammed bleiben, sind sie ein Unglück für sich selbst, für ihren Staat, für ihr Land und für die Welt, insbesondere aber für die Christen, die das Unglück haben, unter ihrer Gewalt zu leben.

Meine Zeitung „Güneschʺ erscheint jetzt unter dem neuen Namen „Churschidʺ *), und wir sind überzeugt, daß sie auch jetzt mit gutem Erfolg von vielen Wahrheitssuchern in der mohammedanischen Welt gelesen wird. Der Leser wird sich erinnern, daß damals die türkische Regierung die „Güneschʺ aufs strengste verbot und ihr möglichstes tat, um die Zeitung auch in Bulgarien und Rußland unterdrücken zu lassen, was aber nicht gelang. Danach boykottierten die hiesigen mohammedanischen Geistlichen die „Güneschʺ, kein Mohammedaner solle sie in die Hand nehmen und lesen; aber sie hatten auch hiermit nicht viel Glück, denn gerade in jener Zeit erhielt ich wiederholt Briefe von Mohammedanern, des Inhalts, daß sie die „Güneschʺ zu lesen wünschen, denn die Wahrheiten, die sie darin läsen, fänden sie nicht in den mohammedanischen Zeitungen.ʺ —

Die beiden gelehrten Mollahs, die inzwischen ihre Bekenntnisse und ihre Lebenserfahrungen veröffentlicht hatten, waren nicht mit nach Bulgarien zurückgekehrt. Als Lehrer des mohammedanischen Seminars in Potsdam hätten sie der Missionsaufgabe für alle Missionen, die unter Mohammedanern arbeiten, eine wertvolle Hilfe bieten können. Johannes Lepsius wollte aber ihre praktische und theoretische Kenntnis des Islams als lebendige Quelle der Information erhalten sehen. Einen früheren Lehrer der mohammedanischen Theologie wie Müderis Nessimi und einen Derwischscheich wie Achmed Keschaf mochte er nicht ohne Rückhalt dem unsicheren Getriebe einer unverständigen Zeit überlassen. So unternahm er es persönlich mit einigen Freunden, die Mittel für den Unterhalt der beiden Herren aufzubringen. Achmed Keschaf ist nach schmerzhaftem Krankenlager 1912 einer aus seiner Feldpredigerzeit im griechisch-türkischen Krieg stammenden Hüftgelenk-Tuberkulose in Potsdam erlegen. Für ihn hat bis zu seinem Tode, wie für seinen Bruder Nessimi bis zum Jahre 1917, Lepsius die materielle Versorgung getragen. —

*) Beide Namen bedeuten „Sonneʺ.

„Am Tage, nachdem die erste Nummer der Zeitung „Churschid" erschienen war, so schreibt Awetaranian weiter, stand im „Balkan", dem hiesigen türkischen Organ für Bulgarien, daß der Herausgeber der „Churschid", Mohammed Schükri, kein anderer sei als Pastor Awetaranian, der nur beabsichtige, wie früher in der Zeitschrift „Güneschi", die durch den Scheich-ül-Islam durch ein Fetwa *) als islamfeindlich verboten wurde, seine christlichen Ideen in den Islam hineinzuschmuggeln. Zum Schluß kam folgende Ermahnung an mich: „O Efendi, Du Gottesdiener, Du warst früher ein Mohammedaner, bist ein Christ geworden und hast Deine Verbindung mit den Mohammedanern gelöst! Was geht Dich das türkische Parlament und die türkische Nation an, warum trittst Du mit Ermahnungen hervor? Wenn wir noch im Mittelalter lebten, so könntest Du vielleicht einige Mohammedaner überzeugen und als Jagdbeute in das Zelt Jesu bringen! Wer sticht Dich, daß Du wieder aufstehst und auf die mohammedanische Welt losgehst?" —

„Hierauf antwortete ich in „Churschid", daß niemand mir das Recht absprechen könne, als Orientale und Türke frei meine Meinung zu sagen, und daß der Glaube eine Sache der Überzeugung und des Herzens sei.

Zwei Tage später stand im „Balkan", daß ein großer und heiliger Gelehrter aus Kaukasien nach Philippopel gekommen sei, um den Islam gegen Awetaranian zu verteidigen, da die hiesigen Gelehrten ihn nicht zu widerlegen vermöchten.

Ich besuchte diesen Mann in seinem Hotel und fand ihn vernünftig und gebildet. Er sagte mir, daß er dem „Balkan" einen Artikel gegen mich übergeben habe, und daß seine Absicht sei, ohne Fanatismus die Wahrheit festzustellen und darzulegen. Der „Balkan" zog es aber vor, seinen Artikel nicht zu veröffentlichen, wahrscheinlich aus Furcht, dadurch die Verbreitung des „Churschid" mehr zu fördern als zu hindern.

Dagegen brachte der „Balkan" in türkischer Übersetzung einen Vortrag, den ein bulgarischer Lehrer Jlieff in Schumla gehalten hatte. Jlieff ist aus Istip gebürtig und hatte, anknüpfend an das letzte Christenmassaker in seiner Heimatstadt, behauptet, daß die Türken von jeher blutdürstig gewesen seien, und daß der Koran Worte enthalte, die das türkische Volk verhinderten, in normalem Verkehr mit der zivilisierten Welt zu leben. Er hatte verschiedene Stellen aus dem Koran angeführt, um darzulegen, aus welchen Ursachen der Haß der Mohammedaner gegen die Christen stamme, und hatte ausgeführt, daß der Koran die Dreieinigkeitslehre und die Gottessohnschaft Jesu als Vielgötterei beurteile und den Mohammedanern verbiete, mit den Christen freundschaftlich zu verkehren. Auf diesen Vortrag antwortete der „Balkan" mit einem langen Artikel, der nicht sehr geschickt war.

Der Efendi aus Kaukasien, der im „Balkan" gegen mich hatte schreiben wollen, schrieb nun seinerseits einen Artikel gegen Jlieff und bat mich, denselben im „Churschid" zu veröffentlichen. Sein Artikel war in seiner Art gut und sachlich und gab eine Erklärung jener Koranverse vom Standpunkt

*) Fetwa = höchster Entscheid des mohammedanischen Religionsgesetzes, nur für sehr wichtige Fälle. — „Scheich-ül-Islam" = Titel des höchsten Priesters (Groß-Mufti) in Konstantinopel.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

des Islams. Er sagte, die Verse hätten nichts mit der Dreieinigkeit zu tun, sondern seien gegen bestimmte christliche Sekten geschrieben, die zur Zeit Mohammeds in Arabien waren und wie die Perser an zwei Götter glaubten — einen Gott des Guten und einen Gott des Bösen —, von denen Jesus als Dritter in die Welt geschickt worden sei. Auch die christliche Kirche habe diese Sekten bekämpft und überwunden. Danach versuchte er sehr ausführlich zu beweisen, daß die christliche Dreieinigkeitslehre der islamischen Theologie und den Lehren des Korans nicht widerspreche.

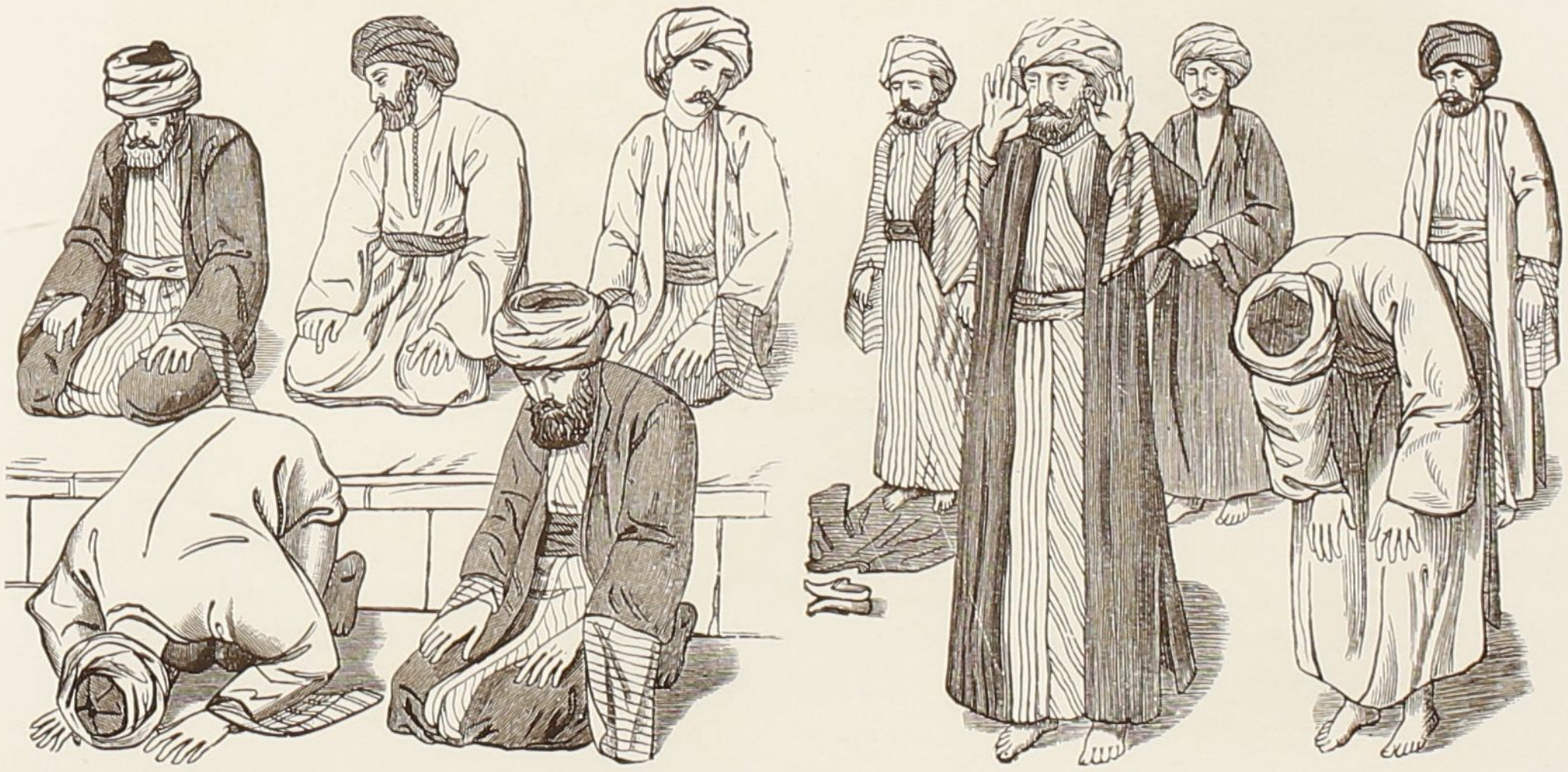
Während ich diesen Artikel in Nr. 2 und 3 der „Churschid" mit den nötigen Bemerkungen veröffentlichte, erschien ein merkwürdiger Mensch. Es war ein hochgewachsener Mann in Tscherkessenkleidung mit Dolch, Patronengürteln und Revolver. In der Hand trug er eine Reitpeitsche und auf dem Rücken das Fahnenzeichen des Islams mit dem Halbmond und Stern. Bald besuchte er mich in Begleitung Nuri Beys, des zweiten Redakteurs des „Balkan". Während wir uns unterhielten, legte er seine Peitsche auf meinen Schreibtisch. Er erzählte von seinen Reisen in der Türkei und Europa, kannte viele Sprachen und hatte manche Kenntnisse, gab sich aber für einen ausgesprochenen Atheisten aus. Als er von seinem Aufenthalt in Paris erzählte, fragte ich ihn, ob er Scherif Pascha, den früheren türkischen Gesandten in Stockholm, gesehen habe, der jetzt in Paris eine Zeitung „Mécheroutiette" herausgibt, die scharfe Kritik an der jungtürkischen Politik übt. „Ja", sagte er, „ich sah ihn im Stadtgarten, und ich hatte die Absicht, ihn wie einen Hund totzuschießen." Indem er dies sagte, zog er seinen Revolver heraus und beschrieb mir mit lebhaften Gesten, auf welche Weise er ihn bedroht habe. Ich hatte den Eindruck, daß er diese ganze Szene nur erzählte, um mich einzuschüchtern und fragte ihn deshalb ganz freundlich: „Hat Scherif Pascha sich vor Ihnen gefürchtet?", worauf er etwas betreten „Ja" antwortete und seinen Revolver wieder einsteckte.

Am Tage nach seinem Besuch brachte der „Balkan" einen Artikel von ihm, in dem er erklärte, er selbst sei ein Tscherkesse aus Kaukasien, dagegen der andere, der im „Churschid" Artikel veröffentliche, sei durchaus kein Tscherkesse, sondern nichts anderes als ein Christ, ein Protestant, und die Protestanten seien bemüht, Spaltungen im Islam hervorzurufen. Er fuhr fort: „Über den Koran und seine Lehren gibt es überhaupt keinen Streit. Ich befehle Euch, daß Ihr nur auf das hören sollt, was Eure Mollahs Euch sagen!" Am Freitag predigte er in der Moschee und schrieb wieder einen scharfen Leitartikel im „Balkan", des Inhalts, daß er mit dem Auftrag nach Philippopel gekommen sei, im Namen der dreißig Millionen Mohammedaner (Rußlands) zu reden und zu ermahnen, daß alle Türken, sowohl in den Balkanstaaten wie auch im Lande des Kalifen, persönlich und mit Geldmitteln an der Verwirklichung des panislamischen Gedankens arbeiten sollten. „Im Falle Ihr dies nicht tut und Euch nicht zur Einheit aller Moslems haltet, sondern den Spaltungen Raum gebt, so werden wir Euch", so schrieb er weiter, „in Gemeinschaft mit den 300 Millionen Mohammedanern der übrigen Welt zur Rechenschaft ziehen, und der Tag der Rechenschaft soll bitter für Euch sein!" Danach ist dieser merkwürdige Mensch, ein Apostel des Panislamismus, wieder nach Konstantinopel zurückgekehrt, von wo er gekommen war.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13



Paulus Musachanoff, ein früherer Mohammedaner



Gebetsstellungen der Mohammedaner

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13



Herr und Frau Awetaranian bei der literarischen Arbeit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Die Verbreitung meiner Zeitschrift „Churschid" geht trotz aller Anfeindungen gut vorwärts. Nach der Türkei werden 3000 Exemplare verschickt und etwa 3000 in Bulgarien und anderen islamischen Ländern verbreitet. Ich freue mich darauf, auch Artikel von Dr. Lepsius in türkischer Übersetzung zu bringen.

Vor bald einem Monat ist der Hauptredakteur des „Balkan", Edhem Ruhi, nach der Türkei gereist, und ich höre von maßgebender Seite, daß er die ausgesprochene Absicht hatte, den Eingang des „Churschid" in die Türkei zu verhindern. In Konstantinopel hat er damit nicht viel Glück gehabt, dagegen hielt er in Adrianopel und dessen Umkreis mit ziemlichem Erfolge Vorträge. Er behauptete, „Churschid" wolle das ganze mohammedanische Volk zu Protestanten machen und warnt die Mohammedaner, diese Zeitung in die Hand zu nehmen. Er gedenkt, auch nach Monastir und den übrigen Städten Mazedoniens zu gehen, wo die Jungtürken die Macht in Händen haben, und durch Vorträge und Predigten in den Moscheen das Volk gegen uns einzunehmen suchen. Es ist auffallend, daß dieser Mann, wie auch unsere übrigen mohammedanischen Gegner, keineswegs ein gläubiger Moslem, sondern Atheist ist und dennoch als Verteidiger des Islams auftritt. Merkwürdigerweise ist sein Vertreter während seiner Abwesenheit ein alter Freund von mir, der mohammedanische Schulinspektor von Philippopel, der mich schon mehrmals aufgesucht hat. Vorgestern kam er mit dem Sekretär des hiesigen Muftis zu mir. Beide sind gescheite und gebildete Leute und stimmen nicht in den feindlichen Ton des „Balkan" ein.

Seitdem im Januar Nr. 1 der „Churschid" erschien, bekomme ich fast mit jeder Post anerkennende Briefe sowohl von Mohammedanern als auch von Christen aus der Türkei, Bosnien-Herzegowina, Kaukasien, Buchara, Turkestan und Rumänien und auch aus Bulgarien. Aus Bosnien schreibt ein vornehmer Mohammedaner einen langen Brief, der die Worte enthält: „Nach der Betrachtung Ihrer Zeitung habe ich mich völlig überzeugt, daß der Inhalt derselben in allen Stücken höchst moralisch ist, und der Wahrheit gemäß einen erziehenden Charakter hat"; er abonniert. Aus Petersburg schreibt ein Efendi Anerkennendes über „Churschid", schickt mir gleichzeitig ein von ihm verfaßtes Buch, das den Gedanken vertritt, den Islam in Luthers Weise zu reformieren, und bittet mich, dieses Buch entweder pro oder contra im „Churschid" zu besprechen. Er schreibt weiter: „Da Ihre Zeitung die wahre Freiheit vertritt und ernst und gerecht vorgeht, so können Sie sicher sein, daß alles gut werden wird. Ich bemühe mich, für weitere Verbreitung des „Churschid" zu wirken." Sein Buch ist durchaus wissenschaftlich und bezweckt, die Mohammedaner von dem Druck äußerer Gebräuche zu befreien. Aus Üsküb schreibt mir ein Freund des „Churschid", in seiner Umgebung sei eine große Nachfrage nach meiner Zeitung trotz allen Geschreis der Feinde. Aus Constanza in Rumänien schreibt ein gebildeter Mohammedaner in einem ausführlichen Briefe: „Ihre Zeitung ‚Churschid' lesen wir mit ernstem Beifall und Wohlwollen, wünschen, daß eine so erleuchtete Zeitung gut vorwärtsgehe, und wir bitten Gott, daß er Ihnen Kraft und Ausdauer schenke, in der eingeschlagenen Richtung fortzufahren." — Aus einer bulgarischen Stadt schreibt ein Mohammedaner: „Ich und meine Freunde

haben durch das Lesen Ihres ‚Churschid' viel Licht bekommen. Später kamen noch einige Freunde, um bei mir zu lesen, aber leider, als ich in der Schublade nachsah, fand ich, daß ich den ‚Churschid' an einen anderen verliehen hatte, und da sind die Leute betrübt fortgegangen. Ich mache Euer Hochwohlgeboren darauf aufmerksam, daß in unserer Gegend viele Dörfer sind, in denen man den ‚Churschid' lesen will. In Menge kommen Bauern zum Zeitungsverkäufer, um den ‚Churschid' zu lesen oder zuzuhören, wenn er vorgelesen wird, aber leider ist er schon ausverkauft, und sie gehen traurig wieder nach Hause" usw. — Wieder ein anderer Mohammedaner, ein Hochschullehrer, schreibt: „Es wird überflüssig sein, Ihnen zu schreiben, daß Ihre Zeitung uns bringt, was in dieser Zeit am meisten not tut. Von ganzem Herzen beeile ich mich, Ihnen Glück zu wünschen, indem ich verbleibe Ihr treuer Bruder" usw. — Wiederum ein Mohammedaner schreibt: „Ich habe Ihre Zeitung zufällig in einem Café gelesen, und ich erbitte von Gott, dem Höchsten, daß sich Ihre Zeitung ausbreite und nicht aufgehalten werde. Ich sehe es als meine Menschenpflicht an, auf Ihre Zeitung zu abonnieren." —

Natürlich kann ich vorläufig nicht auf Deckung der Kosten dieser Zeitung rechnen, aber es ist schon des Dankes wert, daß sie trotz aller Anfeindungen der Fanatiker gern gelesen wird und auf diesem Wege in weitgehendster Weise christliche Ideen und die Wahrheiten des Evangeliums in der mohammedanischen Welt Verbreitung finden." (März 1912.)

„Kürzlich besuchte mich der mohammedanische Priester Chatib Djahid Efendi von der hiesigen großen Moschee „Djuma" in Begleitung von Mohammed Zeki Efendi, dem ersten Sekretär des Großmuftis in Sofia, und wir sprachen zwei Stunden lang miteinander. Er war freundlich und zugänglich, und ich hoffe, daß diese Unterhaltung nicht ohne Nutzen für seine Seele gewesen sein wird. Gerade dieser Chatib Djahid war früher einer meiner größten Gegner unter den mohammedanischen Geistlichen. Als ich anfing, in Philippopel das Evangelium von der Errettung durch den Glauben an Jesus zu predigen, griff er meine Predigten mit Hohn und Spott an und veröffentlichte in der hiesigen türkischen Zeitung „Balkan" einige zornige Artikel gegen mich, an denen sich auch noch andere mohammedanische Geistliche Bulgariens beteiligten, bis sie durch die Wahrheit des Evangeliums zum Schweigen gebracht wurden. Ich habe später diese ganze Episode, sowohl ihre Angriffe wie auch meine Verteidigungsschriften, in meiner Zeitung „Schahid-ül-Haqaiq" zur Verbreitung unter den Mohammedanern veröffentlicht. Ich kann nicht wissen, was diesen Mann veranlaßte, jetzt gute Beziehungen zu mir zu suchen. Es ist aber klar, daß er keine materiellen Vorteile davon erwarten konnte.

Ein Ereignis hat wieder die Aufmerksamkeit der Mohammedaner ganz besonders auf unsere Missionsarbeit gelenkt. Es war am Anfang des Jahres, als ein gelehrter Mohammedaner, der in einer Stadt Kleinasiens eine Nummer meiner Zeitung „Güneşch" gelesen hatte, zu mir nach Philippopel kam, bei uns blieb und Artikel schrieb für unsre Zeitung „Churschid". Bald nach seiner Ankunft hieß es in der türkischen Zeitung „Balkan", er sei gekommen, um den Islam gegen Awetaranians Angriffe zu verteidigen, da die Geistlichen in Bulgarien nicht mit ihm fertig werden könnten. Dieser

Mann war bereits getauft und inzwischen ein offener Bekenner und ein treues Mitglied unserer Gemeinde geworden. —

Die Herrschaft der Jungtürken dauerte vier Jahre, dann aber stand die Türkei wieder vor einer neuen Umwälzung.

Um das Vertrauen sämtlicher Mohammedaner zu gewinnen und geleitet von der Idee, den Islam aller Länder zu einer politischen Weltmacht zu organisieren, mußten die Jungtürken natürlich auch in scharfen Gegensatz zu den Bestrebungen der christlichen Nationen der Türkei und jeder Missionsarbeit treten. Dies haben sie sowohl durch die Presse wie auch durch ihre Handlungsweise der Öffentlichkeit gegenüber bewiesen. Sie schickten Sendboten nach allen Teilen der Erde, wo Mohammedaner zu finden waren, nach Rußland, Buchara, Afghanistan, China, Indien, Ägypten und Afrika, betraut mit den Aufgaben je nach den Umständen, a) die Mohammedaner mit dem neuen Plan vertraut zu machen, b) Schulen zu eröffnen, damit die junge Generation überall eine einheitliche Erziehung erhalte, c) für die Erwerbung einer mächtigen Flotte und andre Kriegsvorbereitungen des Kalifats überall Geld zu sammeln. Den christlichen Untertanen der Türkei wurde immer wieder eine Reform des Rechtswesens und eine Zurückerstattung ihrer in den Massakerzeiten durch die Kurden genommenen Ländereien versprochen, aber nie gehalten. Man machte ihnen vielmehr das Leben auf eine systematische Weise schwer und erleichterte ihnen die Auswanderung. Die mohammedanische Presse hatte niemals früher einen so stolzen und herausfordernden Ton gegenüber den Europäern und dem Christentum im allgemeinen, wie ihn die jungtürkischen Zeitungen in dieser Zeit anschlugen. Sie forderten nicht nur Befreiung der Türkei von den Kapitulationen *), sondern verkündeten auch mit großem Lärm in der ganzen islamischen Welt, daß die christlichen Mächte die Moslems völlig unter ihren Einfluß bringen und zu Sklaven machen wollten, und daß jetzt die Zeit gekommen sei zur Einigung aller Mohammedaner und zur Befreiung von jeglichem Einfluß des christlichen Europas. Vom Komitee unterstützte religiöse Zeitungen, die in der Stadt des Kalifen erscheinen, machten es zu ihrer Hauptaufgabe, die Moslems gegen die Christen, besonders auch gegen die Missionare und ihre Arbeit aufzuhetzen, indem sie allerlei verleumderische Gerüchte über ihr Leben, ihre Schriften und ihre Schulen verbreiteten. Ich lese Zeitungen und finde in jeder Nummer einen oder mehrere Artikel, die die christliche Religion und die Mission auf gröbste Weise angreifen und den Namen „Missionar" als Schimpfwort gebrauchen. Von den Hunderten solcher Artikel türkischer Zeitungen hier einige Zeilen als Probe: Ein Militärgeistlicher in Adrianopel, Alei **)-Muftisi-Fachrädin, ein eifriger Verteidiger der jungtürkischen panislamitischen Idee, der seit vier Jahren für das religiöse Wochenblatt „Siratul-Mustaqim" und auch für das hiesige Tageblatt „Balkan" Artikel schreibt (zu seiner Zeit schrieb er auch gegen „Güneſch"), richtet seine Angriffe seit einiger Zeit gegen „Bejanül-Haqq", eine mohammedanische religiöse Wochenschrift in Konstantinopel,

*) Die Befreiung aller Ausländer von der Gesetzbarkeit der Türkei. Kein Ausländer durfte während der Dauer der „Kapitulationen" von türkischen Gerichten abgeurteilt werden.

**) Alei ist Zehntausend.

deren Richtung nicht panislamitisch wie die jungtürkischen Zeitungen ist, sondern die Gleichberechtigung der Christen in der Türkei praktisch anstrebt. Fachräd-din schreibt in „Siratul-Mustaqim", Nr. 19 vom 11. Juli 1910, einen offenen Brief an Djewad Sami-Bey als Antwort auf dessen Artikel in „Bejan-ül-Haqq". In diesem Briefe heißt es: Du sagst, „Schreiber dieser Zeilen hat in seinem Leben keinen Missionar gesehen und weder in einer fremden noch in einer ausländischen Schule studiert, warum nennt Ihr ihn „Schüler eines Missionars", nur deshalb, weil er nicht Eurer Meinung ist?" Ich aber antwortete Dir, wenn Du ein Moslem wärest, wie könntest Du dann sagen: „Wenn wir uns nicht die europäische Zivilisation aneignen, so gibt es keine Rettung für unser Volk?" Weißt du nicht, daß das Kreuz den Halbmond nicht liebt und ihn wild unter die Füße tritt, wo es ihn besiegt? Die Schüler der Missionare behaupten, der Islam sei ein Hindernis für Kultur und Fortschritt, wie würdest du diese Meinung unterstützen, wenn du kein Schüler der Missionare bist? Türkentum und Islam ist eins; wenn der Islam verschwindet, so kann man nicht mehr von Nationalität reden. Die Missionare sind die Cholerabazillen, die das Dasein unsrer Nation vergiften, — —. Die Schriften der dummen europäischen Philosophen, der in die Frauen verliebten Gelehrten, die im Namen ihrer Göttinnen Wein trinken und im Rausche der Lust schreiben, wie dürfen ihre Schriften bei uns Beifall finden? Ja, man versucht sogar, sie den 20 Millionen Osmanen annehmbar zu machen, indem man sich auf die Freiheit des Gewissens und des Worts beruft. Wenn aber die Verteidiger des Islams und des Osmanentums hervortreten und die ganze Blöße und Häßlichkeit der Europäer schildern, dann beschuldigt man sie des Fanatismus. Ist es nicht eine Verrücktheit?"

Am 9. Juli schreibt derselbe Fachräd-din im „Balkan" an den Redakteur von „Bejan-ül-Haqq": „O du böser Geist, du Verfluchter! Du sagst, daß ich ein Freund des Patriarchen Joachim sei, wer bist du dann? Was seid Ihr? Ihr seid Missionare, die bösesten Unheilstifter, die Urheber alles Fluches, usw."

Eine gesteigerte Feindseligkeit zeigten die jungtürkischen Zeitungen gegen mich und meine Arbeit, weil sie nicht nur die Verbreitung der christlichen Wahrheiten unter den Mohammedanern verabscheuten, sondern auch darin ein Hindernis für die Verwirklichung ihrer panislamischen Pläne sahen. Deshalb veranlaßten sie den obenerwähnten Fachräd-din und andre, vor drei Jahren gegen meine „Güneſch" aufzutreten und sie in der türkischen Presse zu bekämpfen. Als aber die Wahrheit, die die „Güneſch" brachte, in vielen Gegenden Beifall fand und es ihnen nicht gelang, sie zu widerlegen, da fanden sie es nötig, strengere Maßregeln anzuwenden. Keine Zeitung wurde so hart verfolgt wie die meine. Bei wem eine Nummer entdeckt wurde, der hatte Gefängnis und Geldstrafe zu erwarten. Ein Schriftsetzer, der einige Zeit bei uns gearbeitet hatte, kam nach Konstantinopel, um eine Stelle zu suchen, man entdeckte aber eine Nummer „Güneſch" in seiner Tasche, verhaftete ihn und ließ ihn nicht frei, ehe er 20 Franken Strafe bezahlt hatte, wiewohl er kein türkischer Untertan war.

Ein Geldwechsler in Konstantinopel, ein Grieche, der die „Güneſch" verkaufte, wurde von der Polizei verhaftet und zum Kriegsgericht gebracht. Man verurteilte ihn zu 6 Wochen Gefängnis und 400 Franken Geldstrafe, und

seine Entschuldigung, daß er von dem Verbot der betreffenden Zeitung nichts wisse, half ihm nichts.

Nachdem unsre Zeitschrift „Churschid" erschienen war, hatte man nach dem bestehenden Pressegesetz keinen Grund, sie zu verbieten, doch erschien bald der Einfluß von „Churschid" noch gefährlicher als der von „Günesch". Zunächst griff wieder der „Balkan" die „Churschid" an, um die Mohammedaner zu warnen. (Der Redakteur des „Balkan", Edhem Ruhi, bekommt als Verteidiger des Islams und der jungtürkischen Politik monatlich 400 Franken von dem jungtürkischen Komitee, ist aber gleich ihnen ein Atheist und lebt nicht nach dem islamischen Gesetz.) Gleichwohl kam die „Churschid" in die Türkei und fand unter den Mohammedanern noch mehr Beachtung als die „Günesch"; mohammedanische Zeitungen führten Zitate aus ihr an, der christliche Gedanke wurde verbreitet und der Fanatismus wurde geschwächt; aber das war nicht nach dem Sinn der Regierenden, die den Fanatismus verstärkt und verschärft wünschten, um ihn als bestes und kräftigstes Mittel für die Verwirklichung ihrer panislamischen Ideen zu benutzen. Da man keinen Grund fand, um die „Churschid" offen zu verbieten, wurden die türkischen Postbeamten an der bulgarischen Grenze beauftragt, die „Churschid" zurückzuschicken und nicht in die Türkei hereinzulassen. Ich protestierte dagegen bei der bulgarischen Post, die Sache ging ans Ministerium in Sofia und von dort nach Konstantinopel, aber erst ein bis zwei Monate später erhielt die bulgarische Post die Antwort aus Konstantinopel, daß die „Churschid" in diesen Tagen verboten sei und deshalb von der Grenze zurückgewiesen werden müsse. Das entsprach indessen nicht der Wahrheit, denn in Konstantinopel wußte niemand von dem Verbot.

Auch die religiöse mohammedanische Presse hat es für nötig gehalten, sich mit den Artikeln und Gedanken unsrer „Churschid" auseinanderzusetzen, wenn auch meist ohne sie zu nennen und ohne zu sagen, wo und von wem jene christlichen Gedanken veröffentlicht worden sind. Meiner Überzeugung nach wirkt auch hier das Wort Gottes, die frohe Botschaft des Evangeliums wie ein Sauerteig. Der Islam hat keine Widerstandskraft dagegen. Durch Schimpfen und Fluchen kann er das Wachstum des göttlichen Samens nicht hindern.

Ich möchte noch von zwei Vorkommnissen berichten, die in der türkischen religiösen Presse seit der Proklamierung der Freiheit große Aufregung hervorgerufen haben. Im ersten Fall entstand die Erregung durch die Verbreitung der „Geschichte des Islams" von Professor Dozy *). Dozy hatte in diesem Buche eine Reihe von kritischen Äußerungen über den Islam gemacht. Nach der Proklamierung der Freiheit hatte Dr. Abdullah Djewdet das Buch in Ägypten ins Türkische übersetzt, mit den nötigen Erklärungen versehen (gedruckt 1908 in Kairo) und es in der Türkei verbreiten lassen in der Meinung, seinem Volk dadurch einen Dienst zu tun. Die Mohammedaner hatten bisher kein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes und kurz zusammengefaßtes Geschichtsbuch; die vorhandenen Geschichtsbücher waren viel-

*) Professor Reinhard Dozy, gestorben 1883 in Leyden, war Professor der Geschichte, Orientalist und Arabist an der Universität Leyden und einer der besten Kenner des Islams.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

mehr einseitig und unglaubwürdig und voller Fabeln. Diese Übersetzung schlug wie ein Blitz in die mohammedanische Welt ein. Die Geistlichkeit in Konstantinopel wurde im höchsten Grade aufgeregt und ließ es verbieten. Indessen war es vor diesem Verbot bereits in mehr als 10000 Exemplaren verbreitet worden. Einige mohammedanische Gelehrten, die die Sache richtig auffaßten, versuchten Abdullah Djewdet zu verteidigen. Aber dies hatte üble Folgen für sie, denn man verurteilte nun auch sie als Kafir (Ungläubige), und da die Fanatiker in der Übermacht waren, so zogen jene es vor, zu schweigen. Die Fanatiker sahen sich genötigt, das Buch zu widerlegen, wenn sie es unschädlich machen wollten; sie fanden diese Aufgabe aber schwierig, da es den Islam darstellte, wie er wirklich ist, und überzeugend wirkte. Es ließ sich eigentlich sachlich nichts gegen das Buch sagen, denn Dozy hatte aus den besten mohammedanischen Quellen geschöpft. So blieb den Fanatikern nur der persönliche Angriff gegen die Person des Verfassers und des Übersetzers übrig, und die beiden religiösen Blätter „Sirat-i-Müstaqim" jetzt „Sebil-ür-Reschad" und „Bejan-ül-Haqq" übernahmen diese Aufgabe. Seit vier Jahren schreibt in „Sirat-i-Müstaqim" einer der berühmtesten mohammedanischen Prediger an der Hagia Sophia, namens Ismael Haqqi aus Monastir, der zugleich Mitglied des Hohen Rats in Konstantinopel ist, Artikel gegen Dozy und seinen Übersetzer, und in diesem Jahr hat auch „Bejan-ül-Haqq" eine Reihe solcher Artikel veröffentlicht.

Die Schreibweise von Ismael Haqqi kennzeichnet sich schon durch den Anfang seines ersten Artikels, in dem er, mit den gröbsten Schmähungen beginnend, das Buch „eine Häufung von Verleumdungen von Anfang bis zu Ende" nennt, „ein Schimpfbuch, unanständige Angriffe, verfluchtes Geschwätz, ein gefälschtes Werk, unreine Schriftseiten, ein eitles Werk". Nach diesem Anfang fährt er fort: „Nachdem wir unser Erstaunen über diese verbrecherischen Angriffe durch die vorhergehenden Äußerungen einigermaßen erleichtert haben, kommen wir jetzt zu den Tatsachen." Aber in Wirklichkeit bleibt er beim Schelten, und geht nicht auf Tatsachen über. Fast in jedem Artikel finden Worte wie diese einen breiten Raum: „O, du Verrückter, o, du Verrückter, o, du Mensch, befangen von Fleischeslust, ohne Beweise und ohne Anhalt, o, du Teufel, verhüllt durch Betrug, eine Schrift gemischt mit Heuchelei, ein Werk, das Verderben stiftet, ein Buch, das von oben bis unten besteht aus „Phantasmen", eine Schrift, die irreführt, verleumderische Blätter, die Funken der Verfluchtheit usw." Weiter nennt er den Übersetzer einen Kafir und Verfluchten und bringt ihn schließlich mit dem Herausgeber der Zeitschrift „Günesch" in Philippopel in Verbindung. Er sagt, wäre Abdullah Djewdet nicht ein Anhänger und Kollege des „Günesch"-Redakteurs, so hätte er nicht gewagt, ein solches Buch, das die Grundlagen des Islams erschüttern will, zu übersetzen usw.

Ich kenne Abdullah Djewdet nicht und schreibe auch nicht in seinem oder Professor Dozys Sinne, denn sie stehen nicht auf dem Boden des Christentums und kritisieren den Islam, ohne den Leuten etwas anderes, besseres bieten zu können.

Die zweite Sache, von der ich berichten möchte, betrifft einen kleinen Aufsatz über Mohammed, der als Übersetzung aus einem Werk des bekannten

deutschen Professors Häckel in einer türkischen Zeitung erschienen ist. Häckel schrieb, Mohammed habe Gott wie einen kräftigen, mächtigen Menschen dargestellt, und er habe seine Gotteserkenntnis durch einen nestorianischen Mönch bekommen und sei infolgedessen falsch über das Christentum orientiert worden. Diese Worte von Häckel haben wiederum die mohammedanischen Geistlichen aufs höchste erregt, und seit einigen Monaten beschäftigen sich die bereits oben erwähnten Zeitungen damit, auch die Häckelschen Sätze als Angriffe gegen den Islam zu widerlegen.

Tatsächlich erzählen die mohammedanischen Biographen selbst, daß Mohammed als Knabe bei dem nestorianischen Mönch Buhera weilte, und daß Buhera ihm gehuldigt und gesagt habe, daß er ein Prophet werden würde. Ja, er soll sogar eine Stelle im Evangelium als Prophezeiung auf Mohammed gedeutet haben. Bisher hatten sich die Mohammedaner dieser Geschichte gerühmt und daraus einen Anlaß zum Preise ihres Propheten gemacht und auf den Umstand, daß sie die Prophezeiung auf Mohammed im Evangelium nicht nachweisen konnten, die Behauptung gegründet, daß die Christen das Evangelium verfälscht und die Stelle unterschlagen hätten; denn, sagten sie, „Buhera hat sie dem Propheten selber gezeigt". — Nun aber ist ihnen Häckels Wort, daß Mohammed vieles von Buhera gelernt und im Koran wiedergegeben habe, peinlich, denn sie meinen, daß alles im Islam nicht von Menschen, sondern direkte göttliche Offenbarung sei. Sie sagen gegen Häckel, wenn es wahr wäre, daß Buhera alles wußte, was Mohammed gelehrt hat, warum sei denn Buhera nicht selbst als Prophet aufgetreten?

Wenn die Mohammedaner machtlos sind gegen jene Worte von Dozy und Häckel, die den Islam nur kritisieren und nichts Besseres zu bieten vermögen, was werden sie tun, wenn sie vor die ernsten christlichen Schriften gestellt werden, die nicht nur die Irrtümer des Islams klarlegen, sondern auch zeigen, daß die wenigen Wahrheiten, die der Koran enthält, aus der Bibel geschöpft sind?

Das ist der Grund, warum der Islam sich so sichtlich vor der christlichen Mission fürchtet und verzweifelte Anstrengungen macht, sich noch ferner vor jedem christlichen Einfluß zu verschließen."

*

Frau Helene Awetaranian schreibt im November 1912:

„Im September, als noch niemand in Bulgarien an Krieg glaubte, trat mein lieber Mann in Sachen seiner kaschgarischen Bibelübersetzung eine etwa zweimonatliche Reise nach Stockholm an, die schon vor einem Jahr verabredet und festgesetzt worden war. Kaum aber hatte mein Mann seine Arbeit mit dem schwedischen Kaschgarmissionar in Stockholm angefangen, so zeigte sich's, daß es diesmal doch Ernst wurde auf dem Balkan. Der Balkanbund wurde publiziert, Armeen mobil gemacht, Post- und Personenverkehr eingeschränkt, Philippopel wurde zu einem förmlichen Heerlager. Aber wie ruhig, wie ordentlich verhielten sich die bulgarischen Soldaten! Als wochenlang im Zentrum unserer Stadt Tausende von Leuten lagen, rühmten die Armenier, bei denen sie zufällig hauptsächlich einquartiert waren, ihr be-

scheidenes und ruhiges Betragen. „Wir hatten 50 bulgarische Krieger, Soldaten, im Hause und merkten fast nichts davon", sagten sie. Und auch auf den Straßen herrschte vollständige Ordnung, keine trunkene Heiterkeit, keine Erregung, kein lauter Enthusiasmus, nur ruhiges, festes Wesen, das mit Bewußtsein Opfer bringt, weil es nun einmal nicht anders geht. Nicht ein Beutezug, wie einige europäische Zeitungen ihn nannten, ist dieser Krieg, sondern ein Volkskrieg im eigentlichsten Sinne des Wortes. „Die Russen haben uns befreit, jetzt müssen wir die Mazedonier befreien", das war der leitende Gedanke, der alle diese Tausende bis herab zum letzten Soldaten beherrschte. „Es ist schön, für die Befreiung andrer zu kämpfen", und „wir spüren es, daß Gott mit uns ist", schrieb ein junger bulgarischer Rittmeister, den ich kenne, an die Seinen in Philippopel. Eine alte amerikanische Missionarin, die das Volk und seine Sprache seit mehr als dreißig Jahren kennt, sagte mir, daß jetzt in den bulgarischen Gottesdiensten, wo es sonst oft so unruhig und oberflächlich hergeht, tiefe Ergriffenheit und wirklicher Gebetsgeist herrsche."

Mit dem Ausbruch des (ersten Balkan-) Krieges (Oktober 1912) traten Aufgaben an Awetaranian heran, die ihn von seiner internen Arbeit ablenkten. Unter den Verwundeten und Gefangenen waren ja jetzt die größte Zahl Mohammedaner. Awetaranian ist in Sofia und besucht die Verwundeten. Sie bekennen ihm, daß sie es hier unter den Christen, nachdem sie einmal dem Tod entronnen, besser haben als in ihren eigenen Häusern. Sie erhalten das Evangelium, die gereifteren die religiöse Monatsschrift. Einer von ihnen, der das Evangelium gelesen, spricht es aus, daß er nicht hier in diesem Zustande wäre, wenn er das Buch früher gesehen hätte. Die mohammedanischen Gefangenen bekennen, daß man durch die gute Pflege im Gefangenenlager der Christen mißtrauisch geworden wäre; man nahm zuerst keine Nahrung an, weil man glaubte, die Christen würden die Mohammedaner vergiften. Awetaranian begegnete auch solchen unter den Mohammedanern, die von ihm blutige Kriegsgeschichten verlangten, solchen, die sich rühmten, Christen (Armenier) getötet zu haben. Die 14 000 Gefangenen, die nicht verwundet sind, kann Awetaranian nicht besuchen, weil ihm das aus Mißtrauen gegen Deutschland verwehrt wurde.

Auch unter den bulgarischen Christen gab es Seelsorge für Awetaranian und seine Helfer. War doch die Angst der Christen, bei einem unglücklichen Ausgang des Krieges furchtbar leiden zu müssen, nur zu begründet; die 600 000 Mohammedaner in Bulgarien waren eine durch ihren Fanatismus gefährliche Bevölkerung.

So ist Awetaranian auch hier für beide, Mohammedaner und Christen, ein Helfer. Er predigt in der bulgarisch-evangelischen Kirche in Sofia, und seine Predigt wird ungekürzt von dem Tageblatt „Utro" in Sofia veröffentlicht. Er dient als Dolmetscher den englischen Ärzten, die vom indischen roten Halbmond gesandt werden, und hat auch da Gelegenheit, mit seinem Wort zu dienen. Im März 1913 hörte Awetaranian, daß in der Heimatstadt der beiden in Deutschland weilenden Mollahs, Paschmakli, sämtliche Mohammedaner zur christlichen Kirche übergetreten waren.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

„In diesem Kriegsjahr", so berichtet Awetaranian, „war unser Missionshaus, und oftmals auch unser Leben, von Gefahren bedroht, und wir waren während mehrerer Monate auf allen Seiten von der Außenwelt abgeschlossen. Wir konnten weder fortreisen, noch konnte jemand zu uns kommen, auch unsere Korrespondenz war behindert und unsicher. Wir erhielten unsere Postsachen gar nicht oder bestenfalls zweimal im Monat über Odessa. Denn Serbien und Rumänien ließen während des zweiten Balkankrieges die Postsachen für uns aus Bulgarien nicht durch ihr Gebiet. Was wir in dieser Zeit von Tag zu Tag sahen und erlebten, war indessen sehr ungewöhnlicher Art.

Schon während des ersten Krieges der Balkanverbündeten gegen die Türkei war unsere Stadt Philippopel wiederholt durch Angriffe der Türken gefährdet, die im nahen Rhodopegebirge über unsere nur etwa fünf Stunden Weges von hier entfernte Landesgrenze vorzudringen suchten. Noch gefährlicher wurde unsere Lage während des zweiten Balkankrieges, nachdem die bulgarischen Truppen von Tschataldja zurückgerufen und an die serbische Grenze geschickt worden waren. Als nächste größere Stadt diesseits der alten bulgarisch-türkischen Grenze war Philippopel keinen Augenblick vor den Türken sicher, besonders, seitdem sie Adrianopel ohne einen Schwertstreich wiedergewonnen hatten. Dazu kam, daß das rumänische Heer, das in Bulgarien einrückte und dem von Soldaten entblößten, schutzlosen Lande viel Schaden und Unrecht zufügte, in einzelnen Kavallerieabteilungen auch über den Balkan bis nach Tatar-Pazardjik, einer Eisenbahnstation, nördlich von uns gelegen, vordrang. Die Bevölkerung zitterte Tag und Nacht vor ihnen, nicht weniger als vor den Baschi-Bosuks, die von Süden drohten. Von Tag zu Tag vermehrte sich die Zahl der Flüchtlinge sowohl aus Thrazien und Mazedonien wie auch aus Nordbulgarien, die zu Tausenden hier Schutz und Beistand suchten; und die Not der hiesigen armen Familien, deren Ernährer im Kriege waren, und der vielen Witwen und Waisen wurde dadurch unbeschreiblich groß. In dieser Zeit stiegen die Preise der Lebensmittel zu fast doppelter Höhe, und Brot war oft tagelang nicht zu bekommen. Und zu all diesem Elend des Krieges kam noch, daß das arme Bulgarien kurz vor dem Einmarsch der Rumänen von einem schrecklichen Erdbeben heimgesucht wurde. Tausende armer geängstigter Menschen wußten nicht wohin, irrten im Lande umher und kamen auch bis hierher. — Wie ich seit Beginn des Krieges der geistlichen Not abzuhelfen suchte, so sorgte meine Frau für Arme, Kranke und Notleidende, die oft in Scharen an unsre Tür klopften, und auch geistliche Schriften und manch gutes Wort konnte sie der Gabe mitgeben.

Gegen Ende Juli wurden Angst und Aufregung in Philippopel unbeschreiblich groß. Zum Schutz der Stadt und auch zur Bewachung der vielen Kriegsgefangenen hatten wir nur eine Besatzung von höchstens tausend Mann, denn das Gros des Heeres war in Mazedonien im Kampf gegen Serben und Griechen. Flüchtlinge aus Thrazien berichteten von unerhörten Grausamkeiten der Baschi-Bosuks. Um die Einwohner unserer Stadt zu beruhigen, ließ der hiesige Kommandant, General Stoïleff, ein liebenswürdiger und tüchtiger Offizier, telegraphische Nachrichten aus Sofia durch Maueranschläge verbreiten des Inhalts, daß keine Gefahr für Philippopel bestände,

und daß die Türken die alte Grenze nicht überschreiten würden. Er rief einige leitende Persönlichkeiten der verschiedenen Konfessionen und einige Zeitungsredakteure einen nach dem andern zu sich und bat sie, beruhigend auf das geängstigte Volk einzuwirken, was auch versucht wurde. Aber bald hörte man dennoch, daß türkisches Militär von Mustapha-Pascha aus die alte Grenze überschritten, Harmanli und die umliegenden Ortschaften verbrannt hatte; und neue Scharen von Flüchtlingen aus jener Gegend, Verwundete und Mißhandelte, Bulgaren, Armenier u. a. bestätigten die Schreckensnachrichten, so daß die Aufregung in unserer Stadt wieder stieg. Bald hörte man am Morgen, heute kommen die Türken, sie sind im Anmarsch, und bald hieß es, heute nacht kommen die Rumänen. Viele Kirchen und Kirchhöfe waren voll von Flüchtlingen, die dort Zuflucht suchten. Die hiesige bulgarische Nationalbank schickte ihre Kassen von hier fort. Jedermann suchte Schutz für Besitz und Leben und wußte nicht, an wen er sich wenden sollte. Die Regierung konnte nicht helfen, da sie selbst gefährdet war. Doch ließ sie aus ihren Depots Waffen an diejenigen verteilen, die sich selbst schützen wollten. Die Armenier dachten an die Massaker und fürchteten das Schlimmste. Einige baten mich, auf unserem Missionshause die deutsche Fahne zu hissen, damit sie auch ihnen Schutz gewähre, und auch den amerikanischen Missionar Mr. Marsh, der auf dem Sterbebett lag, zu fragen, ob nicht auf seinem Hause und der bulgarisch-evangelischen Kirche die amerikanische Flagge aufgezogen werden könne. Ich sagte ihnen, daß ich mit den evangelischen Brüdern darüber beraten und tun werde, was möglich sei; aber im Grunde bestand in solchem Falle am meisten Gefahr von seiten der Türken für unsere Missionsdruckerei und besonders für mich als im Lande bekannten Mohammedanermissionar.

Schon bei Beginn des ersten Krieges, als ich noch in Stockholm war, hatte meine Frau, die damals hier allein auf der Station war, den hiesigen österreichischen Konsul, der auch den deutschen Konsul vertritt, gebeten, im Ernstfall unser Missionshaus und die Missionsdruckerei unter den Schutz der deutschen Fahne zu stellen. Auch ich wendete mich mit demselben Anliegen an ihn. Nachdem ich ihm meine Sache vorgetragen hatte, antwortete er: „Wenn die regulären türkischen Truppen herkommen, so ist nichts zu befürchten, wenn aber die Baschi-Bosuks kommen, so bin ich ebenso gefährdet wie alle anderen Leute." Auf meine Frage, ob ich in solchem Falle auf unserer Missionsdruckerei die deutsche Fahne aufziehen dürfe, antwortete er: „Aber nicht früher, als ich es Ihnen sagen werde." Ich war erstaunt über diese Antwort, denn das Konsulat liegt fern von uns, und wenn ich ihn erst nach dreimaligem Besuch sprechen konnte, wie durfte ich da im Ernstfall auf schnelle Benachrichtigung von ihm rechnen?

In jenen Wochen hatten die kriegsgefangenen türkischen Offiziere Stubenarrest, und ich erlangte die Erlaubnis, sie zu besuchen. Ich fand auch sie besorgt um Leben und Sicherheit, denn sie fürchteten wieder, daß die Bulgaren sie umbringen würden, da sie allerlei beunruhigende Gerüchte gehört hatten, und baten mich, Schritte für ihre Sicherheit zu tun. In diesen ernsten Tagen war ich dreimal beim Kommandanten. Das erstemal hatte er mich selbst zu sich rufen lassen, und das drittemal ging ich auf die Bitte der Offiziere hin. Er unterhielt sich mit mir aufs freundlichste und gab mir sein Ehrenwort,

daß, solange er in Philippopel und am Leben sei, von bulgarischer Seite den Kriegsgefangenen kein Haar gekrümmt werde. Ich brachte ihnen diese Antwort, die sie erfreute und beruhigte. —

Eines Tages bat mich der hiesige englische Konsul, ein lieber Christ, ihn, während er nach Mazedonien reisen mußte, bei den Gefangenen zu vertreten, d. h. die Gefangenen in den Moscheen zu besuchen und ihnen die nötige Kleidung, Schuhe, Seife usw. zu geben, wozu er von seiten des Londoner Balkankomitees Auftrag und Gaben bekommen hatte. Unter Führung des Kawaß vom englischen Konsulat und eines bulgarischen Gendarmen fuhr ich von Moschee zu Moschee und konnte bei Verteilung der Gaben auch mit den Leuten sprechen und ihnen Gottes Wort geben. — Als die türkische Armee Thrazien wieder eingenommen hatte und die bulgarische Grenze zeitweise überschritt, wurde es auch den kriegsgefangenen Offizieren verboten, frei auszugehen; doch erlangte ich die Erlaubnis, sie in ihren Zimmern zu besuchen.

Der Herr gab mir Kraft, gleichzeitig zwei wichtige Schriften und ein Traktat herauszugeben, und diese wurden ebenfalls unter ihnen verbreitet. Eine dieser Broschüren legt besonders die durch die gegenwärtigen geschichtlichen Ereignisse bewiesene Tatsache dar, daß es ohne Evangelium keine Errettung und keinen wahren Fortschritt für die türkische Nation gäbe. Die andere ist die türkische Übersetzung des sogenannten „Herzbüchlein" von Goßner, mit zehn Bildern, das ich ins Türkische übersetzte und herausgab *).

Unsere sämtlichen Schriften sind erfahrungsgemäß in der Weise geschrieben, daß sie nicht nur die Wahrheit des Evangeliums über das Heil in Christo bringen, sondern auch die Vorurteile, die die Mohammedaner von Kind auf gegen das Evangelium und die christliche Lehre in sich aufnehmen, in einer ihnen verständlichen und überzeugenden Art widerlegen und sie ermuntern, selbst in der Heiligen Schrift zu forschen. Die evangelisch-bulgarischen Prediger und andere Brüder, die ebenfalls Schriften verbreiteten, haben verschiedentlich beobachtet, daß die Mohammedaner, die die angebotenen Heiligen Schriften anfangs mehreremale abgewiesen hatten, sobald sie eine unserer Schriften gelesen, selbst eifrig nach der Heiligen Schrift verlangten. Ein bulgarischer evangelischer Pastor, der ebenfalls von unseren Schriften an Kriegsgefangene verteilt hatte, fragte nach einigen Tagen einen von ihnen, ob er darin gelesen, und ob es ihm gefallen habe, und bekam zur Antwort: „Ich habe nicht nur gelesen, sondern ich werde auch anderen predigen, was ich gelesen habe." Nicht allein hier in Philippopel und seiner Umgegend, wo die

*) Über die Herausgabe des „Herzbüchleins" möchte ich noch einiges bemerken: Nach meiner Bekehrung las ich dies Büchlein zum erstenmal in Kaukasien in armenischer Sprache und hatte viel Segen davon. Von da an hatte ich immer den Wunsch, es ins Türkische zu übersetzen. Als ich 15 Jahre vorher von Kaschgar nach Berlin kam, sprach ich gelegentlich mit Bruder Johannes Warns darüber, der so freundlich war, elf Bilder nach orientalischem Geschmack für das Büchlein zu zeichnen. In diesem Sommer zeigte ich bei einer Unterhaltung mit den türkischen Offizieren diese Bilder, erklärte sie ihnen und bemerkte, welchen tiefen Eindruck sie auf sie machten, und einer von ihnen bat mich, das Büchlein zu übersetzen, er wolle mir gern als Schreiber dabei dienen.

meisten der türkischen Kriegsgefangenen untergebracht waren, wurden durch mich, meine Frau und unsere für diese Kriegszeit angestellten Bibelkolporteure Evangelien und unsere Schriften verbreitet, sondern auch in Sofia und Adrianopel durch unseren Mitarbeiter Pastor Schahveled und in Rustschuk durch unsren Pastor Keworkian. Auch in Schumla haben unsere evangelischen Brüder reichlich davon ausgeteilt, so daß die Gefangenen überall etwas Gutes zu lesen und mitzunehmen bekommen haben. Wir müssen dem Herrn danken für das, was geschehen konnte; denn, wenn es in Bulgarien keine evangelischen Missionen und keine evangelischen Christen gäbe, denen die Verbreitung des Evangeliums Herzenssache ist, so hätten vielleicht weder die Kriegsgefangenen noch die bulgarischen Soldaten Gottes Wort bekommen. Durch den evangelischen bulgarischen Pastor Furnadjieff in Sofia erfuhr ich, daß die bulgarische Heilige Synode eine große Sendung Heiliger Schriften in türkischer Sprache, die die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft ihr für die Gefangenen schickte, abgewiesen und auch den Kommandanten in Sofia veranlaßt hatte, Schriftenverteilung unter den Gefangenen zu verbieten. So wurde zur Zeit auch meine Bitte um diese Erlaubnis, die der Sekretär König Ferdinands, Herr Genadieff, ein Bruder des späteren Ministers, so freundlich war zu vermitteln, vom Kommandanten abgelehnt; aber der Herr zeigte uns andere Wege, so daß wir auch die Gefangenen in Sofia wenigstens teilweise mit geistlichen Schriften versorgen konnten.

Aus Stara Zagora, Sofia und Pazardjik erhielt ich Briefe von Offizieren, die nur eine einzelne von unseren Schriften oder eine Nummer von unserer Zeitung bekommen hatten und um sämtliche baten, um sie in ihre Heimat mitnehmen zu können. Natürlich waren auch viele Fanatiker unter den Kriegsgefangenen. So bekam ich eines Tages eine Aufforderung von einem türkischen Offizier, ihn in seinem Hotel zu besuchen. Ich ging hin und hörte von ihm, er habe sämtliche Bände meines „Schahid-ül-Haqaiq" bekommen und habe angefangen, mich zu widerlegen. Er las mir einige Seiten vor, die er in dieser Weise geschrieben habe, und ich sagte ihm: „Ich freue mich, daß Sie arbeiten, und da mein Ziel nichts ist als die Wahrheit, so bin ich auch gern bereit, Ihre Einwendungen zu veröffentlichen und die nötige Antwort darauf zu geben; wenn Sie ihre Kritik fertig geschrieben haben, so schicken Sie sie mir." Nachdem wir einige Stunden miteinander gesprochen hatten, wurde er anderen Sinnes und sagte zu mir: „Ich werde nicht mehr gegen Sie schreiben, sondern werde Sie nur verehren." Beim Abschied küßte er meine Hand, im Orient ein Zeichen innigster Ehrerbietung. Aus Sofia schrieb ein arabischer Herr, der als Anhänger Kiamil Paschas aus Konstantinopel nach Bulgarien geflohen war, ich solle ihm unsere sämtlichen Schriften schicken. Er hatte in arabischen mohammedanischen Zeitungen über mein Leben und meine Tätigkeit gelesen und kam zu mir, um mich kennenzulernen. Als ich später nach Sofia reiste und ihn wiedersah, sagte er mir: „O, Mohammed Schükri Efendi, ich habe die Schriften nicht für mich, sondern für einen meiner Freunde bestellt, einen gelehrten Mann, der sie mit sich nach Konstantinopel nehmen und seinem Lehrer, einem berühmten Ulema, geben will, und Du wirst

eine richtige Antwort von ihm bekommen; nicht solch eine Antwort, wie die hiesigen Ulemas geschrieben haben, sondern der wird Dich mit logischen Gründen widerlegen." „Ich werde mich sehr freuen", erwiderte ich, „wenn er antwortet, ob logisch oder nicht; denn ich bin überzeugt, wer mit allem Ernst diese Dinge durchforscht, der wird zu demselben Resultat kommen wie ich. Aber Hadji Ali, wenn er mir danach nicht antwortet, so seien Sie sicher, daß Sie nicht von mir loskommen werden."

Eines Tages bekam ich aus Tatar-Pazardjik einen türkischen Brief, gleichfalls von einem Offizier. Er schrieb mir unter anderm: „Ich bin 45 Jahre alt und habe sämtliche Werke der größten Schriftsteller der Sufiten (pantheistische Lehre) studiert. Nun habe ich Ihre Schriften gelesen und bin mit allen Menschen zufrieden und werde mich bemühen, daß auch alle Menschen mit mir zufrieden sind. Meine Absicht ist, Sie in Philippopel zu besuchen, sobald ich Erlaubnis zu der Fahrt bekomme, denn ich will Sie persönlich kennenlernen; schicken Sie mir vorläufig von Ihren Schriften." So kam er eines Tages an einem Vormittag hier an, blieb vier Stunden bei mir und fuhr direkt wieder zurück, — ein gelehrter Mann und Leiter eines Bektaschiordens. Er erzählte unter anderm, welch großen Einfluß die sufitische Lehre gegenwärtig in der mohammedanischen Welt habe, daß unter ihren Anhängern der Boden zur Aufnahme des Evangeliums besonders bereit sei und daß von allen Derwischen die vom Bektaschiorden dem Christentum am nächsten stehen.

Nach der Wiedereinnahme Adrianopels durch die Türken waren viele Armenier aus Thrazien hierhergeflohen, die meine türkische Predigt besuchten und mich baten, ihnen auch in armenischer Sprache zu predigen. Obwohl es nicht leicht war, freie Zeit zu finden, konnte ich natürlich eine solche Bitte nicht abschlagen und richtete außer dem türkischen noch einen armenischen Sonntagsgottesdienst ein. —

Eine Woche bevor die Kriegsgefangenen Bulgarien verließen, hörte ich von der Erkrankung unseres alten, treuen Evangelisten Chatschadur Kurian, der unserem Bibeldepot in Schumla vorstand, und einen Tag vor ihrer Abreise wurde ich krank und mußte mich erschöpft niederlegen, so daß ich die scheidenden Offiziere nicht auf den Bahnhof geleiten konnte. Viele kamen zu uns und nahmen mit Tränen Abschied von uns. Einige von denen, die hier kriegsgefangen waren, haben uns ihre Ankunft in ihrer Heimat angezeigt. Wir sind aber der Überzeugung und danken Gott dafür, daß die Anhänglichkeit der Gefangenen im wesentlichen nicht uns persönlich, sondern dem galten, was sie von der Wahrheit des Evangeliums und der Liebe Christi bei uns gesehen und gehört und in unsren Schriften gelesen hatten.

Vor fünfzehn Jahren kam ich nach Deutschland, um meine kaschgarische Übersetzung des Neuen Testaments drucken zu lassen und dann nach Kaschgar zurückzukehren. Aber der Herr fügte es, daß mir die Ausführung dieser Absicht unmöglich wurde. Er führte mich nach Bulgarien und hieß mich schreiben und arbeiten. Und ich schrieb, übersetzte, arbeitete, aber oft seufzte ich, daß diese Arbeiten nicht genügende Beachtung fanden. Und der Boden war hart, von „vielen Einzelbekehrungen" konnte ich nicht reden, die Wirkung der ausgesäeten Saat konnte man nicht überblicken. Von Jahr zu Jahr mehrte sich unser Schriftenvorrat; aber die Verbreitung wollte nicht Schritt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

damit halten, und das machte mir Kummer. Wenn mir damals jemand gesagt hätte: Du bereitest alles für das Jahr 1913 vor; da werden 100 000 Mohammedaner aus der Türkei kommen, und sie werden lesen und vieles mit sich nehmen, so hätte ich es nicht glauben können; denn wie konnte man erwarten, daß das kleine Bulgarien 100 000 Kriegsgefangene machen werde? Aber es wurde zur Tatsache; Serben und Griechen haben zusammen nicht so viel Kriegsgefangene gemacht wie unser kleiner Staat. Aber in Serbien und Griechenland gibt es keine evangelischen Missionare, und kein türkischer Schriftenvorrat wartete auf sie! Ja, Gottes Wege sind wunderbar, und er führt unser Missionswerk wunderbar. —

Es ist wirklich ein Wunder Gottes, daß unsere Orient-Mission trotz aller schwierigen Verhältnisse ihre Existenz als tätige Missionsgesellschaft behaupten konnte. Die Zeit war gekommen, wo sie ihre Arbeit mit zehnfacher Kraft vorwärts führen mußte, denn der Herr hat die Wege bereitet, und wir müssen sie im Gehorsam gehn.

Am Himmelfahrtstag 1914 durften wir wieder einen Moslem durch die Taufe der Christengemeinde zuführen.

Hussein Nasifoff wurde von mohammedanischen Eltern in Philippopel geboren und war ein gesundes und fröhliches Kind. Als er aber drei Jahre alt war, wanderten seine Eltern nach der Türkei aus, und da es ihnen lästig war, das Kind mitzunehmen, so überließen sie es seinem Schicksal. Ein Barbier namens Nasif Husseinof, gleichfalls ein Mohammedaner, nahm sich aus Barmherzigkeit des Knaben an, zog ihn auf wie seinen eigenen Sohn, schickte ihn in die Schule, ließ ihn als seinen Lehrling arbeiten und unterwies ihn gründlich, so daß er beim Tode seines Pflegevaters dessen Kenntnisse besaß. Gleichzeitig hatte unser Hussein auch das Amt eines Muessins an der hiesigen Moschee „Mollah Hassan", d. h. er mußte fünfmal täglich vom Minaret zum Gebet rufen. Eines Tages bot ihm jemand ein Neues Testament an, das er kaufte, und nachdem er etwas darin gelesen hatte, zeigte er es gelegentlich den mohammedanischen Priestern, die ihn davor warnten, so daß er als ein fanatischer Mohammedaner es für seine Pflicht hielt, das Buch beiseitezulegen und nicht mehr darin zu lesen.

Als 1908 die beiden Brüder, Scheich Keschaf und Müderis Nesimi, die ich ein Jahr später in Potsdam taufen durfte, aus Mazedonien nach Philippopel kamen, wohnten sie anfangs in Husseins Nähe und besuchten auch sein Geschäft. Da er bemerkte, daß sie belesene und unterrichtete Leute waren, zeigte er ihnen gelegentlich sein Evangelium und fragte sie, was sie davon hielten: „Dies ist", antworteten sie ihm, „das Buch, das den Menschen zum Menschen macht; lies es und beachte nicht, was man dir dagegen sagt." Durch diese Worte bekam er wieder Mut, weiter im Evangelium zu lesen und kam auch zu meinen Predigten. Eines Tages, als ich von der Kirche nach Hause ging, sah ich, daß Hussein mir folgte. Unter Gesprächen kamen wir in meine Wohnung, und ich redete mit ihm über das Evangelium.

Später, als Nesimi und Keschaf zu mir kamen und bei mir wohnten und arbeiteten, besuchte er sie bei mir, und sie schlugen mir vor, ich sollte ihm in der Druckerei Arbeit als Schriftsetzer geben. So geschah es, er lernte schnell

und wurde unser Schriftsetzer. Aber nicht allein das, sondern allmählich verstand er auch mehr vom Evangelium und vom Christentum, besuchte unsre Versammlungen eifrig und ließ ab von allerlei jugendlichen Torheiten und Sünden. Als seine Bekannten in der Stadt dies sahen, verbreiteten sie das Gerücht, er sei Protestant geworden; er bekannte sich auch ganz offen zum Evangelinm und gab jedem, der ihn darum befragte, ernst und freundlich Antwort.

Schon 5 Jahre früher, um die Zeit als die beiden Mollahs getauft wurden, wünschte auch er, getauft zu werden; aber ich hielt es für besser, wenn er noch wartete. Er ist in dieser Zeit durch ernste Prüfungen gegangen, hat vieles erlebt und erfahren, was menschlich betrachtet, wenn er keinen Glauben gehabt hätte, ihn hätte rückfällig machen können. Er hat auch manche Mohammedaner gesehen, die zu uns kamen aus irgendeinem äußerlichen Grunde und uns deshalb bald wieder verließen.

Danach kam die Zeit der Balkankriege. Die Bulgaren machten Zwangsbekehrungen bei den Pomaken, und wir mußten abwarten, was daraus werden würde; doch auch das ging vorüber, die bulgarische Regierung ließ den Pomaken Freiheit, wieder zum Mohammedanismus zurückzukehren, und so traten auch in dieser Beziehung allmählich wieder normalere Verhältnisse ein.

Eine ernste Prüfung für unsren jungen Freund war u. a. folgendes: obwohl im allgemeinen bei den Mohammedanern bekannt war, daß er sich zu den Christen hielt, so dachten doch manche, ihn mit List zurückgewinnen zu können, um so mehr, als er noch nicht getauft war. Darum verlobte man ihn mit einem mohammedanischen Mädchen, und da ich zur Zeit nicht in Philippopel anwesend war, so konnte ich ihn nicht rechtzeitig warnen. Als ich es erfuhr, fragte ich ihn, ob die Familie des Mädchens wisse, daß er ein Christ sei, was er bejahte. Als aber die Zeit der Hochzeit nahte, verlangten die Verwandten der Braut, daß die Trauung mohammedanisch sein und daß er von seinem Christenglauben schweigen solle, — hernach könne er tun, was er wolle. Natürlich meinten sie, daß er, falls er ihnen so weit nachgäbe, wenn einmal verheiratet, erst recht nichts werde durchsetzen können. Er blieb aber dabei, daß er seinen Glauben niemals verschweigen könne, wenn er gefragt werde, und daß er offen, wo es auch sei, bekennen müsse, daß er Christ sei. Darauf erklärten sie, ihre Tochter keinem Christen geben zu wollen, er müsse sie aufgeben; und so geschah es, er gab sie auf, obwohl ihm das sehr nahe ging.

Im Frühling 1914 legte er in der hiesigen bulgarisch-evangelischen Kirche ein freudiges und klares Zeugnis ab für seinen Glauben an Christus. Er sprach bulgarisch, das er gut beherrscht, und seine Worte wurden in der „Zornitza", dem hiesigen Organ der evangelischen Bulgaren, veröffentlicht. Die evangelischen bulgarischen und armenischen Brüder hatten dauernd einen guten Eindruck von ihm und baten mich, ihn zu taufen, und so wurde die Taufe auf den deutschen Himmelfahrtstag, den 21. Mai, festgesetzt. Vorher hatten wir mit Hussein beraten, welchen neuen Namen er annehmen wolle, und meine Frau hatte ihm „Nathanael" vorgeschlagen. Anfangs meinte er, der Name sei zu lang, als aber meine Frau ihm erklärt hatte, warum sie ihm gerade diesen Namen wünsche, wie Jesus gesagt habe, „siehe ein rechter

Israeliter, in welchem kein Falsch ist", und daß es ihr ein inniges Anliegen sei, daß dieses Wort auch an ihm wahr werde, so wurde er nachdenklich. Wir drangen nun nicht weiter in ihn, aber freuten uns sehr, als er um den Namen Nathanael bat.

Ich lud unsren lieben Mitarbeiter Herrn Pastor Schahveled aus Sofia ein, zur Taufe zu kommen, desgleichen den hiesigen evangelisch-bulgarischen Pastor Tzakoff und einen alten emeritierten Pastor Kazandjieff, sowie einige der älteren evangelischen Brüder der hiesigen Gemeinde, und wir gingen an das Ufer der Maritza. Es kamen verschiedene bulgarische Arbeiter und Soldaten, die auf dem Heimwege zur Stadt waren, dazu und hörten anfänglich mit großer Verwunderung, danach mit tiefem Ernst und sichtlicher Ergriffenheit, was geschah.

Nachdem ich unsrem Täufling noch einmal die Bedeutung der christlichen Taufe ans Herz gelegt hatte, fragte ich ihn zum Schluß, ob er bis an sein Lebensende seinem Heiland Jesus Christus treu bleiben wolle, und er antwortete laut und mit Freuden: „Ja, bis an mein Lebensende, er wird mir dazu helfen." Nachdem er dies gesagt, gingen wir beide in den Fluß, bis das Wasser über unsre Knie ging, und, ihn eintauchend, taufte ich ihn im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, und er bekam den Namen Nathanael. Nachdem wir aus dem Wasser herausgekommen und unsre Kleider gewechselt hatten, legten wir vier Prediger die Hände auf ihn, und Pastor Schahveled türkisch und Pastor Tzakoff bulgarisch sprachen Gebet und Segen über ihn.

Wenig später erhielt ich Briefe von evangelischen Christen aus Smyrna, einen jungen Mann, Militärschüler aus Konstantinopel betreffend, der sich dem Christentum zuneigt und deshalb von den Mohammedanern verfolgt wird. Ich habe die nötigen Vorbereitungen getroffen, und er weiß, daß er bei uns eine Zufluchtsstätte finden kann. Auch die amerikanischen Missionare in Konstantinopel haben gebeten, einen andren mohammedanischen Jüngling aus Trapezunt zu uns schicken zu dürfen. Unter den Mohammedanern in der Türkei regt sich's, der ausgestreute Same der Wahrheit wirkt. Mein Freund Professor Krikorian in Konstantinopel, ein Prediger und Redakteur einer bedeutenden christlichen Zeitschrift, schreibt mir, daß unter den Mohammedanern viel Verlangen nach der Predigt des Evangeliums sei. Sie möchten gern kommen, das Evangelium zu hören, — aber leider ist unter der jetzigen türkischen Regierung noch weniger Freiheit als unter dem alten Regime."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Weltkrieg und seine Wirkungen.

Mit dem Weltkrieg zogen schicksalsschwere Wolken herauf, die der deutschen Missionsarbeit eine kaum geahnte Zerstörung bringen sollten. Bei der Zentrale der Deutschen Orient-Mission versiegten bald die Mittel für die Gesamtarbeit. Die persischen Stationen wurden von den Russen geschlossen und zerstört, die Missionare vertrieben. Bulgarien blieb neutral


O.M.528

Der Scheich der Mewlewi-Derwische in Konia (1918).
(Die Mewlewi waren die angesehensten Derwische der Türkei)



Persisches Moscheegebäude

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

und die Sympathien der Bevölkerung blieben auf deutscher Seite, selbst die der bulgarischen Mohammedaner. Deshalb erfuhr die Arbeit von Awetaranian zunächst auch noch keine Unterbrechung, obwohl sie unter der Verkehrssperre und den spärlichen Zuschüssen litt. Als die Türkei im Kriege an die Seite der Mittelmächte trat, belebten sich die schüchternen Hoffnungen auf eine freiere Ausgestaltung der Arbeit bei einem für die Mittelmächte günstigen Kriegsausgang. Aber es kam anders. Die Türkei stellte sich in dieser für ihre Existenz so gefährlichen Zeit auf eine verblendete Innenpolitik ein, die während der Jahre 1915 und 1916 zu einer fast völligen Vertreibung oder Ausrottung ihrer christlichen Untertanen, der Griechen, Armenier und Syrer, führte. Die Bauernschaft, die werktätige Bevölkerung sank dahin, die Ernährung der Armee wurde unmöglich, weil hinter der Front die größte Christenverfolgung der Geschichte von einer jungtürkischen Clique inszeniert wurde. Das im Alttürkentum so ganz und gar konservativ gerichtete türkische Volk wurde von einer jungtürkischen Regierung geführt, die unter Befreiung des Staatsgebiets von der christlichen Bevölkerung ein rein osmanisches Staatswesen und Volk haben wollte; der islamisch eingestellte Fanatismus wurde aufgepeitscht, um sich von den nichtislamischen Elementen zu befreien. Eine hoffnungslose Situation für einen Mann wie Awetaranian und sein Werk.

Die Völker des Ostens werden durcheinander geworfen; einzelne Menschen kommen zu ihm und lassen ihn immer wieder merken, daß die Zeit nahe ist, in der auch im Mohammedanismus die Frage nach dem Evangelium aus der Verborgenheit an das helle Licht der Öffentlichkeit kommt. Die Frage des heiligen Krieges, die ja durch die Waffenbrüderschaft mit den Mittelmächten zu einem Problem wird, wird in Wort und Schrift behandelt; man sucht alle den Türken günstigen Momente hervor; denn auch bei den Moslems ist ja durch die in Not und Tod entstandene Kameradschaft mit den abendländischen Christen ein Erleben und Hoffen erwachsen. Aber Awetaranian merkt doch, daß durch den Krieg Gott ihm einen Riegel vor die Tür gelegt hat, durch die sein Knecht so brennend gern gehen will.

Bei Kriegsbeginn war er in sein 54. Lebensjahr getreten. Seine Gesundheit war nicht die beste. Die Nierenerkrankung machte ihm besonders bei seinen Reisen viel zu schaffen. Der Krieg mit seiner Ernährungsnot griff auch ihn an und unterbrach seine hoffnungsvolle Arbeit zu einer Zeit, wo sie nach menschlichem Denken vor einer Störung hätte bewahrt bleiben müssen.

Auf einer Reise nach Konstantinopel, wo Johannes Lepsius sich über die Leiden des armenischen Volkes genau informieren wollte, kehrte er auch bei Awetaranian ein. Er bekam den Eindruck, daß für Awetaranians Leiden etwas Ernstliches getan werden müsse. Er nahm daher Awetaranian auf seiner Rückreise nach Wien mit, um dort eine zuverlässige ärztliche Behandlung herbeizuführen. Awetaranian mußte auf Rat des Wiener Arztes eine Kur in Nauheim beginnen, die er dann in Wiesbaden fortsetzte.

Ende Dezember 1915 ist Awetaranian wieder in Philippopel. Er hat sich erholt und sollte, um ganz wiederhergestellt zu werden, alljährlich seine Kur in Nauheim für einige Monate wiederholen. Im Frühjahr fühlte er sich sehr schwach. Die Missionsarbeit ist, so schreibt er nach Deutschland, von allen

Seiten behindert: seine Druckerei geschlossen, die Drucker zum Militärdienst eingezogen. Arbeit hat er noch genug: mit seinem Trost wendet er sich an die Armenier; es sind ja Massen von ihnen nach Bulgarien geflüchtet, und viele, die nur Türkisch verstehen. Auch die beiden Evangelisten Keworkian und Schahveled arbeiten noch eifrig weiter. 1917 übernimmt Awetaranian noch den deutschen Gottesdienst, aber seine Krankheit, da ihm die verordnete Sommerkur in Nauheim fehlte, meldet sich wieder; er kann auch nicht aus Bulgarien heraus, bis es 1918 Lepsius gelingt, ihm die Ausreiseerlaubnis aus Bulgarien zu verschaffen, so daß er am 7. August in Nauheim eintrifft.

Im Vorstande der Deutschen Orient-Mission war es durch die armenische Frage zu Zerwürfnissen gekommen; der Leiter der Mission, Johannes Lepsius, hatte innerhalb der Zensurgrenzen die Wahrheit über die armenischen Leiden veröffentlicht und sollte an seiner Hilfsaktion für die armenischen Waisen und Witwen vom Vorstande seiner eigenen Missionsgesellschaft gehindert werden, die nationale Rücksichten nehmen wollte. Lepsius schied 1917 aus seiner Mission aus, mit ihm sein langjähriger Mitarbeiter, Generalsekretär Richard Schäfer. Sie begründeten eine neue Gesellschaft, die sich zunächst der Aufgabe der Rettung der Waisenkinder der Armenier widmete.

Im Juli 1918 schied auch Awetaranian aus der alten D. O. M. aus und schloß sich seinem Freunde Lepsius an, den er für seine Aufgaben in der Mohammedanermission nicht missen wollte. Im Dienste der neuen Gesellschaft ist er dann nicht mehr zu einer Außenarbeit gekommen. Sein letzter Bericht aus dem Frühjahr 1919 lautet:

„Im Herbst 1915 durfte ich die Kur in Bad Nauheim brauchen und wurde durch die Gnade des Herrn wieder auf die Füße gestellt und einigermaßen arbeitsfähig. Lepsius, als Vorsitzender der Deutschen Orient-Mission, trat damals meinem Wunsche, sogleich nach Bulgarien ins Arbeitsfeld zurückzukehren, entgegen und beantragte eine Verlängerung meines Urlaubs bis zur gründlichen Herstellung meiner Gesundheit, was auch bewilligt wurde. Wiewohl ich dankbar war für so viel Liebe und Fürsorge, zog es mich doch so stark zur Arbeit im Missionsfelde, daß ich dennoch abreisen zu dürfen bat, und es auch tat. Mein Nauheimer Arzt machte mir aber die Bedingung, nach weiteren sechs Monaten zur Wiederholung der Kur nach Bad Nauheim zurückzukehren.

Weihnachten kamen meine liebe Frau und ich nach Philippopel zurück und nahmen die Arbeit wieder auf, die unser wartete. Die Auflage der kaschgarischen Übersetzung des Neuen Testaments, die ich übersetzt hatte und die unter meiner Aufsicht gedruckt und gebunden worden war, stand in 14 Kisten verpackt zur Absendung nach Kaschgar bereit. Ich versuchte wieder, sie abzuschicken. Aber der Krieg machte alles unmöglich, und ich konnte sie weder nach Odessa noch nach Stockholm zur Weiterbeförderung schicken *).

Eine große Menge armenischer Flüchtlinge waren aus der Türkei nach Philippopel und andren Städten Bulgariens gekommen, besonders Frauen und Kinder. Die einen hatten durch Ermordung oder zwangsweise Be-

*) Das weitere Schicksal der 14 Kisten siehe Kapitel 27.

kehrung zum Islam ihre Eltern und andre Verwandten verloren, andere waren von ihren Männern und Vätern um ihrer Sicherheit willen nach Bulgarien geschickt worden. Alle aber waren des Trostes bedürftig. Da unter ihnen auch solche Armenier waren, die nur türkisch, nicht armenisch sprachen, wie besonders die Leute aus Kaisarieh, predigte ich allsonntäglich türkisch und armenisch. Die Gottesdienste wurden gut besucht. Viele waren in Not, der Pflege und Unterstützung bedürftig, und wir halfen ihnen, soviel wir konnten. Außer ihnen gab es noch viele Flüchtlinge aus den eigentlichen Kriegsgebieten, wie z. B. aus Dedeagatsch und verschiedenen Gegenden Mazedoniens. Man muß bedenken, daß Bulgarien seit dem Jahre 1912 fast ununterbrochen im Kriege stand, daß da neues Elend zum alten hinzukam. Leute bulgarischer, armenischer, griechischer und türkischer Nationalität, die daheim ihr gutes Auskommen gehabt, Witwen mit ihren Kindern, die uns von ihrem nun längst durch den Krieg zerstörten eignen Besitz erzählten, waren durch die verschiedenen Heere vertrieben, hungernd, frierend, von Unglück aller Art verfolgt, von Dorf zu Dorf geirrt, bis sie in die bulgarischen Städte kamen, ermattet, hoffnungslos, von aller Habe entblößt und meistens krank. Da gab es alle Hände voll zu tun, und unsere Kräfte reichten nicht aus. Mit großer Dankbarkeit gedenken wir der deutschen Ärzte und Schwestern von der Deutschen Sanitäts-Mission, die uns neben ihrer großen Arbeit an den kranken und verwundeten Soldaten in ihren Lazeretten auch treulich an unsern Armen halfen. Oft, wenn meine Frau mit ihren Schützlingen zur deutschen Poliklinik ging und den Andrang der Kranken, die Menge der Elenden und Elendsten sah, die auf den noch eben im Operationssaal beschäftigten Arzt warteten, wollte es ihr fast unmöglich erscheinen, daß auch unsere Ansprüche noch Zeit und Berücksichtigung finden konnten. Dennoch hat sie den Versuch gemacht, in einigen Fällen war sogar Aufnahme in den Krankenhäusern möglich, und manches junge Leben konnte von Siechtum und frühem Tode errettet werden.

Mein Bemühen, im Sommer 1916 zur Kur nach Deutschland zurückzukehren, schlug leider fehl, und ein Versuch, in Sofia Erholung zu finden, nahm ein ungünstiges Ende, weil ich dort an Influenza erkrankte. Im Sommer 1917, wo ich durch die Hitze in Philippopel sehr gelitten hatte, schrieb ich an die Deutsche Orient-Mission und bat um ihre Hilfe für die immer schwieriger werdende Ausreise nach Deutschland. Denn man sagte mir, daß eine Einladung aus Deutschland mit der Begründung der Reisenotwendigkeit die Erlaubnis zur Ausreise erleichtern werde. Man antwortete mir, daß ich bis zur nächsten Sitzung des Kuratoriums warten müsse. Darüber wurde es Herbst, und ehe die nächste Sitzung zustande kam, wurden die Bedingungen in Paßsachen verschärft und die Ausreisen erschwert. Mit großer Mühe und vielen Kosten sammelten wir die nötigen Erlaubnispapiere und schickten sie durch die vorschriftsmäßige Vermittlung der Kommandantur nach Sofia an das Ministerium. Sie sollten nach kurzer Zeit zurückkommen, aber trotz all unserer Fragen und Mahnungen verging der Winter, ohne daß sie kamen. Wir warteten notgedrungen bis zum Frühling, die betreffenden Beamten wechselten, und die neuen Beamten erklärten uns, unsere Papiere seien gar nicht bis Sofia gelangt, sondern in

Philippopel verlorengegangen, und wir müßten von neuem anfangen. Mein Bestreben war, nach Nauheim zu reisen, ehe die große Hitze kam, der wir uns keineswegs gewachsen fühlten; aber es lag nicht in unserer Macht, die Sache zu schnellem Abschluß zu bringen, denn wieder begannen die Schwierigkeiten mit den Papieren. Mit Kosten und vieler Mühe besorgten wir die acht nötigen, verlorenen Bescheinigungen von neuem und ließen sie mit den Photographien nach Sofia ans Ministerium schicken; denn sie selbst zu schicken oder hinzubringen, wurde uns nicht erlaubt. Nun begann dieselbe Sache wie im Winter, d. h. die Papiere kamen nicht zurück, und schließlich wußte niemand mehr, wo sie sich befanden. Wenn unsere deutschen Freunde in Sofia beim Ministerium anfragten, so bekamen sie die Antwort, die Papiere seien noch nicht angekommen oder schon längst wieder zurückgeschickt, und in Philippopel auf dem Polizeiamt hieß es immer wieder, daß sie bald kommen würden. Schließlich telegraphierten wir an Dr. Lepsius und baten ihn um Hilfe, und er telegraphierte darauf seinerseits an den bulgarischen Ministerpräsidenten Radoslawow nach Sofia und bat um seine Vermittlung. Dieser nahm sich der Sache sogleich an, aber ehe er sie zu Ende führen konnte, kam sein Sturz. Immerhin hatte er an das Polizeiamt in Philippopel, die zuständige Stelle, telegraphiert und die Notwendigkeit der Erledigung unserer Sache betont, worauf ein Beamter zu mir kam mit Dr. Lepsius' Telegramm in der Hand, um sich von meiner Krankheit zu überzeugen. Endlich kamen dann unsere Papiere von Sofia zurück.

Inzwischen war unser Wohnhaus verkauft worden, und die neuen Besitzer, jüdische Leute, verlangten, daß wir das Haus räumen sollten. Da es unmöglich war, eine neue Wohnung zu finden, denn es gab viele Flüchtlinge in der Stadt, und die Hausmieten stiegen in erschreckender Weise, so versprachen sie uns, daß wir unsere Sachen in einem Raum des Hauses unterstellen dürften, und daß sie unsere Ausreise erleichtern würden. Sie besorgten uns mit persönlichen Opfern die Reiseerlaubnis nach Sofia, damit wir dort selbst für unsere Sache arbeiten konnten, und bereiteten verschiedenes für unsere Abreise vor. Als sie diese Erlaubnis erlangt hatten, kamen auch unsere Papiere aus Sofia zurück, doch fehlte noch der Paß. In wenigen Tagen haben wir dann alles nötige im Hause erledigt, wobei uns unsere deutschen Freunde freundlich halfen, und auf den Bahnhof begleitet von den jüdischen Herren, die uns noch die letzten Abreiseschwierigkeiten beim Bahnhofskommandanten tragen halfen und nach Kräften erleichterten, verließen wir endlich Philippopel. In Sofia mußten wir ins Hotel, und nun begannen neue Arbeiten für die Abreise. Der Sekretär des Gradonatschalnik war mit unseren Papieren noch nicht zufrieden; eins fehlte. Immerhin ging es uns besser als in Philippopel. Der Sekretär telegraphierte selbst nach Philippopel, es vergingen aber mehrere Tage, an denen meine Frau immer wieder vergebens anfragte; die Antwort war nicht gekommen. Endlich kam die Sache zu gutem Abschluß mit Hilfe unseres früheren Pflegesohnes, Sahak Arakelian aus Khoi, der in Sofia verheiratet ist. Er kannte den Gradonatschalnik und seinen Sekretär persönlich und besorgte uns die Pässe. Nun begann die Arbeit auf dem österreichisch-ungarischen Konsulat, und es hieß, das werde wieder 10 Tage in Anspruch nehmen, da eine Anfrage in Wien

nötig sei. Ebenso mußte die Erlaubnis zum Balkanzug erlangt werden, die wieder mehrere Tage und viele vergebliche Gänge in Anspruch nahm. Endlich waren auch diese Schwierigkeiten erledigt, und nun mußte die deutsche Erlaubnis eingeholt werden, was verhältnismäßig schnell geschah. Als wir alles fertig glaubten, fehlte uns noch der Stempel des Kommandanten in Sofia auf unsrem Paß, ohne den wir keinen Fahrschein erlangen konnten. Wieder half Sahak Arakelian und andere armenische Freunde, und durch sie erlangten wir den Stempel und die Fahrscheine für den Balkanzug bis München.

Ohne umzusteigen, fuhren wir über Wien bis München. Mit Aufenthalt kamen wir dann endlich am 7. August früh in Frankfurt an und waren wenige Stunden später in dem uns so lieben Bad Nauheim.

Nachdem ich meine Kur in Bad Nauheim beendet hatte, folgten wir einer Einladung von Herrn Dr. Lepsius nach Holland."

Awetaranians kaschgarische Bibelübersetzung hat er mit Beginn des Jahres 1915 in seiner eigenen Druckerei begonnen und noch vollendet. Kaum war die letzte Form gedruckt, so starb sein Maschinist infolge des Krieges.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Abschluß eines reichen Lebens.

Vielen ist es vergönnt gewesen, Johannes Awetaranian im Leben zu begegnen, doch wenige haben seinen Charakter und seine ernste Lebensauffassung kennengelernt, die von seiner Lebensaufgabe bedingt war. Orientale war und blieb er durchaus, das Abendland mit seinen oft nervösen, ungesunden Einflüssen hat ihn nicht aus dem inneren Gleichgewicht, nicht aus seinem andersartigen morgenländischen Denken herausbringen können. Wie sollte er auch seinen Brüdern ein Bote des Evangeliums sein können, wenn er ein Abendländer geworden wäre, der mit der Botschaft vom Gottessohn zugleich auch Ansichten und Meinungen mitgebracht hätte, die nur auf abendländischem Boden lebendig sein können. Mit schlichter Weisheit, ja mit einer besonderen Begabung hat er den Verkehr mit den Menschen der abendländischen Welt gepflegt. Nie hat man gehört, daß er irgendwo Gegensätze hervorgerufen habe, die christliche Überzeugungen anderer verletzten.

Der von Gestalt kleine Mann war so einfach im Verkehr und im Gespräch, daß die Kinder, die mit ihm in Berührung kamen, schnell mit ihm vertraut wurden. In religiöser Besprechung drängte er sich niemals auf mit seiner Meinung; was er aber sagte, wirkte mit der Kraft der Gewißheit und der jeder Erregung abholden Ruhe so, daß man sich dem Eindruck nicht entziehen konnte, daß hier eine festbegründete Überzeugung stand. Und stets war ihm, wie wir es auch in seinen Disputationen sahen, die von jedem Fanatismus frei waren, das Bibelwort zur Verfügung, das seine Antworten bekräftigte.

Doch begegnete man in ihm nicht etwa einem stets in ernster Miene einhergehenden Manne; seine außerordentliche Liebenswürdigkeit, die herzlich und einfach war, gewann nicht nur aller Herzen, sondern flößte jedem Achtung und Verehrung ein. In besonderem Maße wußte er sich in dem Gedanken des Reiches Gottes eins mit seinem Freunde Johannes Lepsius. Mit ihm verband ihn eine zwanzigjährige Freundschaft, die auf gegenseitigem Vertrauen begründet war. Zwei Jahrzehnte lang war Awetaranian als der treueste Mitarbeiter in der Mohammedanermission mit Lepsius verbunden. Bei ihm, dem abendländischen, gläubigen Theologen, der in seinen jungen Pfarramtszeiten im Heiligen Lande den Islam studiert hatte und später die Frage seiner Überwindung als Aufgabe seiner Mission betrachtete, fand er Verständnis für seine einzigartige Sendung. Daß ihr Ziel weit über den Kreis einzelner Bekehrungen hinausreichte, daß ernst wissenschaftliche Aufgaben zu lösen waren, dessen waren sich beide völlig klar und völlig einig. Lepsius schreibt dem Freund einmal: „Ich überzeuge mich immer mehr, daß die Auseinandersetzung mit dem Islam bis auf den Grund der Wahrheit gehen muß, und daß wir dabei auf die herkömmlichen Begriffe des Pietismus und der Orthodoxie keine Rücksicht nehmen dürfen." In dieser Richtung lagen auch die für die Arbeit Awetaranians mitbestimmten Arbeiten von Lepsius über die Trinität, die Gottheit Christi und ähnliche. Wäre den beiden Freunden von Gott ein längeres Leben beschert gewesen, die Mohammedanermission hätte das wissenschaftliche Rüstzeug erhalten, das sie braucht, um dem Islam zu begegnen.

Gott hatte Awetaranian einen köstlichen Humor verliehen; wenn er eine von den zahlreichen Schnurren von Mollah Nassreddin erzählte, war jeder Zuhörer im Banne orientalischer Heiterkeit, und der Erzähler selbst lachte am herzlichsten mit. Aber auch die mancherlei Einseitigkeiten, denen er im Verkehr mit ernsten, gläubigen Menschen begegnete, haben ihn nie aus seiner Ruhe gebracht. Ein Lächeln der Gewißheit trat in seine natürlich-freundlichen Züge, wenn Bedenken und übergroße Vorsicht Hindernisse sehen wollten. In solchen Besprechungen hatte man die Empfindung, daß die Erfahrungen dieses Mannes in religiösen Dingen — er hatte ja bei seinem Ringen um Erkenntnis, schon ehe er Christ wurde, alle Stufen des Islams durchlaufen — weit über unsere Erfahrungen hinausgingen. Seiner religiösen Überzeugung hatte der Mann ja Heimat, Vaterland, Braut und Beruf, alles in allem: seine gesicherte Lebensstellung geopfert, um seinen schweren Lebensauftrag zu erfüllen. Dagegen mußten alle äußeren Dinge zurücktreten.

Welch ein Übermaß von Schwierigkeiten hat er in seiner Arbeit zu überwinden gehabt! Er berichtet darüber ohne Klage, bittet wohl um Beistand und Hilfe, aber entmutigt ist er nie. Geduld, wie selten der Mensch sie besitzt, wappnet ihn, auszuharren und durchzuhalten. Er weiß, daß nicht er, der schwache Mensch, auch nicht mit seinen besten Kräften und Plänen das wichtige Werk zu tun vermag, daß vielmehr Einer über ihm ist, der seinem Kinde jeden Wegschritt weist. Dieser inneren Stellung entspricht sein Verhalten in allen Lagen: Wenn er seine brennend wichtige Arbeit am

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Neuen Testament wider Willen auf lange Zeit unterbrechen muß, um einem Forschungsreisenden als Begleiter und Übersetzer zu dienen, er geht mit. Aber auch der Widerstand erwacht in ihm, wenn er seine Aufgabe wirklich bedroht sieht von solchen, die ihn stützen sollten und ihm unter vorgefaßten Meinungen fremde Missionsmethoden aufdrängen wollen.

So ist sein Lebensweg ein gewisser geblieben, und er konnte, mühsam zwar, und mit großer Geduld, seine Mohammedanermission der abendländischen Christenheit nahebringen.

Durch die vielen Reisen im wechselnden Klima und die wechselnden Verhältnisse war auch Awetaranians Körper starken Angriffen ausgesetzt, von den selbstverständlichen Entbehrungen und Anstrengungen der primitiven Orientreisen ganz zu schweigen. Infolge einer Erkältung, die er von seiner persischen Reise 1901 mit heimbrachte, hatte er eine schwere Nierenentzündung durchzumachen. Im Berliner Elisabethkrankenhaus wurde er wieder hergestellt und kehrte auf sein Arbeitsgebiet zurück. Etwa 12 Jahre später stellten sich, infolge der erkrankten Nieren und des hohen Blutdrucks, kleine Schlaganfälle ein, die zunächst den Gang seines Werkes nur vorübergehend unterbrachen. Aber eine schwere Herzerweiterung kam hinzu, die 1915 eine Kur in Bad Nauheim und Wiesbaden erforderte. Er konnte wieder nach Philippopel zurückkehren. Der nächste heiße Sommer verschlimmerte seinen Zustand wieder. 1917 konnte Awetaranian die Ausreise aus Bulgarien, des Krieges halber, nicht erlangen, um die jährliche, unentbehrliche Kur in Nauheim zu machen. Erst 1918, durch Intervention von Johannes Lepsius beim bulgarischen Ministerpräsidenten, erhielt er Ausreiseerlaubnis und gelangte wieder nach Nauheim. Die Ernährungsverhältnisse in Deutschland aber machten eine Nachkur in Holland erforderlich, die ihn noch einmal mit seinem treuen Freunde Lepsius zusammenbrachte, der seiner Gesundheit wegen zu jener Zeit dort weilte. Doch seine Kraft war schon gebrochen. Er konnte nur langsam noch am Arme seiner Frau geführt werden. „Er liebte es," so schreibt Johannes Lepsius über jene letzten gemeinsamen Tage, „den ganzen Tag im Freien zuzubringen. Er wohnte ganz in der Nähe des „Bosch", des großen seenreichen königlichen Parkes mit seinen wundervollen Bäumen. Dort saß er stundenlang oder ließ sich führen. Seine Gedanken gingen gern in die Vergangenheit zurück. Ich durchlebte noch einmal mit ihm seine reiche Lebensarbeit. Die Reiseerlebnisse, die wir gemeinsam im Jahre 1899 beim Besuch unserer Stationen in Persien und Mesopotamien gemacht hatten, tauchten mit ihren wechselnden Bildern vor uns auf, wie wir wochenlang zu Pferde gesessen, Armenien, Kurdistan und Mesopotamien durchquert, in Zeltlagern und auf den Dächern unterm Sternenhimmel kampiert, in Choi, Urmia, Wan, Djesire, Diarbekr, Urfa, Antiochien, Tarsus, Ephesus und auf der Insel Patmos geweilt, sonnige Tage auf dem Mittelmeer und stürmische Nächte auf dem Schwarzen Meer verlebt hatten. Alle ernsten und heiteren Stunden waren ihm noch gegenwärtig. Doch nicht allein die Fragen des Orients und die Probleme der Mohammedanermission bewegten ihn, auch an meiner theologischen Arbeit nahm er lebhaften Anteil. Er hatte in seinem Leben viele Freunde in

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

pietistischen Kreisen und unter Gemeinschaftsleuten gehabt, hatte sich aber niemals in seiner natürlichen Art beirren und sein nüchternes Urteil einschränken lassen. Er war ein viel zu guter Kenner der Schrift und hatte bei seiner Übersetzung des Neuen Testamentes ins Kaschgarische einen viel zu tiefen Blick in die Probleme der Schriftforschung getan, als daß er sich die Freiheit seines Urteils hätte einschränken lassen. Auch in den Gesprächen des letzten Jahres konnte ich nur immer wieder die Unbefangenheit und Beweglichkeit seines Geistes bewundern. Obwohl ich auf seine Mitarbeit auf dem Missionsfelde nicht mehr rechnete, so hoffte ich doch, daß mir seine persönliche Mitarbeit und seine tiefe Erfahrung auf allen Gebieten des mohammedanischen Geisteslebens noch länger erhalten bleiben möchte. Man trennt sich schwer von einem treuen Freunde. Ein Eindruck kehrte mir in allen Jahren wieder. Awetaranian war Türke, war als mohammedanischer Mollah erzogen und herangewachsen, und doch habe ich in unserer Freundschaft niemals zwischen ihm und mir einen Unterschied der Rasse oder der Herkunft empfunden. Er hatte trotz seines energischen Willens eine so rücksichtsvolle, zarte Art zu empfinden und seiner Empfindung Ausdruck zu geben, er war von solch unbeirrbarer Vornehmheit der Gesinnung, hatte ein so goldenes Herz, daß ich ihn ganz wie einen deutschen Freund empfand. Das Menschenherz ist doch zuletzt weder europäisch noch asiatisch; wenn es am besten ist, so ist es menschlich. Sein fast schalkhafter Humor dagegen war ein Humor von ganz besonderer Art, eine besonders rassenreine Spezies von türkischem Humor. Er blieb ihm auch bis in die schwersten Krankheitstage treu. Als er kaum noch sprechen konnte, erheiterte er uns durch köstliche Bemerkungen. Er blieb sich selbst treu bis zur letzten Stunde, denn er war seinem Gott und Heiland treu geblieben."

Im Sommer 1919 reisten Awetaranian und Frau von Holland wieder nach Nauheim. Mit äußerster Vorsicht wurde die Kur dort und anschließend in Wiesbaden die Nachkur angewendet, aber sie schlug nicht mehr an. Schlaflosigkeit quälte den Kranken. Seine treue Frau las ihm vor. Er wohnte in der Nähe des Wiesbadener Kurhauses, damit er Musik, die er so sehr liebte, genießen konnte. Ein Bronchialkatarrh hatte schon in Holland seinen Zustand bedenklich verschlimmert, das Herzleiden ihn so geschwächt, daß nach menschlicher Voraussicht keine Aussicht auf Besserung war. Starkes Fieber trat in Wiesbaden hinzu, man mußte ihn unter ständige ärztliche Aufsicht ins Krankenhaus bringen.

An allem Geschehen nahm sein lebhafter Geist noch vollen Anteil. Er diktierte seiner Gattin Briefe. Als er von dem glücklich verlaufenen Unfall seines Freundes Lepsius hört, läßt er ihm schreiben: „Die größte Freude war es mir, daß Gott Dich in Deinem Unfall behütet hat und Dir Dein Leben, Dich uns neu geschenkt und Deine Kräfte hergestellt hat. Mit all Deinen Plänen (über die Mission) bin ich einverstanden. Gott wolle seinen Segen dazu geben."

Eine seiner letzten Freuden war auch die Nachricht, daß seine kaschgarische Übersetzung des Neuen Testamentes, die in der Kriegszeit nicht nach Kaschgar gesandt werden konnte und in 14 Kisten verpackt in Philippopel auf Abruf wartete, endlich nach Stockholm an die schwedische Missions-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

gesellschaft abgesandt und damit ihrer Bestimmung zugeführt werden konnte. Awetaranian diktiert aus diesem Anlaß: „Wir haben Tag und Nacht gebetet, daß Gott einen Weg öffne, sie nach Kaschgar zu senden und erfahren, daß er es nun auf diesem Wege tun wird *)."

Am Abend des 11. Dezember 1919 rief der Herr seinen Diener heim. Seine Frau hatte ihm den 100. Psalm vorgelesen. „Als ich geendet," so schreibt sie selbst, „wandte er sich ein wenig zu mir und sagte mit ungewohnt klarer Stimme: „Das war schön!" Das klang so gewiß und so herzlich befriedigt. Dann streckte er sich ein wenig und schloß die Augen. Ich las weiter, wie er es liebte, den 101. Psalm, und danach 1. Joh. 4. und 5. Kapitel. Doch blieben seine Augen geschlossen, und er ist bis zu seinem letzten Atemzuge nicht mehr zu vollem Bewußtsein gekommen." 58½ Jahre hatte Gott ihm vergönnt, zu leben und zu wirken. Dann rief der Meister ihn heim, nahm ihm Lebenslast und Lebensaufgabe wieder ab. Gottes Wort, das ihn in suchender ringender Jugendzeit erfaßte, sein Leben hindurch begleitete, blieb ihm auch als letzter Klang in Ohr und Bewußtsein. Über seinem Sterben stand das Wort der Schrift: Überwunden durch des Lammes Blut.

Auf dem Südfriedhof in Wiesbaden ist Awetaranians Grab. Am 14. Dezember wurde er dort in deutscher Erde gebettet. Noch fehlt seiner Ruhestätte ein würdiges Grabmal, als Zeugnis für kommende Geschlechter. Ein Denkmal hat er sich im Leben der Völker des Ostens gesetzt, ein unvergängliches, seine Übersetzung des Neuen Testaments ins Kaschgarische.

Awetaranians Grab in deutscher Erde ist keine Episode im Weltgeschehen, ebensowenig wie sein Leben und Wirken und sein Verbundensein mit den deutschen evangelischen Missionskreisen. Die Ruhestätte des stillen Schläfers spricht von der großen Aufgabe, die ihm bei Lebenszeit gegeben war und die nun andere nach ihm aufnehmen sollen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Fazit.

Vielleicht war es der Wille Gottes so, daß mit der Vollendung seiner Übersetzung des Neuen Testaments, das Werk Awetaranians auf der Erde vollendet war.

Auch Awetaranians teilnahmsvollster und verständigster Freund Lepsius, der gleich nach Awetaranians Tode öffentlich aussprach, daß es an ihm wäre, Awetaranians Werk zu würdigen und fortzusetzen, wurde 5 Jahre später abgerufen. Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten der Missionsgeschichte, daß diese beiden Männer ein wichtiges Werk unvollendet hinterlassen mußten.

---

*) Das ist geschehen. Die 14 Kisten mit dem Kaschgarischen Neuen Testament sind nach späterer Mitteilung des Svenska Missionsförbundet in Kaschgar angekommen und zu einer Quelle des Segens in den Händen der schwedischen Missionare geworden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Doch die Bedeutung des Lebens und der Arbeit Johannes Awetaranians geht weit über den Rahmen einer von einer einzigen Nation gestützten Missionsarbeit hinaus. Der Frage kann man nicht ausweichen: Was wird aus der Aufgabe der Mohammedanermission?

Oder geht mit den Menschen ein solches Werk dahin? Sind die in diesem Buche der heutigen Generationen dargebotenen Erfahrungen eines von Gott aus den Mohammedanern Berufenen der Vergänglichkeit, der Vergessenheit anheimzufallen bestimmt?

Wir brauchen sicherlich nicht zu warten, bis wieder einmal ein Mann aus dem Türkenvolke an die Christenheit herantritt: „Komm herüber!" Das Leben Awetaranians hat die Aufgabe der Mohammedanermission unabweisbar gemacht. Aus seinen Erfahrungen — dazu wird dieses Werk in erster Linie dienen — können wertvolle Anhaltspunkte gewonnen, Fehler vermieden werden. Wenn wir uns erinnern lassen, wie auf seinem Lebenswege immer wieder der eine oder andere Mohammedaner aufgetreten ist, der den gleichen Weg des Kampfes für das Evangelium ging, so können wir auch heute mit ungezählten Unbekannten rechnen, die in ihrem Leben die gleiche Last empfinden, die als Aufgabe mit dem Glauben an Jesus Christus für jeden christgläubig gewordenen Mohammedaner verknüpft ist. Sind die durch politische Hemmungen heute verschlossenen Türen zum Orient erst offen, dann werden die Zeugen für den Dienst am Evangelium vor uns erscheinen und uns von Angesicht bekannt werden. Wir werden ihnen die Hände reichen müssen, werden sie in der Gemeinde der an Christus Glaubenden aufzunehmen haben, sie zu stärken für ihr Ringen und Zeugen.

Die Welt ist heute eine andere. Der Islam ist in einer Krise, deren Entwicklung kein Mensch voraussagen kann; er ist bedroht in seiner Stellung im Leben der Völker. Nicht durch die Mission, die sich heute theoretisch kaum über die Methoden einer erfolgreichen Mohammedanermission einig ist. Bedroht ist die Religion des Propheten Mohammed durch das Dahinschwinden ihrer staatlichen Stützen, durch die völlige Isolierung, die entstanden ist, weil kein Staatsoberhaupt, kein Staatsgesetz ihre Gesetzesvorschriften mehr schützt und durchsetzt. In mohammedanischen Ländern selbst ist die beabsichtigte, mehr oder weniger propagierte Religionslosigkeit die stärkste Bedrohung für die mohammedanische Religion; ungezählte Anhänger verlassen sie, weil stärkste wirtschaftliche und nationale Anforderungen ihre Vollherrschaft über die Menschen unmöglich machen.

Was in unsren Tagen die Völkerwelt durchweht, seitdem der große Krieg die vielgerühmte Kultur ihres christlichen Charakters entkleidet und die nichtchristlichen Völker auf eigenes unabhängiges Denken gestellt hat, wird auch dem Islam noch stärkere Angriffe und Kritiken einbringen. Die religiöse Auseinandersetzung zwischen Glauben und Unglauben erfaßt heute alle Zonen und Völker. Unser Jahrhundert wird das Jahrhundert des waffenlosen Religionskampfes, in dem auch der Islam als Repräsentant von 200 Milli-

onen Mohammedanern Mitkämpfer sein oder im Atheismus versinken muß.

Das Christentum, der dem Islam bisher verhaßteste Gegner, hat den Kampfplatz zunächst allein zu behaupten, hat sich auch des Islams zu erwehren, der noch genug Kräfte hat.

Mohammedanermission bedeutet, daß in diesem Kampfe der jetzt feindliche Gegner für das Evangeliumgewonnenwirdundwennmöglichfürdas Evangelium kämpft.

Inhalt

		Seite
Vorwort		III
1. Kapitel.	Kindheit und Jugendjahre	1
2. Kapitel.	Eine Sekte des Islams	6
3. Kapitel.	In der Irre wie Schafe	13
4. Kapitel.	Erstes Ringen	20
5. Kapitel.	Licht nach dem Dunkel	23
6. Kapitel.	Mollah und Christ	29
7. Kapitel.	Neue Wege im neuen Licht	33
8. Kapitel.	Glaubensprüfungen	41
9. Kapitel.	Ein Christ unter Christen	50
10. Kapitel.	In der Arbeit für den Herrn	53
11. Kapitel.	Jenseits des Pamir	61
12. Kapitel.	Anfänge der Mission in Kaschgar	67
13. Kapitel.	Hindernisse	72
14. Kapitel.	Die erste Taufe in Kaschgar	78
15. Kapitel.	Mitarbeiter	83
16. Kapitel.	Dr. Sven Hedins Reise	86
17. Kapitel.	Letzter Aufenthalt in Kaschgar	92
18. Kapitel.	Reiseerlebnisse	94
19. Kapitel.	Eine neue Bekanntschaft und ihre Folgen	97
20. Kapitel.	Die Bibelübersetzung	99
21. Kapitel.	Mohammedaner-Mission in Bulgarien	103
22. Kapitel.	Allerlei Erfahrungen und Segnungen	116
23. Kapitel.	Philippopel, Jahre der Arbeit und der Kämpfe	123
24. Kapitel.	Nach der türkischen Revolution	132
25. Kapitel.	Kampf und Arbeit. Balkankriege	139
26. Kapitel.	Der Weltkrieg und seine Wirkungen	160
27. Kapitel.	Der Abschluß eines reichen Lebens	165
28. Kapitel.	Fazit	169

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Verzeichnis der Abbildungen

Awetaranian	Vor dem Titel	
Alter Derwisch	nach Seite	32
Awetaranian als Derwisch	"	32
Junge Derwische	"	32
Persische Derwische	"	32
Straße in Kaschgar	"	48
Indische Mohammedaner in der Versammlung Kaschgarischer Beys	"	48
Fuschang Daloj	"	48
Awetaranian bei der Übersetzung des Neuen Testaments ins Kaschgarische	"	80
Alt-Samarkand — Timurs Grabmal	"	80
Die Missionare A. Amirchanjanz und Joh. Awetaranian im Jahre 1900	"	80
Joh. Awetaranian und Frau Helene geb. v. Osteroth (1900)	"	96
Im Hofe des Missionshauses in Warna	"	96
Die Druckerei in Schumla	"	112
Awetaranians Wohnhaus in Schumla	"	112
Philippopel	"	112
Minbar (Kanzel) und Mihrab (Gebetsnischen) in mohammedanischen Gotteshäusern	"	112
Pastor Keworkian und Joh. Awetaranian (Rustschuk 1904)	"	128
Joh. Lepsius und Joh. Awetaranian (1906)	"	128
Awetaranian mit zwei Christ gewordenen Mollahs (1909)	"	128
Awetaranian bei der Arbeit (Philippopel 1908)	"	128
Paulus Musachanoff, ein früherer Mohammedaner	"	144
Gebetsstellungen der Mohammedaner	"	144
Herr und Frau Awetaranian bei der literarischen Arbeit	"	144
Der Scheich der Mewlewi-Derwische in Konia (1918)	"	160
Persisches Moscheegebäude	"	160

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Julius Richter

Mission und Evangelisation im Orient

(Allgem. evang. Miss.-Geschichte, Bd. 2.) VI, 294 S. 2. Aufl. 1930. Geb. 11 RM.

Seit der ersten Auflage dieses Buches ist manches Jahr vergangen. Sie bedeuten für den nahen Osten eine ungeheure Umwälzung, die das gesamte politische, kulturelle und auch religiöse Leben in den beteiligten Ländern von Grund aus teils umgestaltet hat, teils umzugestalten im Begriff ist. Die evangelischen Missionen sind tief in den Strudel dieser Schwierigkeiten verwickelt gewesen. So ist also ein wesentlich neues Buch entstanden. Das Werk kann den Anspruch erheben, daß es von der ungemein bewegten Geschichte des nahen Ostens bis zur Gegenwart ein umfassendes und zuverlässiges Bild gibt, und daß es in die großen Probleme der Mohammedanermission zusammenhängend einführt.

Über die übrigen Bände der bekannten „Missionsgeschichte" steht ausführlicher Prospekt zur Verfügung.

Der Islam
und die christliche Verkündigung

Eine missionarische Untersuchung von G. Simon. XV, 363 S. 1920. Preis geb. 7,50 RM.

Das Gesetz wider den Abfall vom Islam

Übersetzt von Samuel M. Zwemer. 144 S. 1926. Preis 4 M.

Eine deutsche Übersetzung des Werkchens The law of apostasy zur Widerlegung der so oft wiederholten Rede von der Duldsamkeit des Islams. Frisch geschrieben und überreich an wertvollem Stoff. Für alle am Islam Interessierten sehr zu beachten.
(Missionsbücherwart 1926, 4.)

C. Bertelsmann / Verlag in Gütersloh

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Werke von Johannes Lepsius.

Das Leben Jesu. Von Johannes Lepsius. Zwei Bände in Originalband je 384 Seiten. 1917 und 1918. Preis M. 10.— für beide Bände.

Der Geisteskampf der Gegenwart, 1919. Heft 4: Ein wirkliches Leben Jesu, das erzählt, das miterleben läßt! Nicht etwa nur eine kritische Erörterung der Hauptprobleme, in der das Problem die Wirklichkeit und die Kritik alle Anschauung des Lebens verschlingt.

Der Eindruck des starken Zutrauens zu dem Quellenmaterial ist überwältigend. Nicht zuletzt ist das „fünfte" Evangelium aufgeboten worden, die Anschauung von Land und Leuten .... Wenn man um der Wunderbehandlung des ersten Bandes willen den Erzähler etwas verketzern möchte als einen Modernen, so darf man auf die unmißverständliche Anerkennung der Auferstehung und die Auferweckung des Lazarus verweisen.

John Bull. Eine politische Komödie. Von Johannes Lepsius. 2. Aufl. 1919. Kart. M. 1.—.

Eine sehr feine, geschmackvolle Komödie, worin der Verfasser die deutsche Kritik an England als dem klugen Krämervolke in ein sehr geistreiches, zudem mit historischen Kenntnissen durchsetztes Gewand kleidet. Schweizerland.

Der heimliche König. Schauspiel in fünf Akten. Von Johannes Lepsius. 1925. Broschiert M. 3.—.

Jesus at the peace conference. Von Johannes Lepsius. 3. Aufl. 1921. M. 1.25.

. . . in einer dramatischen Szene steht der Friedensfürst den drei „Friedensstiftern" Lloyd George, Wilson und Clemenceau Rede. Schweizerland.

Adolf Harnacks Wesen des Christentums. Von Johannes Lepsius. 2. Aufl. 1902. Broschiert M. 0.75.

Die Auferstehungsberichte. Von Johannes Lepsius. Mit einer Tafel. 1902. Broschiert M. 0.50.

Deutschland und Armenien 1914—1918. Sammlung diplomatischer Aktenstücke aus den Archiven des Auswärtigen Amtes zu Berlin und der Kaiserlichen Deutschen Botschaft in Konstantinopel. Herausgegeben von Dr. Johannes Lepsius. 542 Seiten in Originalband und Schutzkarton. 1919. M. 4.—.

Die sachlich, fast amtlich anmutende Dokumentensammlung entwirft ein Bild des Grauens, das auch der Zeitgenosse des Weltkrieges nur mit Entsetzen auf sich wirken läßt. In das armenische Volk scheinen die Schrecken des Völkerringens gleichsam in ihrer konzentriertesten Form eingeschlagen zu haben. Dr. Lepsius erhielt vom Deutschen Auswärtigen Amt alle Akten zur Verfügung gestellt, die den Verkehr der deutschen Regierung mit der Hohen Pforte in der armenischen Frage zum Gegenstand haben; die Berichte der deutschen Konsuln in Anatolien, Syrien und Mesopotamien bilden in ihrer Wirkung eine erschütternde Anklage gegen ein System, das sich wohl der unbeschreiblichsten Greuel der Blutjahre 1914—1918 rühmen darf.

Die Einleitung des Herausgebers ist ruhig und objektiv gehalten; sie führt den Leser vorzüglich durch die Sammlung der offiziellen Aktenstücke, deren Sprache wahrlich keine Verstärkung durch einen Kommentar bedarf. Die Frage nach der Verantwortlichkeit Deutschlands für die Armeniergreuel scheint mit dieser Veröffentlichung erledigt .... Neue Berner Zeitung, 1924. Nr. 99.

Der Todesgang des Armenischen Volkes. Bericht über das Schicksal des armenischen Volkes in der Türkei während des Weltkrieges. Von Dr. Johannes Lepsius. Vierte vermehrte Auflage. 27.—28. Tausend. 312 Seiten. 1930. Broschiert M. 3.—.

Ein erschütterndes Buch, das man nur mit einem von Seite zu Seite wachsenden Grauen lesen kann, wobei man nicht weiß, worüber man sich mehr entsetzen soll, über die unsagbaren, jeder Phantasie spottenden Leiden des dem Untergange überlieferten armenischen Volkes, oder über die türkische Barbarei, die im 20. Jahrhundert mit einer solch ausgesuchten Grausamkeit ein ganzes christliches, hochzivilisiertes Volk hinmordet und vernichtet. Deutscher Merkur, Freiburg (Breisgau), 1921. Nr. 2.

Missionshandlung u. Verlag, Lepsius, Fleischmann u. Grauer
Potsdam.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Johannes Lepsius zum Gedächtnis. 28 Seiten mit einem Bilde. 80 Pfg.

Zur religiösen Krisis der Gegenwart. Von Dr. Albert Weckesser. 32 Seiten. 1.— M.

Garabed und Djürdji, Vater und Sohn. Leben und Sittenbilder aus dem christlichen Mesopotamien von Jakob Künzler. 128 Seiten mit 6 Abbildungen. 1.50 M.

Armenien. Ein Bericht der Deutsch-Armenischen Gesellschaft zur Tagung des Völkerbundes im September 1927. 32 Seiten. 1.— M.

Meine Feuertaufe. Erlebnisse eines evangelischen Diasporapfarrers in Sibirien. Von Jacob Stach. 264 Seiten. 3.— M.

Das Mutter Annenbuch. Meine Lebenserinnerungen von M. A. Friedemann (ehemalige Missionarin der Deutschen Orient-Mission in Persien). 180 Seiten. Kartoniert 3.— M.

Mohammedaner-Mission. Eine Orientierung über den heutigen Stand der Frage der Mohammedanermission im nahen Orient. Von Richard Schäfer. 30 Pfg.

Missionshandlung und Verlag
Lepsius, Fleischmann & Grauer, Potsdam.

Die Dr. Lepsius Deutsche Orientmission gibt folgende Zeitschriften heraus:

Orient im Bild. Monatsschrift großen Formats, reich illustriert. Orientiert über den Orient und seine Völker, die armenische Arbeit, die Mohammedanermissionsaufgabe. Jährlich 3 M. Ausland 3.50 M.

Der Orient. Die religiösen und profanen Lebensmächte des Ostens. Herausgegeben von Paul Fleischmann. Abhandlungen über die großen kulturellen und religiösen Probleme des nahen Orients. Zweimonatsschrift zu je 2 Bogen jährlich 4 M. Ausland 5 M.

Der kleine Orient. Kleines vierseitiges Sammelblatt, das jedem Spender gratis zugesandt wird.

Gaben für die Mohammedanermission sowie Bestellungen an die

Dr. Lepsius Deutsche Orient Mission, Potsdam
Roonstraße 13. Postscheckkonto Berlin Nr. 24745.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

D: Ha 670/1

ULB Halle
001 948 598
3/1

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13

Geschichte eines Mohammedaners der Christ wurde

1938/135

Die Geschichte des Johannes Awetaranian)

Von ihm selbst erzählt.

Nach seinem Tode ergänzt von

Richard Schäfer

Zweite Auflage. 3.—5. Tausend
Mit 26 Abbildungen und einem
farbigen Titelbild



1930

Potsdam

Missionshandlung und Verlag

(Lepsius, Fleischmann und Grauer)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-305974807-13